



*Gloßenauzug u. Ein-
weihung*

*in Ziefen, den 19. Nov.
Nachmittags 3. Uhr 1958*

Pfarramt und Kirchgemeinde
Ziefen-Arboldswil-Supsingen
Ziefen (Kanton Basel-Landschaft)



Herrn J. Eglin - Kübler
Schatzungsbaumeister

M U T T E N Z



Zyfen, im Oktober 1950

Liebe Mitbürger,

Die Vollendung unseres neuen Geläutes steht bevor, und es ist uns nunmehr eine grosse Freude, Sie persönlich zu unsern Glockenfeiern einzuladen.

Sonntag, 19. November 1950, nachmittags 2 Uhr 15:

Glockenaufzug

Sonntag, 1. Advent, 3. Dezember 1950, 2 Uhr 15:

Glockenweihe

Wir hoffen, dass es Ihnen möglich ist, mit uns zu feiern und sich mit uns zu freuen und begrüßen Sie mit herzlichem Dank und Gruss

Autobus-Extrakurse auf die Züge
Liestal an 13.28, 13.47 und 13.50 Uhr.

Namens der Bürgergemeinde Zyfen

Der Präsident: **Joh. Waldner**

Der Schreiber: **Karl Tschopp**

Der Pfarrer: **Philipp Alder**

Wir entbieten unsern lieben auswärtigen Mitbürgern herzlichen Gruss!

Das Jahr 1950 soll der Kirche Ziefen die Vervollständigung ihres Geläutes bringen. Schon im Jahre 1908 hat Herr Pfr. Glur mit der Aeufnung eines Fonds begonnen, der in "kürzester Frist" Ziefen neue Glocken geben sollte. Seither sind 40 Jahre verflossen, zwei Kriege durch die Welt gegangen, und die Gemeinde selbst wurde durch eine umfassende Renovation unserer aus dem 9. Jahrhundert stammenden Kirche im Jahre 1936 in Anspruch genommen. Heute ist unser Gotteshaus auf dem Berge mit seinen Fresken aus dem 13. Jahrhundert ein Schmuckstück unseres Landes geworden. So ist es bei den zwei alten Glocken geblieben. In der Stille aber wurde durch all die Jahre weiter gesammelt, und heute stehen wir vor der Erfüllung des alten Wunsches nach einer Vervollständigung des Geläutes auf 4 Glocken.

Die kleine Glocke h von 1701 muss ihres brüchigen Gusses wegen umgegossen werden. Die alte Pestglocke aber von 1569, gegossen vom Schöpfer der grossen Heinrichsglocke des Basler Münsters, mit dem Ton gis soll erhalten bleiben.

Nachdem am 4. Dezember 1949 die Kirchengemeinde ihren Willen bekundet hat, eine neue grosse Glocke e anzuschaffen, wollte die Bürgergemeinde nicht nachstehen und beschloss bereits am 12. Dezember 1949 einhellig, die Mittel zur Schaffung einer

B ü r g e r g l o c k e

mit dem Ton fis aufzubringen. Diese Glocke soll ein Zeichen der Dankbarkeit sein für die gnädige göttliche Bewahrung vor dem letzten Kriege. Sinngemäss trägt diese Glocke das Wappen der Gemeinde Ziefen und die Inschrift: Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten, und einer alten Glockentradition gemäss die lateinischen Worte:

O REX GLORIAE CHRISTE VENI NOBIS CVM PACE 1950

(O Herr der Herrlichkeit, Christus, komm zu uns mit Frieden).

Das vollständige Geläute mit dem Glockenstuhl ist auf minimum Fr. 35,000.-- veranschlagt. Dafür sind uns bereits Fr. 23,000.-- zugesichert. Die Restschuld von Fr. 12,000.-- soll auf freiwilligem Weg aufgebracht werden. Vom elektrischen Geläute haben wir abgesehen, nicht nur, weil uns dazu die Mittel fehlen, sondern auch, weil wir am alten schönen Brauch des Glockenzuges festhalten möchten.

Wir glauben, dass auch Sie mit uns sich am Vorhaben unserer Gemeinde freuen werden. Darum bitten wir Sie herzlich, an die Glocken Ihrer engsten Heimat zu denken und Ihre Verbundenheit mit Ihrer Heimatgemeinde durch eine Spende zu bezeugen.

Sie helfen dadurch mit an einem einmaligen grossen Werk, das Generationen überdauern wird. Und wir hoffen, auch Sie persönlich zur Glockenweihe am 16. Juli 1950 einladen und in unserem Dorfe begrüssen zu dürfen.

Namens der Bürgergemeinde Ziefen

Der Präsident: Joh. Waldner

Der Schreiber: Karl Tschopp

Der Pfarrer : Philipp Alder

Die Gaben sind erbeten
auf Postcheckkonto V 2875
Pfr. Ph. Alder, Bürgerglocke,
Ziefen. / Baselland

*Mit herzlichem freun und Dank
für Ihre Mithilfe!
Zur Orientierung über unsere Aktion.
Jh. Ph. Alder*

Empfangschein - Récépissé - Ricevuta

Fr. **50.** c. **—**

einbezahlt von - versés par - versuti da:

J. Eglin - Küble

Mutterz

auf Konto
au compte
al conto

N^o *V* 2875

für - pour - per

Hr. Pfr. Alder, Ziefen
Bürgergemeinde Ziefen



* Für die Poststelle:
Pour l'office de poste:
Per l'ufficio postale:

Pfarramt der Kirchgemeinde
Ziefen-Arboldswil-Lupsingen
Tel. 75710

Ziefen (Kanton Basel-Landschaft)
am 3. November 50

Herrn Baumwister J. Eglin-Kübler
Muttenz

Sehr geehrter und lieber Herr Eglin,

Sie hatten die grosse Güte, unsere Glockenbestrebungen mit Rat und Tat zu unterstützen. Heute haben wir die grosse Freude und Ehre, Sie persönlich im Namen unserer Kirchgemeinde herzlichst zu unseren Glockenfeiern einzuladen.

Insbesondere bitten wir Sie auch, an dem Essen teilzunehmen, das der Kirchgemeinderat den Behörden, Mitarbeitern und Gönnern nach dem Glockenaufzug am 19. Nov. im Gasthaus z. Rössli offerieren wird.

In der Erwartung Ihrer gütigen Zusage verbleiben wir mit freudlichem Gruss

Namens der Kirchgemeinde

Z Y F E N - A R B O L D S W I L - L U P S I N G E N

der Praesident:

Johns. Waldner

der Schreiber:

Karl Kessler

der Pfarrer:

H. Philipp Ader.



Beh. Gedenkfeier in Ziefen
Sonntag, den 19. Nov. 1950

1950

†



Am Großenauzug

in Ziefen, Sonntag, 19. Nov

1950

mit Hans Fanner aus Pirsfelden
teilgenommen.

ü. an der Großenweide, Sonntag, den

3. Dezember, Nachm. 2 1/2 Uhr. 1950

Ziefen, Mitte August 1950.

Liebe Mitbürger!

Unsere Bitte um eine Glockenspende hat ein überaus erfreuliches Echo gefunden. Allen Spendern möchten wir nochmals herzlich danken.

Da die Glockengiesserei in Aarau unseren Glockenguss auf den 4. August verschoben hat, werden Sie das Programm zu den Glockenfeiern erst auf den Spätherbst erhalten.

Die Verzögerung ermöglicht uns aber, wie wir hoffen, unsere Sammlung zu einem guten Ziel zu führen. Sie sei besonders denen in wohlwollende Erinnerung gerufen, die sich daran noch nicht beteiligt haben.

Mit herzlichem Dank und Gruss

Namens der Bürgergemeinde Ziefen

Der Präsident: *Joh. Waldner*

Der Schreiber: *Karl Tschopp*

Der Pfarrer: *Philipp Alder*

Die Spenden sind erbeten auf Postcheckkonto V 2875 Pfr. Ph. Alder, Ziefen.

DRUCKSACHE



ZIEFEN, St. Blasius

Herrn Baumwiler J. Eglin

Muldenz

Sehr verehrter, lieber Herr Eglin,

meine Ziefner Mannen sind am vergangenen Sonntag mit grosser Begeisterung von Muttenz heimgekommen. Leider war es mir nicht möglich, sie zu begleiten, da ich in Lupsingen einen 6 jährigen Knaben zu beerdigen hatte. Und nun kommt gar am Montag Ihre hochherzige Spende von Fr.50.- !! Abernaber! was haben Sie nur gedacht! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie uns Ihre Gabe gefreut und gerührt hat. Ich möchte Ihnen im Namen von Gemeinderat und Gemeinde, aber auch ganz persönlich den herzlichsten Dank dafür aussprechen. Ueberhaupt haben Sie uns ja so Viel schon geboten und geraten. Aber es ist nicht umsonst gewesen, unsere Aktion schreitet tapfer fort. Abgesehen von dem Beitrag der Bürgergemeinde Ziefen (6.000.-) habe ich in diesem Jahr bereits 10'200.- Fr. zusammengebracht, was für unsere kleinen und bescheidenen Verhältnisse nicht wenig ist. Ich mache mir allerdings keine Illusionen, dass wir noch vieler Mittel bedürfen, aber das Ziel werden wir bestimmt erreichen. Leider hat uns die Glockengiesserei schwer im Stich gelassen. Im Vertrag war die Lieferung der Glocken auf 1. Juli abgemacht. Gestern habe ich nun angefragt, man gab mir keine rechte Auskunft und heute morgen ist ein sehr unhöfliches Telephon eingelaufen mit der Mitteilung vor Betttag gebe es nichts daraus! Grossartig, nichtwahr! Diese Leute wissen, dass Sie das Monopol haben, und wenn Sie mal den Auftrag haben, machen sie mit einem, was sie wollen. Ich werde diesem Herrn Bär heute noch telephonisch etwas erzählen, das er nicht auf die Glocken giessen wird! Ihnen aber möchte ich nochmals herzlich danken für Ihre Gabe. Ich rechne damit, dass Sie selbstverständlich auch mit uns feiern werden, wenn die Glocken mal hier sind!

In herzlicher Ergebenheit

Ihr

H. Künzli Alder

Basel-Land

Quellen und
Forschungen

Inhalt :

(Dorfgeschichten)

- a Glockenaufzug in Ziefen , 1950
- b Umbau der Sakristei in Sissach
- c Kirchgemeinde Arisdorf-Giebenach-Hersberg 1957
- d Reformierte Kirche in Arlesheim 1957
- e Die Kirche von Rümlingen renoviert 1951
- f Kirche von Pratteln 1953
- g Kirche von Oltingen 1956
- h rKirche von Benken 1955
- i Der päpstliche Nuntius und das Baselbiet
- k Die Kapellen von Wittinsburg u.Lampenberg 1950
- l Ernstes u.Heiteres aus einem Kirchenregister d.17.Jahrhunderts
- m Die Kirche von Buus 1944 (3)
- n Die erste evangelische Kirche in Reinach (Pfr.Gauss)
- o Aus der Frühgeschichte von Lampenberg 1936 (Pfr.Gauss)
- p Kirche Bubendorf 1934
- q Binningen-Bottmingen im Zeitalter d.Reformation (Gauss)
- r Kirche Pratteln 1929
- s Kirche zu St Margrethen
- t Jakob Schlamp, der Reformationspfarrer v.Wintersingen
- u Die Reformation in Sissach
- v Die Reformation in Oltingen 1917
- w Von der Kirche zu Bretzwil u.v.Wandbildern in Pratteln
- x Kirche von Reigoldswil
- y Die Kirche von Bubendorf
- z Aus der Geschichte Läuelfingens (Pfr.Gauss) 1908
- aa Kirchen v.Buus u.Maisprach, Kirchgemeindehaus Reinach
- bb Wie die Waldenburger zu ihrer eigenen Kirche kamen 1957
- cc Kirche Ormalingen

dd Wandmalereien in der Kirche von Pratteln
ee Michaelskapellen im Baselbiet 1924

[

f

o

f

f

(

oo

Inhalt :

(Dorfgeschichten)

- a Glockenaufzug in Ziefen , 1950
- b Umbau der Sakristei in Sissach
- c Kirchgemeinde Arisdorf-Giebenach-Hersberg 1957
- d Reformierte Kirche in Arlesheim 1957
- e Die Kirche von Rümlingen renoviert 1951
- f Kirche von Pratteln 1953
- g Kirche von Oltingen 1956
- h Kirche von Benken 1955
- i Der päpstliche Nuntius und das Baselbiet
- k Die Kapellen von Wittinsburg u. Lampenberg 1950
- l Ernstes u. Heiteres aus einem Kirchenregister d. 17. Jahrhunderts
- m Die Kirche von Buus 1944 (3)
- n Die erste evangelische Kirche in Reinach (Pfr. Gauss)
- o Aus der Frühgeschichte von Lampenberg 1936 (Pfr. Gauss)
- p Kirche Bubendorf 1934
- q Binningen-Bottmingen im Zeitalter d. Reformation (Gauss)
- r Kirche Pratteln 1929
- s Kirche zu St Margrethen
- t Jakob Schlamp, der Reformationspfarrer v. Wintersingen
- u Die Reformation in Sissach
- v Die Reformation in Oltingen 1917
- w Von der Kirche zu Bretzwil u. v. Wandbildern in Pratteln
- x Kirche von Reigoldswil
- y Die Kirche von Bubendorf
- z Aus der Geschichte Läuelfingens (Pfr. Gauss) 1908
- aa Kirchen v. Buus u. Maisprach, Kirchgemeindehaus Reinach
- bb Wie die Waldenburger zu ihrer eigenen Kirche kamen 1957
- cc Kirche Ormalingen

dd Wandmalereien in der Kirche von Pratteln
ee Michaelskapellen im Baslerbiet 1924



III 199

~~Wolff~~
Betrifft Goldbauzug in Ziefen

Sonntag, den 19 Nov. 1950. Nachm.

ii. Einweihung, Sonntag den 3. Dez. 1950.
Nachmittags v. 2 Uhr an



St. Blasiuskirche v. Ziefen.

— 1951 —

Sehr verehrte Gemeindebehörde von
Ziefen, Arboldsauil u. Lupsingen!

Sehr verehrter Hr. Pfarrer!

Gestatten Sie mir ein paar Worte!

Die Chilchgemeinde von Ziefen
hat am hütigen Sonntag ne einzigartiges
Ereignis erlebt, wie mes eindruckvoller
u. schöner nit denke cha. Ne Tag da
me mit guetem Recht als ne festtag
~~bezeichnet~~ innerordenlicher Ort
bezeichnet cha u. da im Laufe von de
Jahrhunderte gewöhnlich nur einer
Generation verschieden isch.

Das betrifft dr Ufzug der
Chilchegloggen in hocherbarenen
Fürm der altherwürdigen St. Blasius-
Kirche.

2.

Mir alle bei hütte dörfe mit aseh,
wie die ganze Bevölkerig vo Ziefe
vo Arboldswil u. Lüpnig und wo
im weitere Nochbergmeinde in Schaaress
uff dr Thilchbarg ufe pidgeret isch
im die neue Gloggen z' Grüene.

Wer cha das Schauspiel und
d' Begeistig skildere wo die vier
Bekranzte Glogge, eine nach der andere,
unter Gang, Musikbegleitung u.
Asproche, dür d' Schueljugend, nach
aller Sitte langsam, aber sicher, in Turm ufe
Zoge word zj?

Wär das mitageh het, wird
das prächtig Schauspiel nie vergin!

D' Nachricht vom Ziefner Gloggenwüßig
 isch aber no in ne weitere Verbreit-
 drunge.

Es hei sich no Gant ins em andere Baselbiet
 u. sogar ins d'r. Stadt Basel igfunde
 die mit gromem Interesse an Euerer für
 Teilquoh u. sich mit Euch mitgfreit hei.

Zu denen orkienen u. igladeten
Gant gehört au dr Sprechende.

Und wild ^{ich} Srad s' Wort he, möcht ich
~~ich~~ die Klagenheit Bemühe u. dr Behörde
 wo Ziefe u. Esünden au im Hr. Pfarrer Alder
 heizlich z' danke, dan ich an euerem
 festtag, d' Günst u. d' Ehr hat mit
 Euch d' freud z' teile.

Die Beziehungen zwüchen im Sprechenden
 u. Euerer Gloggen-Aktion is zwar nit
 erst am lütige Sontig g' schoren worden,
Sie eiggen witer z' rugg.

Schon vor einigen Monaten kan i d' Ehr
 gla mit Euerer Roumion u. mit em Hr. Pfarrer
 Alder in Verbindig z' trette.

~~in Verbindung z' horten~~ // Jetzt aber glaub ich
 aus Euerer Mitte ~~da~~ d' frog stellen z' horen:
 "Was het d' Romunion Bewoge, grad uff
Mittwoch abe z' griffe und dr Jakob Eglin mit
dr Glockenfrog in Ziefen in Verbindig
z' Eringe ?? - Die frog isch ~~schon~~ bald Be-
antwortet. // Me het nämlich z' Mutter (in
 immer Wohn- u. Heimatgemeinde) vor ungefähr
 1 1/2 Jore ne ^{gute} gleich Aktion, wie do
 in Ziefen direkt au ne Verbenerig
vo einem alten Chilchegli und au ne
Erweiterung um zwei neue Geosken.

Mit der Leitung vom ganzen Unternehmen
und namentlich mit der Ufricht ^{über} der
baulichen und technischen Arbeiten,
 isch der Sprechende Betraut worde.

Das schint Euerem verhoren Hr. Janner
~~schon~~ Bekannt worde z' sy.

Denn er het sich bald druf mit dem
Sprechenden in Verbindig gesetzt und
 ihn agfragt, ob er die gesammelten
Erfahrung au dr Chilchgemeinde Ziefen
 wott so zuecho, die sch au mit der
gleiche Glockenfrog befanen huet.

5.

Mit grosser freud han i' das fruntlig
Anerbiet agnoli und my ^{selbverständlich} beret erklän
recht gem dem Wunsch folge z' leisten
und dr Chilchgemeind Zieser, sowis
al' ^{er} mir möglich sig, zu Dienst z' stoh.
Bald druf het dr Gemeindrot wo Ziese
ne Augenchein agordnet, an dem d' Glo-
ckenkommission, dr Hr. Farret u. der Spre-
chende teilquo het.

Me ~~W~~isch uff dr Chilchturn use gsteige
u. het Alles besproche, namentlich
alli die Froge, die mit den Gailichen
Arbeiten im Zusammenhang gstande sig.
Es scha aber ^{jetz} mit im Rahnen wo mine
Urschribe liege, alle ^{das} was damals be-
sprochen und berete worden isch, jetzt
zu repitiere. Aber eines han i wo
dr damalige Besprechung im Frühjohr 1950
mit kein swa, nämlich die Geoinheit,
dan die ganz Organisation betreffend
die Glockenfros, in Zieser in usgezeichn
guten Händen glägen isch und dan
me am gute Gelingen ^{von der ganzen Aktion} mit het hoffe
meene.

6.

Im Zusammenhang und gewissermaßen
als Folge von dem Außenbau im Ziefen
Chilchturm, kann ymir drum erlaubt,
d' Gemeindebehörde von Ziefen, und
Gründers an Euer verehrte Signis, dr
Hr. Koch zu meine Zweck uff Mittag
abe iglade.

Zue meiner grossen Freude hat ^{druff} ~~Caldweller~~
u. zwar am Freitag, am 30. April 1950,
dr Gemeinderat meiner Stadig Folge gleit.
u. uff Mittwoch cho.
Me hat gericht d' Chilche agliegt.
Nachher isch me in Chilchturm ufe,
und dort bei die Herren alles das fix u.
fertig chome geh, was in Ziefen projekty
und in Ursicht quo hat, dr meini
Glockenstuhl, die mit neuen Foch u.
Kloppel, isgrüsten alten und neuen
Glocken und Gründers an die sinnliche
Installation zum elektrischen Antrieb
für sämtliche sechs Glocken in Waldholz.
~~Zufällig sind auch die gleichen Firmen~~
~~mit dr Ursprünglich beauftragt worden, die~~

Die Berichtigung der neuen Anlag
 in Mutteng hat Bij de Bekordenmit-
glieder vo Ziefen u. oor Allen aü
bin Sgrint der Beste Idruck hinderlo
 und i gläub, dan da' Pruck uff
 Mutteng abe, dannals mit vergäbe
grj isch.

Wie in Mutteng, sy aü in
Ziefen die glükern Firmen mit der
 Ustführung Betraut worde, die alt-
 bekant Geochengienerei Reutsch
in Oarau u. die für die elektrische
 Lauteinrichtung güt empfohlene
Firma Muff in Friengen (Rt. Lägera)

Die wichtigste Frage, binene sonstige
Postspielige Unternehmen bildet immer
 d' Geldfrage, wie sollen die nötigen Mittel
 beschafft werden? Diese Hauptfrage
 ist aber so die Chilichgemeinde von Jiefen
 und ihre tappereu Pionieren ^{mit ein Postspiel an der} glücklich
gelöst worden. Bei am Anfang von der Arbeit
~~die~~ hat die Inwohnergemeinde ne
ansehnliche Teil von der Arbeit über.
 An Arbeitszeit u. Löhne werde gern
 ihre Anteil bestimmen.

Ungewöhnliche Anerkennung gebührt aber an
 die Bürgergemeinde Jiefen, die sich
 ebenfalls ^{großzügige} mit seiner maßhaltige Beitrag
 an dem schönen Kulturwerk Beteiligt hat.

Wit wunder groß ist die Offenwillig-
keit von den Chilichgemeinden ganz.

Wie man versucht hat, soll die Ursache
 ne überaus erfreuliches Ereignis gefunden ha.

Und es wäre wenig zu, oder gar
keine, die absicht gestanden zu.

Ne besondere Beitrag von der Spender
 nicht seiner Mitbürger, dr. H. Zeller, Commodore-
präsident i, da in höflicher Weise die Klein-
Stimme aus eigene Mittel gefunden hat.

9.
des ~~weiteren~~ ^{weitere} schöne Beweis von der
kulturellen Verbundenheit mit der
Kirche und der Gemeinde ^{an} Zugewandten
köchst lobenswerten Zuwendungen
der ausanigen Industrie u. weitere
hochherzigen Donatoren, außerhalb
der Gemeinde

Da großartige Erfolg hat denn d'Kommi-
sion ermöglicht ganze Arbeit z' mache
u. an der elektrische Antrieb für
alle 4 Glocken z' installiere, was
anfänglich mit vorgeseh grü isch.

Wenn an durch diese moderne und
technische fadellere Trichtig, das
bisherige übliche vorhand Lüfte wegfallen
Auch, so bedeutet die neue Installation
ne große unabstriffbare Vorteil u.
ne Vereinfachung, die vor Allem
im Sigrist zu Amt erläutere
wird. So gut me hätte d'Pasiment-
stül mit elektrischer Energi in
Gang setzt, wird niemerk, dr
alti Zustand zügig wünsche,
wo me dr Wabstück mit der
Webstange hat in Funktion setze
müsse.

Au s' Platzhülle am Morge u. Zobe,
s' Mittag- unds Vesperhülle wird künftig
hin uff elektrischen Weg durch ne
sinnvolle Apparat unleit werde.

Und nun gold das solone Gemeinschafts
werk der Vollendung entgegen, so dan
in 14 Tagen die kirchliche Zweilig
Haffinden Plana, dann werden in
Zukunft vier Gloschen ihre Stimmen
über Dorf u. Thal erhalten lo.

Wöchte die Stimmen der vier Gloschen
nicht nur gehört u. ~~beachtet~~ ^{bedüct} werden,
sondern Mahnzüge ^{bedüct} zum Frieden
und gütererfriendlyen Zusammenarbeit
aller Gemeindeglieder.

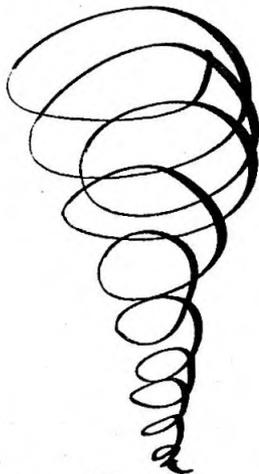
Vor Allem aber hoffen wir, dan die
4 Gloschen vornehmsten Zweckbestimmung
der Verkündigung der göttlichen Worten
in erder erhalten bleiben mögen!

Ich schiene meine Ausführung mit der
uralten Gegebenheit die du in einem
Zeitalter, wie vor Jahrhunderten, ^{immer noch} Gältigkeit!

„O Rex glorie Criste veni nobis
cum pace!“

auf deutsch:

„O König der Ehren, Christus, Komm
zu uns mit Deinem Frieden.“



13. Ansprache gehalten, bei der Einweihungs-
feier der neuen Kirchenglocken, Sonntag,
Abend den 3. Dez. 1950, im Pönl'i i Ziefen.
von J. Eglin. Mutterung.

Mädchen Sommer- und Winterkurse absolvieren können. In diesem Unterrichtsjahr vermitteln unsere Kurse die Grundlagen für den Haushalt. Je nach den Verhältnissen können die Mädchen einen Teil der obligatorischen Kurse, ohne überanstrengt zu werden, erledigen, so daß ihnen dann später der Weg für die fakultativen Fächer offen steht. Gewiß wird dieses Jahr ihre körperliche Erstickung fördern; darum möchte diese zeitgemäße Frage im engern Familienkreise einer ernsten Prüfung unterzogen werden. Zu geeigneter Zeit wird die Kommission ein Inserat erlassen, damit sich die Töchter für diese Kurse anmelden können.

Sissach. Umbau der Sakristei. Unsere Kirche besitzt bekanntlich auf der Nordseite einen kleinen Anbau, die „Sakristei“, der bis vor kurzem als Remise, früher einige Jahre auch als Raum für den Totenwagen benützt wurde. Eingemauerte Gewölbeanfänge beweisen, daß dieser Ort früher einer andern Benützung — eben als Sakristei — zugehört war. Die freiwillige Kirchenpflege wünschte den Bau wieder seiner einstigen Bestimmung, also zu kirchlichen Zwecken, zurückzuführen. Dank dem Entgegenkommen der Behörden, der wertvollen Unterstützung durch Herrn Gemeindeverwalter Hb. Horand, der fachverständigen Planausführung und Bauleitung von Herrn Wd. Müller, sowie der künstlerischen Leistung von Kunstmaler Hugo Cleis, konnte ein stimmungsvoller, kapellartiger Raum geschaffen werden, der unsere Kirche wertvoll ergänzt, auf den die ganze Kirchgemeinde stolz sein kann. Ein zierlich geformtes Deckengewölbe schließt die Sakristei nach oben, schmale, bleigefasste Fenster, in deren Nischen die elektrische Heizung unsichtbar eingebaut ist, geben ihr Licht; ein roter Plattenboden gibt eine ruhige Unterlage. In den Mauernischen sind hinter handgeschmiedeten Gittern — Ersteller Herr G. Tschudy, Schmied — die Abendmahlsgefäße wohl versorgt. Tisch, Stabellen und Truhemöbelerien den Raum und geben ihm ein recht heimeliges und doch ernstes Gepräge. Das Schmuckstück der

Sakristei ist das von der kant. Kunstkreditkommission finanzierte Wandgemälde, das von Kunstmaler Hugo Cleis in hervorragender Technik und feinsinniger Auffassung ausgeführt wurde. Herr Gemeindeverwalter Horand schreibt darüber im Bericht der Kirchgemeinde (Jahresrechnung 1936) folgende historische Angaben: „Die gebiegene Malerei stellt einen Bekehrungs- und Taufakt aus der Alamannenzeit dar. Ebenfalls in Beziehung zur Frühgeschichte unserer Kirche steht der oberhalb der Eingangstür gemalte St. Jakob, der Ältere, der „große Wanderer unter den Aposteln“, der als Patron unseres Gotteshauses die Kirche mit dem ehemaligen „Käsbissendach“ im Arme hält. Er ist kenntlich gemacht durch seine Heiligenattribute, d. h. den Wanderstab, die umgehängte Wasserflasche und den Wanderhut mit den Jordansmuscheln. Unter dem besonderen Schutze dieses Heiligen haben einst die irischschottischen Wandermönche in fränkischer Zeit das damals noch heidnische Alamannenvolk unserer Gegend zum Christentume bekehrt.“ Die Sakristei dient nun in Zukunft als Aufbewahrungsräum der Sakralgeräte, als Warteraum für Taufleute, Pfarrer, Redner; als Sitzungszimmer des Kirchgemeinderates und der freiwilligen Kirchenpflege. Nach dem in jeder Hinsicht so glücklich ausgefallenen Umbau danken wir öffentlich allen Persönlichkeiten und Behörden, welche in irgend einer Art mitgearbeitet und gespendet haben.

Freiwillige Kirchenpflege Sissach.
Sissach. (Mitg.) Der Turnerische Vorunterricht hat für dieses Jahr bereits begonnen. Er wird vom Turnverein durchgeführt und ist schon Mitte Juni beendet, um mit dem Militärischen Vorunterricht und dem Schießkurs fortzusetzen. Der Turnerische Vorunterricht soll dazu dienen, den Jüngling auf die Rekrutenschule vorzubereiten. Und vor allem seinen Körper, der noch in steter Entwicklung begriffen ist, durch angemessene Leibesübungen günstig zu beeinflussen. Neben Springen, Laufen, Klettern, Stoßen und Stemmen werden auch Marsch- und Freiübungen, Spiele und Gelände-

*Nr. 36 Kirchengemeinde Arisdorf - Giebenack -
Hersberg*

1957 Nr. 36

Monatsblatt für *III 199*
das reformierte Volk
von Baselland

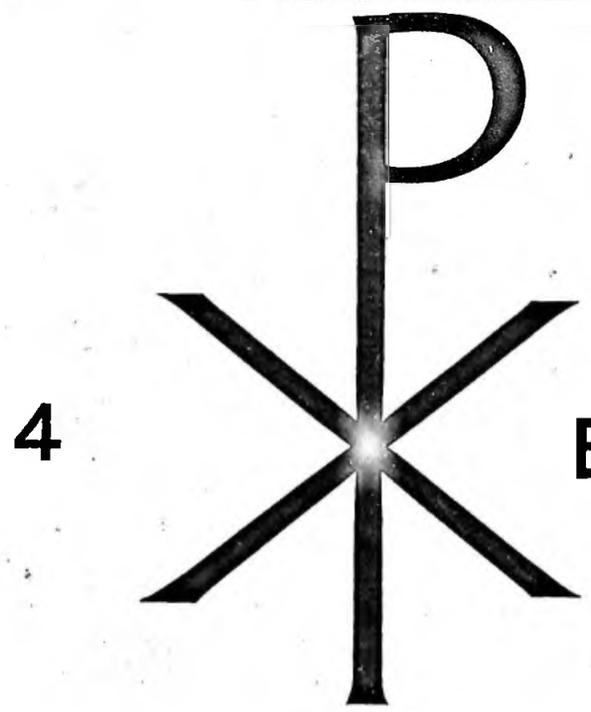
**Kirchengemeinde
Mutzenz**

Liestal, Januar 1957
48. Jahrgang



Herrn
Eglin-Kübler Jakob
Schatzungsbaumeister
Mutzenz Pratteierstr. 6

1875



Baselbieter Kirchenbote

Gott liebt die Fernen!

Ja, Gott liebt die Fernen! Auch jene greuliche Gross-

seine Liebe nicht auf die Frommen beschränkt, sondern sogar dem verhassten, «gottlosen» Ninive gnädig ist.

Der Prophet Jona muss es erst noch lernen, dass Gott die Welt nicht mit den Augen frommer Eiferer an-

Kirchgemeinde Arisdorf-Giebenach-Hersberg

Lieber Leser,

wenn du einen Sonntagsausflug planst, so nimm dir einmal vor, die Höhen um Arisdorf zu durchwandern. Bist du von Liestal aus das Windental hinaufgestiegen und hast die mitten im Wald liegende bescheidene Passhöhe erreicht, so führt dich der Weg zur Rechten (links gehts zum Aussichtsturm) nach Hersberg, dem hochgelegenen kleinen Dorf, das zu unsrer Kirchgemeinde gehört. Statt wie üblich weiterzugehen zur Sissacherfluh, rate ich dir, das Dörflein zu durchqueren und dich dann auf dem selten begangenen Waldweg Richtung Augst durchzuschlagen, bis du auf der Höhe der «Eilerten» wieder ins Freie trittst. Ueberrascht blickst du in das Arisdorfer Tal hinunter, das sich wie ein einziger Baumgarten vor dir ausbreitet. Ueber dem Dorf in der Talmulde ziehen sich die Felder zu den Hügeln hinaus. Da und dort liegt frei ins Land hinausschauend ein stattlicher Bauernhof. Ueber den bewaldeten Höhen kannst du bei klarem Himmel die Vogesen in der Ferne sehen, die Rheinebene mit den silbernen Windungen des Stroms, die Türme der nahen Stadt und im bläulichen Licht die Gipfel der Schwarzwaldberge.

Hörst du die Glocken heraufläuten? Die Kirche liegt grad unter dir, und ohne Hast kommst du grad recht zum Gottesdienst. Abwärtssteigend, am schönen Bechhof vorbei, siehst du die Dorfstrasse und den Bach in einer Talenge verschwinden: da liegt das andere kleinere Dorf der Kirchgemeinde: Giebenach, das an das alte Augusta Raurica grenzt. Die Kirchgänger steigen aus dem Dorf herauf oder von den Höfen herab.

So schön das Kirchlein auf seinem Hügel im Grünen liegt, so verusst und renovationsbedürftig schaut es im Innern aus. Kein Wunder: seit dem Einbau der Orgel Anno 1884 ist darin nicht mehr viel verbessert worden. Ursprünglich stand nur eine kleine Kapelle, dem hl. Kreuz geweiht, im oberen Dorfteil, der noch heute «im Kreuz» heisst. Sie gehörte mit dem nahen Bruderhaus zum Stift Zofingen. 1521 dem Domstift Basel abgetreten, kam sie unter den Schutz der reformiert gewordenen Stadt. 1595 wurde die heutige mitten im Dorf gelegene Kirche errichtet. Die greuliche, Chorbogen und Fenster zerschneidende Seitenempore wurde erst 1820 eingebaut. Der Turm mit seinen drei Glocken, ein Werk der Urgrossväter (1849), ersetzte einen baufälligen Dachreiter, unter dem man seines Lebens nicht mehr sicher war. Nun hat die Gemeinde beschlossen, die Kirche ganz zu renovieren. Hoffentlich geschieht dies auf gefreute Weise.

Wie mit dem Kirchlein steht es auch mit der Gemeinde. Was vom Höhenweg aus idyllisch aussieht, ist aus der Nähe besehen weniger lieblich. Die ländliche Abgeschiedenheit mit ihren Schönheiten hat auch ihre Schattenseiten. Schon damals, als eine gesunde Frömmigkeit die Gemeinden im oberen Baselbiet erweckte und prägte, blieb die unsre abseits liegen. So können wir kaum an eine gute kirchliche Tradition an-



knüpfen, und was etwa der «Stündeler» anderswo zu hören bekommt, trifft bei uns den Kirchgänger, der die Zivilcourage aufbringt, an einem gewöhnlichen Sonntag den Gottesdienst, diese «Wybersache» zu besuchen. Das Kollektiv der Jugendlichen lässt heute ihre Burschen weniger spießrutenlaufen, und zum Glück lebt eine Gemeinde nicht nur aus eigener Tradition, sondern aus dem lebendigen Wort.

Unsre Bauern und Arbeiter haben es nicht leicht. Viele unter ihnen führen einen harten Lebenskampf. Der Boden ist schwer und uneben, das Land verzettelt. Die Pflege der Obstbäume nimmt viel Zeit und Kraft in Anspruch. Aus der Not, am Sonntag arbeiten zu müssen, wird leicht Gewohnheit und innerer Zwang. Oft fehlen die Arbeitskräfte. Die Anschaffung der Maschinen zwingt dazu, noch grössere Erträge herauszuwirtschaften. Besonders die Frauen kommen dabei nie aus der Arbeit heraus.

Jegliche Industrie wurde absichtlich ferngehalten, was aber nicht verhindern konnte, dass viele Leute den Pflug stehen liessen und auswärts Arbeit suchten. Leicht hat es auch bei uns der Arbeiter nicht. Oft sieht

er im Winter sein Dorf und sein neues Haus nur bei Nacht. Als Schichtarbeiter fährt er bei jedem Sudelwetter etwa nach Pratteln und kehrt nach ungesunder, strenger Arbeit hundemüde heim, wenn der Tag beginnt. Dies alles solltest du, lieber Ausflügler, auch sehen, wenn du über den Garten der blühenden Bäume hinwegschaust.

Weitsichtige Bauern weisen heute selber darauf hin, dass das Dorfleben vor tiefen wirtschaftlichen und geistigen Veränderungen steht. In geduldiger Besinnung muss, vom Bauernstand selber ausgehend, ein neuer geistiger Boden gelegt werden, aus dem die Landfamilie in eigener Würde leben kann. Das Fundament, auf dem ein ehrenwerter Bauernstand aufbauen kann — diese Erkenntnis ist im Wachsen —, kann nur der christliche Glaube, und nicht mehr der Seelen und Familien zerstörende Mammon sein. In der Praxis zeigt sich das auch bei uns: wo es gut geht, da stehen Väter, Mütter und Kinder füreinander ein, damit jedes zu seinem Leben komme. Die ältern Geschwister bringen für die Ausbildung der jüngern Opfer, die meist mühsamen Alten werden gepflegt. Den Kranken wird die

Baselbieter Kirchenbote

Gottes Volk

Juli 1957

Zerstreut und mannigfach geschieden
Und in der Zeitlichkeit verhüllt
Wallt, Herr, vor dir ein Volk hienieden,
Das du mit deinem Geist erfüllst.

Es sind die Boten, die du heiligst,
Ausrüstest in unheil'ger Zeit,
An deiner Sache mitbeteiligt
Durch Leiden, Kreuz und Herrlichkeit.

Wir führen deines Geistes Stempel,
Gehüllt in irdisches Gewand,
Und legen dir zum künftgen Tempel
Das Fundament in jedem Land.

Du kennest uns an jedem Orte,
Wohin du uns gestellet hast,
Wir gehn im Glauben deiner Worte
Und tragen jedes Tages Last.

Lass uns ein Salz der Erde werden
Und als der Menschheit erste Kraft
Mitleidend tragen die Beschwerden
Der ganzen Zeitgenossenschaft.

Wort der Kirche auf ein Gebet des Feld-
predigers reduziert wird, dann kann es
einem — gelinde gesagt — nicht mehr ganz
wohl bei der Sache sein. Gibt sich die Kir-
che her für einen solchen «Seelencocktail»
(Soldatensprache!) und übernimmt dadurch
dass sie ihren Bann zur Verfeinerung ste-

Reformierte Kirche Arlesheim

fanden, auch die von Duggingen, von Pfeffingen, von Gempen und Hochwald. Es lösten sich neue Treffpunkte, und mit Hilfe von Vikaren entwickelten sich sogar Gemeinden, so in Reinach, dann in Dornach zusammen mit Gempen und Hochwald und in Aech zusammen mit Pfeffingen. Und heute hat jede Gemeinde ihren eigenen Pfarrer, ihre eigene Kirchenpflege, ihren eigenen Kummer und ihren besonderen Stolz. In jeder Gemeinde sind die kirchlichen Bauten den eigenen Verhältnissen und Nöten angepasst. Trotzdem kuscheln sie alle gerne unter das grosse schützende Dach der Kirchgemeinde, wo unter anderem auch die gemeinsame Kasse verwaltet wird, die für den finanziellen Ausgleich besorgt ist. — Es mag für die katholischen Birsecker nicht immer leicht gewesen sein,

tropfen in den Park zum Festgottesdienst. Er wurde von Vorträgen des Kirchenchors und einer Bläsergruppe umrahmt und von allen vier Pfarrern der Gesamtgemeinde des Birsecks durchgeführt, ein Zeichen der fortdauernden Verbundenheit. Im Mittelpunkt stand die Predigt des Ortspfarrers, Dr. Rudolf Bohren, über Salomos Weispruch 1. Kön. 8, 27 - 29, die einen bleibenden Eindruck hinterlassen dürfte. Darauf leitete der Präsident des Kirchenvorstands, J. Bonnard, einige markante Grussworte ein, zuerst von Kirchendirektor Dr. E. Boerlin, dann von Kirchenratspräsident E. Zeugin, von Synodalpräsident Pfr. H. Langenegger und — als launigem Sprecher der drei Tochtergemeinden Reinach, Aesch-Pfeffingen und Dornach — Pfr. W. Erhardt, der der Muttergemeinde warm für alles von ihr Empfangene dankte und ihr als Präsent ein schönes Bild des Arlesheimer Künstlers Max Löw überreichte. Zur gleichen Zeit hielt Lehrer Kl. von Gunten für die in der Kirche versammelten etwa 500 Kinder einen Jugendgottesdienst.

Einen überaus anschaulichen Einblick in die eigenartige Geschichte der Kirchgemeinde bot das von alt Lehrer August Sumpf in Arlesheim verfasste Festspiel, das in vier Bildern vor einer überfüllten Turnhalle über die Bretter ging. Das erste Bild zeigte das edle Paar Alioth-Falkner im Gespräch über den Plan, für die wie verlorenen Protestanten des Birsecks in ihrem Garten eine Kapelle zu bauen.



Reformierte Kirche Arlesheim

Wer vom Baselbiet aus «sein Ländchen» überschaut, der hat bald einmal das unbestimmte Gefühl, dass dort hinter der Schauenburg der Sundgau beginne und dass dort ein anderes Volk sein fremdes Wesen treibe. Und die Geschichte gibt ihm sogar weitgehend recht; denn unter den Franken schon lag die Gaugrenze zwischen dem Augstgau und dem Sundgau gerade auf der Birslinie, wo schon die Römer vor 2000 Jahren die birseckischen Rauraker vor den Toren ihrer Kolonie sitzen liessen. Durch viele Jahrhunderte schied diese mit Burgen gekrönte Grenze das Fürstentum des Bischofs von dem Hinterland der bürgerlichen Stadt. Es braucht allerhand, bis eine solch tiefe Narbe verheilt ist, und noch heute ist der Patient damit gekennzeichnet als der Hintersässe oder der nicht Vollberechtigte. Oder meint er es nur? — Die Geographie hat ihn dafür besser behandelt. Breite, braune Aecker wölben sich in den Böden, rings von saftigen Matten umgrenzt und von den Hängen lachen die Reben. Allen historischen Verknoorzheiten zum Trotz führt heute ein offener Talweg zum Markte nach Basel und bringt Leben in die einst so einsamen Dörfer. Neue Generationen ziehen auf — Fabrikanten mit ihren Spezialisten und Technikern — Stadtbürger entfliehen der Menschenenge und erwerben Höfe oder bauen Landhäuser. Ihnen folgen die Pächter, Handwerker, Krämer, Kaufleute usw. Merkwürdig: die meisten sind Protestanten — es sieht aus, als ob sie einem ausgeklügelten Missionsplane folgen müssten. Erst war es das Kirchlein im Aliothschen Garten in Arlesheim, wo sie sich Sonntag für Sonntag ein-

fanden, auch die von Duggingen, von Pfeffingen, von Gempen und Hochwald. Es lösten sich neue Treffpunkte, und mit Hilfe von Vikaren entwickelten sich sogar Gemeinden, so in Reinach, dann in Dornach zusammen mit Gempen und Hochwald und in Aech zusammen mit Pfeffingen. Und heute hat jede Gemeinde ihren eigenen Pfarrer, ihre eigene Kirchenpflege, ihren eigenen Kummer und ihren besondern Stolz. In jeder Gemeinde sind die kirchlichen Bauten den eigenen Verhältnissen und Nöten angepasst. Trotzdem kuscheln sie alle gerne unter das grosse schützende Dach der Kirchgemeinde, wo unter anderem auch die gemeinsame Kasse verwaltet wird, die für den finanziellen Ausgleich besorgt ist. — Es mag für die katholischen Birsecker nicht immer leicht gewesen sein, zuzusehen, wie ihr Bo-

den mit fremdem Wesen sich durchsetzte und wie das nicht immer mit dem nötigen Takt geschah. Die beiden Kirchen aber arbeiten gut nachbarlich zusammen. Merkwürdig ist es schon, dass viele dieser heutigen Birsecker bei ihrem Einzug einzig an Verdienst und Geschäft dachten und um ihren Besitz einen haltbaren Hag zogen; dass aber viele recht bald den Weg zum Andern suchten und jene Gemeinde fanden, die Jesus Christus als ihren festen Grund erkennt.

A. Sumpf.

Ein Freudentag

Das war für reformiert Arlesheim der 26. Mai 1957, der Tag, an dem die Gemeinde zusammen mit ihren Tochtergemeinden, der Synode der Kantonalirche und vielen andern Gästen ihr **hundertjähriges Bestehen** feiern durfte. Zwar machte das Wetter alles andere als ein Festgesicht, es war kalt und fing grad im ungeschicktesten Augenblick an zu regnen, wodurch der herrliche Festplatz im Park der Familie Alioth, der historische Platz der alten Kapelle, leider nicht zur Geltung kam und auch die Aufführung des Festspiels in die Turnhalle verlegt werden musste. Aber man liess sich davon nicht zuviel anfechten und in der Freude stören. Die Freude über das Wachstum und Leben einer christlichen Gemeinde ist gottlob nicht vom Wetter abhängig, auch nicht all die Hingabe, mit der viele Gemeindeglieder die Feier vorbereiteten und durchführten.

Wir können hier nur das Wichtigste nennen. Um halb 3 Uhr begab sich unter dem Geläute des Kapellenglöckleins der Zug der Gäste vom Kirchgemeindehaus trotz Regen-

tropfen in den Park zum **Festgottesdienst**. Er wurde von Vorträgen des Kirchenchors und einer Bläsergruppe umrahmt und von allen vier Pfarrern der Gesamtgemeinde des Birsecks durchgeführt, ein Zeichen der fortdauernden Verbundenheit. Im Mittelpunkt stand die Predigt des Ortspfarrers, Dr. Rudolf Bohren, über Salomos Weispruch 1. Kön. 8, 27 - 29, die einen bleibenden Eindruck hinterlassen dürfte. Darauf leitete der Präsident des Kirchenvorstands, J. Bonnard, einige markante **Grussworte** ein, zuerst von Kirchendirektor Dr. E. Boerlin, dann von Kirchenratspräsident E. Zeugin, von Synodalpräsident Pfr. H. Langenegger und — als launigem Sprecher der drei Tochtergemeinden Reinach, Aesch-Pfeffingen und Dornach — Pfr. W. Erhardt, der der Muttergemeinde warm für alles von ihr Empfangene dankte und ihr als Präsent ein schönes Bild des Arlesheimer Künstlers Max Löw überreichte. Zur gleichen Zeit hielt Lehrer Kl. von Gunten für die in der Kirche versammelten etwa 500 Kinder einen **Jugendgottesdienst**.

Einen überaus anschaulichen Einblick in die eigenartige Geschichte der Kirchgemeinde bot das von alt Lehrer August Sumpf in Arlesheim verfasste **Festspiel**, das in vier Bildern vor einer überfüllten Turnhalle über die Bretter ging. Das erste Bild zeigte das edle Paar Alioth-Falkner im Gespräch über den Plan, für die wie verlorenen Protestanten des Birsecks in ihrem Garten eine Kapelle zu bauen und für einen Pfarrer zu sorgen. Im 2. köstlichen Bild tauschen am Wegkreuz über die Hecke hinweg der katholische Dekan Sütterlin und der reformierte Pfarrer Kündig brüderliche Worte. Das 3. Bild lässt freilich auch in den heftigen Streit Anno 1912 über das rechte Kirchenbauprojekt hineinblicken, aber im Schlussbild scharren sich jung und alt der Tochtergemeinden um die ehrwürdige liebe «Mutter Arlesheim».

Man hätte dieses Spiel mit dem Gemeindegesang dazwischen wohl für den Höhepunkt halten können. Und doch dünkt mich, habe der **Abend im schönen Kirchgemeindehaus** noch einen Schritt weitergeführt. Hier sassen und assen alle, Gemeindeglieder und Gäste, richtig an den Tischen zusammen, und hier wurde gezeigt, wie heute praktisch evangelisches Gemeindeleben werden und sich betätigen kann. Pfarrer Brunner, von Emmenbrücke bei Luzern, stellte sich mit 12 Männern seiner Gemeinde vor, Männern verschiedener Berufe, vom Arbeiter bis zum Direktor und alles ging ganz natürlich. Wer kann das Wort vergessen, das ein amerikanischer Soldat nach dem Krieg unter eine Christusstatue schrieb, die man in einer zerstörten Kirche wieder zusammensetzte, nur ohne die nicht mehr aufzufindenden Hände: «Ich habe keine andern Hände als die euren»? Was zwischen Einzelnen und in der Gemeinde werden kann, wenn Menschen wirklich auf Christus hören und ihm gehorchen, davon sagten diese Männer etwas aus ihrer Erfahrung im Betrieb, in der Familie usw. Hier wurde nicht bloss über den Neuaufbau menschlicher Gemeinschaft gesprochen, hier erlebte man etwas davon

Von unserm Protestantisch-kirchlichen Hilfsverein

Er arbeitet meist im Stillen und tritt nur selten an die Öffentlichkeit, obwohl seine Arbeit uns alle und die ganze Kirche angeht. Am meisten tritt er hervor in seiner Jahresfeier. Diese fand diesmal am 2. Juni in Frenkendorf statt und war wegen des schönen Wetters leider mässig besucht. Wer kam, hatte es gewiss nicht zu bereuen. Nach der Begrüssung durch Pfr. Stückelberger gab uns Pfr. R. Hardmeier von Augst ein lebendiges, anschauliches Bild «von den Anfängen einer Diasporagemeinde im Kanton Uri», z. T. aus eigenem Miterleben, da er in Altdorf aufgewachsen ist. Industrie und Technik brachten die Protestanten ins Bergtal. Die Eisenbahner in Erstfeld gründeten schon 1885 eine Gemeinde und bauten 1899 ein eigenes Kirchlein. In Altdorf kam es erst 1917 und 1924 dazu. Gegen was für Widerstände sich diese Gemeinden zu behaupten hatten, zeigt sich z. B. darin, dass sie bis vors Bundesgericht gehen mussten, um ihre Toten auf dem Friedhof des Wohnorts beerdigen zu können. Wachstum und Ausbau wurden auch nur möglich durch grosse Hingabe einzelner Gemeindeglieder, begüterter und einfacher, eines Bahnwärters und seiner Tochter, des Bahnhofwirts Zahn in Göschenen (Vater des Dichters Ernst Zahn) oder eines höhern Unteroffiziers in Andermatt. Die Glaubensgenossen haben dort heute noch keinen leichten Stand und es stärkt sie, wenn wir bei einem Aufenthalt in ihrer Gegend den Gottesdienst besuchen und ihnen die Hand drücken. — Freude bereitete an der Feier auch die örtliche Junge Kirche mit ihren frischen musikalischen Darbietungen.

Der Präsident des Vereins, Lehrer W. Hug, Binningen, gab Einblick in die Arbeit des Werks und legte ein besonders warmes Wort ein für die Glaubensbrüder in Ilanz und Mastrils, die vom vordringenden Katholizismus bedrängt sind und trotz grosser Opfer (Kirchensteuer 30 Prozent der Staatssteuer!) sich nicht allein halten können. — Ein zwangloses Zusammensein im «Rebstock» beschloss die Feier.

Dem Jahresbericht für 1956 entnehmen wir noch folgende interessante Angaben. Die Reformationskollekte belief sich auf Fr. 17 733.42 und die Jugendgabe auf Fr. 1207.82. So schön dieses Ergebnis ist, so sollte und könnte wohl bei der guten Wirtschaftslage noch mehr getan werden. — Allschwil brauchte bei dem raschen Wachstum schon einen dritten Pfarrer und ein Gemeindehaus, um allen Gruppen dienen zu können. In Reinach ist es ähnlich. Dort sollte die Gemeinde allein eine Million für eine Kirche aufbringen und hat auch schon innert 3 Jahren 85 000 Fr. zusammengetragen, aber wieviel fehlt immer noch! Hier sollte wie in Basel die Kantonalkirche helfen können. Ungeheuer ist der Wechsel. Während die Gemeinde von 1200 auf 2000 Seelen wuchs, sind gegen 6000 Personen zu- und weggezogen! — In Oberwil-Therwil-Ettingen sind zwei neue Lehrstellen geschaffen worden und werden

gleichsam mit. — Nicht vergessen seien von diesem Abend aber auch die musikalischen Gaben, so mehrere von einem weiblichen Gemeindeglied aus Dornach einführend vorgetragene «Neger-Spirituals».

So darf die Gemeinde Arlesheim gewiss mit dankbarer Freude auf dieses Jubiläum zurückblicken und dadurch gestärkt mit Zuversicht auf Gott getrost auch vorwärtsblicken. W.

dieses Frühjahr noch zwei weitere dazugekommen sein. In Aesch ist die Kirche jetzt von einem Wohn- und Gewerbequartier umgeben und hat eine Orgel erhalten.

Lasst uns den letzten Satz des Jahresberichts beherzigen: «Die innere Verbundenheit in Glaube und Liebe mit unsern Diasporagliedern in der Nähe und in der Ferne stärkt auch uns selbst.» W.



• Vielerlei Wichtiges wäre aus dem Berichtsmonat zu melden. Aber das haben mir meine Redaktionskollagen schon weggeschnappt. So bleibt nur noch Kleines zu erwähnen übrig.

Da hab ich etwas aus Muttentz tönen hören, wo die kleinen, sangesfreudigen Buben und Mädchen im Alter von 10-12 Jahren jede Woche am Dienstagabend von 5-6 Uhr zu einer Singstunde zusammenkommen. Wozu? Um in ihnen Freude zu wecken an guten Liedern und Kanons, die sie dann an sonntäglichen Gottesdiensten, liturgischen Feiern und Festtagen mit ihren jugendfrischen, klaren Stimmen im Gottesdienst erschallen lassen, zur Freude der Gemeinde und zu Gottes Lob und Ehre! Natürlich produzieren sie sich dann nicht wie so viele etlichen Chöre vorn in der Kirche, sondern lassen ihren Gesang von der Empore her ins Gotteshaus hinein erklingen.

Sicher sind auch in andern Gemeinden fähige Lehrerinnen oder Lehrer oder Dirigenten zu finden, die gerne einen solch schönen und dankbaren Dienst übernehmen. Und die Kirchenchöre müssen keine Angst haben vor dieser jungen «Konkurrenz», dürften im Gegenteil froh sein über den Nachwuchs.

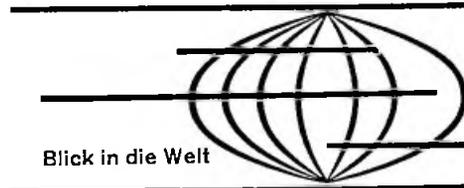
Wir sollten überhaupt unsern jungen Gemeindegliedern mehr solch praktische Aufgaben in der Gemeinde und im Gottesdienst zuweisen. Denn sicher kranken unsere Jugendgruppen auch daran, dass sie nicht wissen, für wen und wozu sie da sind und nicht bloss daran, dass die Jungen «keine Zeit» mehr haben.

Und dann käms auch nicht mehr vor, dass an einem glänzend improvisierten Jugendtag wie dem zu Sissach keiner Zeit hat, sich der zusammengeströmten Baselbieter Jugend nach dem Morgengottesdienst anzunehmen und sie im Schloss Ebenrain umherzuführen. So sind sie denn führerlos auch im vorbildlichen Gutsbetrieb «herumgehübert», ohne das schöne Schulgebäude besichtigt zu haben. Und dabei wäre der Verwalter zu einer Führung bereit gewesen.

So war das Thema der beiden (nicht improvisierten!) Referate am Nachmittag und der trafen Voten über «Du und deine Zeit» für Jugendliche und Pfarrer gleich aktuell und besinnlich, über das sich zu besinnen viele Pfarrer freilich «keine Zeit» hatten.

Nicht improvisiert war natürlich auch der farbige Tonfilm «Hakahana», der nach ein paar fröhlichen Spielen in der Turnhalle über die Perleinswand des Protestantischen Film- und Radioverbandes rollte. Dieser Film verdiente, mitsamt den schon erwähnten Referaten für viele Kirchgemeindeabende vorgesehen zu werden! Mit seinen hervorragend schönen Aufnahmen stellt er uns mitten hinein in die schweren Probleme der Industrialisierung und

des Nationalismus in Afrika, mit denen sich dort Menschen und Mission auseinandersetzen müssen. Es hat ein Wettlauf um die farbigen, erwachenden Völker angefangen, der uns Christen aus unserem Kirchenschlaf aufrüttelt und uns zwingt, eilends an die Arbeit zu gehen für die Mission Jesu Christi. Wahrlich Arbeit in Hülle und Fülle im Dienste unseres Meisters für jung und alt! B.



Jugendkriminalität

Wer je schon an der heutigen Jugend keinen guten Faden gelassen hat, sollte es zur Kenntnis nehmen: «Gemessen an der Bevölkerungsbewegung ist die Jugendkriminalität, weil sie weder zahlenmässig noch schweremässig zugenommen hat, gesunken.» Diese und noch andere erfreuliche Feststellungen können wir dem ausgezeichneten Sonderheft der «Pro Juventute» entnehmen, das sich mit dem Jugentlichen befasst, der zum «Täter» geworden ist.

Immerhin waren es allein im Kanton Bern 1955 immer noch 597 junge Menschen unter 18 Jahren, die in irgend einer Weise straffällig geworden sind. Wenn diese Zahl wohl relativ und absolut kleiner ist als jene vom Jahre 1943 (630) so verbirgt sie immer noch unendlich viel Not, Elend und nicht zuletzt auch Mitschuld der Erwachsenen. Die Betreuung und Nacherziehung der straffällig Gewordenen bleibt eine grosse Aufgabe für sich. Für Eltern, Schule und Kirche besteht die Pflicht der Vorbeugung. Unsere kirchliche Jugendarbeit wirkt vor allem durch Vereine, Kreise und Bünde. Sie erfasst in den seltenen Fällen den wirklich Gefährdeten. Die Klub- und Jugendhäuser, das allen offene Heim mit der Freizeitwerkstatt, dem Erfrischungsraum, dem Spielplatz, die heute in England und Amerika eingerichtet werden, sind keine Extravaganzen besonders finanzkräftiger Kirchgemeinden, sondern ein Dienst, den jede Stadt und grössere Industriegemeinde ihrer Jugend schuldig ist.

Die Sorge des Zürcher Gemeinderates

Der Stadtrat unserer grössten Schweizerstadt sah keine Notwendigkeit, die Bewilligung für den Betrieb der Nachtcafés zu verlängern. Eine gemeinderätliche Kommission und mit ihr nun auch der Gemeinderat, wollen nun aber im Gegenteil noch einigen weiteren Lokalen die Erlaubnis erteilen, bis 2 Uhr morgens ihre Tore offen zu halten. Die Zürcher Gemeinderäte sind in grosser Sorge, in den Ruf von finstern Puritanern zu geraten. Sie wollen dem «bescheidenen Nachtleben» nicht den Riegel stossen und glauben, das dem guten Ruf von Zürich als Fremdenstadt schuldig zu sein.

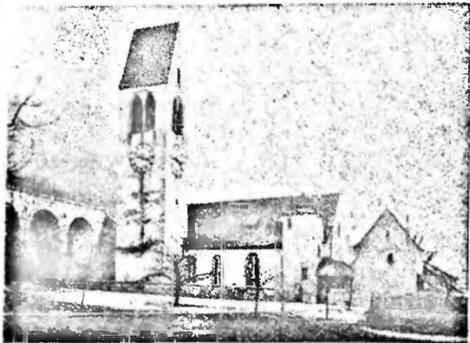
In Wirklichkeit sind es weder grundsätzliche Erwägungen noch die Fürsorge für die lieben Fremden, die den Gemeinderat zu diesem Entschluss bewogen. Erfahrungsgemäss tummeln sich in den Nachtcafés weder die Fremden noch späte Heimkehrer, sondern sie sind, mehr oder weniger verborgen, Treffpunkt und Börse der ansässigen Halbwelt. Es ist kaum anzunehmen, dass der Zürcher Gemeinderat bewusst den Dirnen einen Ersatz für das durch Gerichtsentscheid verbotene Trottoir

Die Kirche von Rümelingen renoviert

Die heimelige reformierte Kirche von Rümelingen, in welcher sich die Gläubigen des Kirchsprengels

Rümelingen—Buckten—Känerkinden—
Häfelfingen—Wittinsburg

versammeln zur Anhörung des Wortes Gottes, ist in dem hinter uns liegenden halben Jahr einer vollständigen Innenrenovation unterzogen worden. Die Verwaltungskommission des Kirchen- und Schulgutes von Baselland, welcher die Bauaufgaben betreffend unsere Kirchen und Pfarrhäuser zur Lösung übertragen sind, hat am 26. April 1951 in Verbindung mit den Kirchengemeinden des Sprengels die Innenrenovation



Kirche Rümelingen und Viadukt

der Kirche beschlossen, welche nach den vorliegenden Kostenvorschlägen auf den Betrag von 105 000 Franken zu stehen kommen soll. In diesem Betrag ist die ebenfalls in Ausführung begriffene Orgel, für welche annähernd 30 000 Franken aufgewendet werden sollen, nicht inbegriffen. Die Pläne für die Renovation wurden vom Hochbauinspektorat, Herrn Architekt W. Arnold, erstellt, welchem auch die Bauleitung übertragen war.

Mitte Mai konnte schon mit den Arbeiten begonnen werden, welche folgende Neuerungen umfassen:

- Isolation gegen aufsteigende Feuchtigkeit. — Einbau eines Chorbogens. — Zumauern der Türe an der Südseite, Erstellen einer neuen Aussentüre im Turm. — Neuverglasung sämtlicher Fenster, Ersetzen von Fenstereinfassungen in Naturstein. — Neue Kanzel, neuer Pfarrstuhl. — Neugestaltung der Empore. Einbau einer neuen Orgel auf der Empore. — Neue Holzdecken im Schiff und im Chor. Deckenbemalung durch Walter Eglin. — Bemalte Fenster im Chor durch Jacques Dübli. — Neuer Wandverputz. — Neue Bodenbeläge im Schiff und im Chor. — Elektrische Raumheizung. — Neue Beleuchtung. — Neue Sitzbänke im Schiff. — Neue Bestuhlung im Chor und auf der Empore. — Malerarbeiten.

An der Ausführung der Arbeiten waren vornehmlich Baselbieter Handwerksfirmen beteiligt. Das äussere Bild der Kirche erfuhr keine Umgestaltung, dagegen bietet das Innere ein Bild vollständiger Erneuerung, die aber durchgeführt wurde unter Wahrung des bodenständigen und altherwürdigen Charakters der Kirche. Der in Aussicht genommene Tag, der 23. Dezember 1951, an welchem nachmittags der erste feierliche Gottesdienst in der Kirche abgehalten wird, kann pünktlich eingehalten werden, so dass die

Kirchenbesucher des grossen Kirchsprengels an diesem letzten Adventssonntag sich zum erstenmal in ihrer Kirche treffen und das Wort Gottes anhören können.

Historisches

Von der Familie des Herrn Pfarrer D. K. Gauss wurden uns dessen Aufzeichnungen aus den Urkunden betr. die Kirche von Rümelingen zur Verfügung gestellt, denen wir die nachfolgenden, speziell die Einwohner des Kirchsprengels Rümelingen interessierenden Angaben entnehmen.

Die Kirche von Rümelingen war Tochterkirche der Pfarrkirche Sissach und wurde durch die «vescher oder helffer zue Sissach» versehen. Sie war dem Ritter Georg geweiht. Er lässt auf die Zeit der Entstehung der Kirche schliessen, zu Anfang des XIII. Jahrhunderts, als die Strassen über die Hauensteine erneute Bedeutung gewannen. Ihre Gründer waren ohne Zweifel die Proburger, welche im Besitz von Rümelingen waren. Die Gemeinde blieb zwar im Verbands der alten Muttergemeinde Sissach. Allein die Kapelle war mit einem grossen Kirchengut ausgestattet, das der Gemeinde gestattete, «alle sacrament und begrebnisse by inen» zu haben und später auch aus den Nutzungen einem Priester «ein erber zymlich uskommen» zu gewähren.

Ueber die Kapelle von Rümelingen wird sehr wenig sichtbar. So viel ist gewiss, dass sie ehemals viel kleiner war. Ueber der Sakristei erhob sich der Turm, wie es in Muttenz auch der Fall war.

Am 25. Mai 1501 wurde Rümelingen als selbständige Gemeinde von Sissach getrennt und mit einem eigenen Priester versehen. Ein Ausdruck dieser Selbständigkeit ist auch der Taufstein mit der Jahrzahl 1514. Im Jahre 1520 erhielt die Kirche eine oder zwei Glocken.

Da die Gemeinde schon vor der Durchführung der Reformation entschieden evangelisch gesinnte Pfarrer hatte, ging der Umschwung ohne schwere Erschütterungen vorüber. Die Kirchenzierden verschwanden in der Stille.

Im Jahre 1609 wurde das Beinhaus in einen Zehntenspeicher umgebaut. Er trägt vorn am Eckstein die Jahrzahl 1609 und die Wappen des Berrers Matthias Rottenmund, eines MAB des Müllers F. Eglin. Dass es sich um das Beinhaus handelte, geht aus dem Umbau des Jahres 1624 hervor. Damals wurde im Speicher der Keller um einen Schuh tiefer gegraben und gewölbt. Bei dieser Gelegenheit wurden im Keller eine Menge «Dottenbeine» gefunden, welche aussgetragen und wider vergraben wurden.

Wichtiger war die Erhöhung des Turmes in den Jahren 1626—1628.

1656 musste der Glockenstuhl, der gar presthaft war, erneuert werden. Bald aber mussten grössere Umbauten vorgenommen werden. Der Raum in der Kirche war zu klein geworden. Schon am 25. September 1668 wurde die Reparatur beschlossen und auch bereits mit dem Zimmermann Hans Joggi Sackher zu Buckten ein Verding abgeschlossen. Es zeigte sich aber, dass auch der Dachstuhl über dem Chor «alters presthaft» war. Am 31. Juli 1669 wurde darum auch ein neuer Dachstuhl auf dem Chor beschlossen und tags darauf an denselben Zimmermann verdingt. Er hatte eine Länge von ungefähr einem Drittel des Dachstuhles auf der Kirche. Die Kirche erhielt eine doppelte Bühne, so dass der obere Raum als Koraschütte verwendet werden konnte. Die Decke der Kirche wurde blau gemalt und mit Sternen belebt. Eine eichene Kanzel (Predigtstuhl), zwei eichene Ehrenstühle und neue Weiberstühle wurden in die Kirche gestellt und schliesslich die Kirche in- und auswendig eingefasst und mit Sprüchen geziert.

Die folgende Zeit brachte nur kleinere Reparaturen. Zweimal ist auch vom Storchennest auf dem Turm die Rede. 1700 wurde es mit Eisen und Holz verbessert und 1721 mit Haken befestigt.

Schon 1756 zeigte sich, dass der ganze Dachstuhl faul war. Bei dieser Gelegenheit wurde festgestellt, dass die Kirche 83 Schuh lang und 27 Schuh breit war. Obwohl die Erneuerung des Dachstuhls als unumgänglich notwendig bezeichnet worden war, wurde doch erst am 29. September 1759 ein neuer Dachstuhl aufgerichtet. Zugleich wurden die Decke, die Kanzel, die Fenster gestrichelt und Gesimse gestrichen und die Wände wieder mit biblischen Sprüchen ausgeziert. Auf dem Letzter wurde gegen Süden ein neues Licht ausgebrochen.

Im Jahre 1761 bekam die grosse Glocke einen Riss. Der Glockengiesser Weitnauer hielt einen Umguss für notwendig. Das Läuten wurde eingestellt. Die Glocke an die Brüder Weitnauer zum Umguss verdingt. Sie kam am 26. Februar 1762 in Rümelingen an. Sie wog 2654 Pfund, während die alte ein Gewicht von 3335½ Pfund gehabt hatte. Eine Verkleinerung der Glocke war beabsichtigt gewesen. Sie trug die Inschrift:

Gott allein die Ehr. Herr Johannes Merian, H. Hans Jacob Burckhardt, H. Emanuel Hoffmann, H. Franz Passavant Stadtschreiber, und damaligen Deputaten, ist diese Glocke von Friedrich und Heinrich Weitnauer gegossen worden. 1761 Basell.

Am Samstag, den 27. Februar, wurde die Glocke in Anwesenheit der beiden Glockengiesser mit Hilfe der Erwachsenen unversehrt und ohne Anstand in den Turm gezogen, und am Sonntag darauf durch bestellte Handfröhner 24 Stunden aneinander geläutet. Pfarrer Samuel Pravicini rühmte den schönen reinen Klang. Allein der Rat war mit dieser Probe noch nicht zufrieden. Er verlangte, dass sie 48 Stunden lang ohne Aufhören geläutet werde. Am Montag, den 6. April morgens 6 Uhr wurde mit dem Läuten begonnen und am Mittwoch darauf um dieselbe Zeit abgebrochen.

Die Glocke hatte die Probe bestanden. Obervogt und Schlossschreiber hatten in der Weite und Nähe die Läutung, die ein aller Stille und Ehrbarkeits sich vollzogen hatte, angehört.

Im Jahre 1799 wurden im Chor alle Stühle ausgegebenen die der Beamten nebst dem stufenweis erhöhten Boden neu gemacht. Am Sonntag den 9. Juni erschienen einige Offiziere und verlangten, dass die Bänke herausgerissen würden, damit die Kirche zu einem Pulver- und Kriegsmaterialmagazin eingerichtet werden könne.

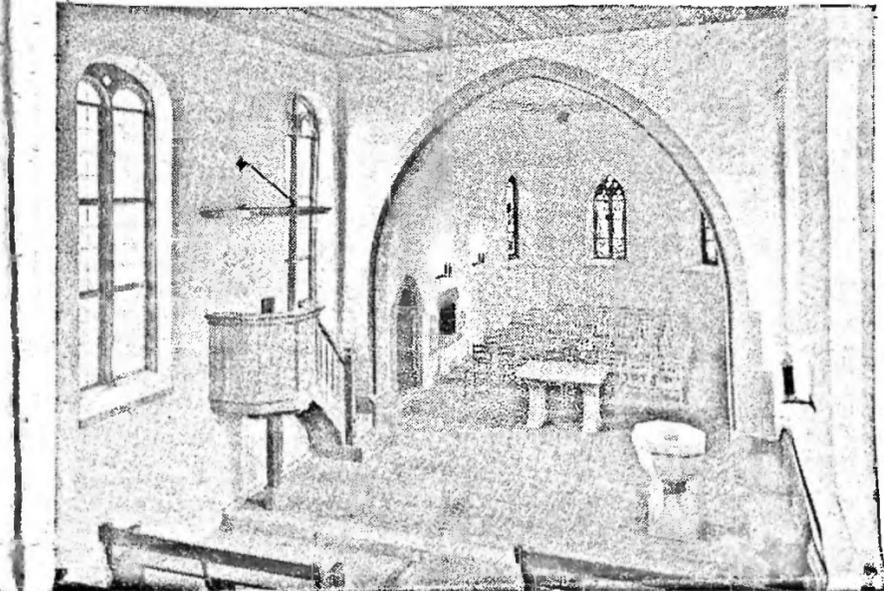
Der Befehl wurde zurückgenommen. Dagegen wurde das ganze Chor und der Platz vor dem Altar mit langen Pulverfässern besetzt. Ein Durchgang zur Kanzel und zum Glockenhaus wurde offen gelassen. Am 30. September wurde alles von den französischen Truppen wieder geräumt. Mit Genugtuung bemerkte der Pfarrer, dass die Stühle im Chor unverletzt geblieben seien.

Im Herbst 1833 bedurfte die Uhr einer Reparatur. Da ein Uhrmacher im neuen Kanton nicht vorhanden war und ein Basler nicht in Betracht kam, wurde sie an den Grossuhrenmacher von Laufenburg, Xaver Pändrich vergeben. Nachdem im Jahre 1857 die Kirche eine neue Bestuhlung und anstatt der Holzbühne eine Gipsdecke erhalten hatte, wurde im Jahre 1863 die alte Uhr durch eine neue mit Viertelschlagwerk ersetzt. Die Gemeinde zahlte an die Kosten von Fr. 1680 den Anteil für das Viertelschlagwerk im Betrage von 490 Fr., die ihr von den Eltern der 1861 gestorbenen Anna Bürgin geschenkt worden waren.

Nachdem im Jahre 1900 die Gemeinde eine neue Orgel angeschafft hatte, wurde die Kirche mit Leimfarbe gestrichen und 1911 darauf auch aussen verputzt. Das alte Bild von Kirche, Kirchhof und dem 1668 gebauten und wiederholt erweiterten Pfarrhaus hat an seiner Einheitlichkeit bis in die Gegenwart nichts verloren.

In neuester Zeit ist den wiederholten Begehren der Kirchengemeinden des Sprengels von der Verwaltungskommission des Kirchen- und Schulgutes endlich Gehör geschenkt worden, worauf es zu dem schon erwähnten Baubeschluss vom 26. April 1951 kam. Auf die Klänge der neuen, im Bau begriffenen Orgel muss die Gemeinde morgen Sonntag allerdings noch verzichten, indem die Ablieferung und der Einbau der Orgel erst später erfolgen können.

Aber trotzdem wird der erste Gottesdienst am morgigen letzten Adventssonntag in der neuen Kirche ein unvergesslicher Gedenktag bleiben. Möge das Wort Gottes, das in der Rümlinger Kirche verkündet wird, dem ganzen Kirchsprengel zum Segen reichen.



Innes der renovierten Kirche

Am Bau beteiligte Firmen:

Maurer- und Verputzarbeiten

G. Corradis Erben
Buckten und Läfelfingen

Telephon (062) 7 51 97

Elektrische Installationen für Licht und Heizung

E. Grieder, Känerkinden
Elektrische Anlagen

Telephon (062) 7 52 45

Malerarbeiten

Alb. Zehntner, Malermeister
Gelterkinden

Balkenweg, Telephon 7 70 88

Zimmerarbeiten

E. Leuthardt, Zimmerei-Holzbau
Rümelingen

Telephon (062) 7 51 65

Schreinerarbeiten

H. Flückiger-Rösch, Buckten
mech. Bau- und Möbelschreinerei

Telephon (062) 7 52 49

Wappenscheiben, Kirchenfenster, Renovationen



Hans Schläfli, Glasmaler
Basel

Frobenstrasse 62, Telephon 5 49 68

Malerarbeiten

O. Blum, Malergeschäft, Buckten

Telephon (062) 7 52 53

GEBR. GLATT LIESTAL

Plattenarbeiten

Telephon 7 28 70 und 7 33 19

77° 32'

III 199

Kirche v. Pratteln

Sept. 1953



BASELBIETER KIRCHENBOTE

Monatsblatt für das reformierte Volk von Baselland

Kirchgemeindeblatt von Muttenz

So spricht der Herr, euer Gott: In Umkehr und Ruhe liegt euer Heil; in Stillehalten und Vertrauen besteht eure Stärke.

Jesaja 30, 15

Lang, lang ists her, seit dieses Wort zum ersten Mal ins Volk hinein gerufen wurde. Bald 2700 Jahre sind vergangen, seitdem es dem Propheten Jesaja für alle, die Jerusalem bewohnten, in den Mund gelegt wurde. Viel ist seither geschehen auf der Welt, unfasslich viel, und vieles hat sich seither geändert; von Radio und Fernsehen, von Wahlproporz und Atomphysik hat damals in Jerusalem kein Mensch die blasseste Ahnung gehabt. Aber hat deswegen das obenstehende Gotteswort etwas von seiner Wahrheit und Gültigkeit auch für uns Menschen des 20. Jahrhunderts eingebüsst, ja ist dieses Wort nicht grad wie für uns, auch für uns Schweizer, auch für uns als evangelische Christen gesagt, trifft es uns nicht grad an unsern kranksten Stellen und zeigt uns, was uns am meisten nottut? Könnte es ein passenderes Wort geben für uns, wenn wir jetzt wieder dem Betttag entgegengehen und die Frage sich stellt, wie wir diesen Tag am besten begehen?

«In Umkehr und Ruhe liegt euer Heil, in Stillehalten und Vertrauen besteht eure Stärke.» Wir hätten diese Worte gründlich missverstanden, wenn wir daraus nur die Mahnung hörten, der Welt den Rücken zu kehren und uns in die Stille eines Klostersgärtleins oder eines nach aussen abgeschlossenen traulichen Eigenheims zu flüchten. Das wäre zu einfach und zu bequem, zu eigensüchtig, sogar wenn man das Leben überhaupt hinter sich wirft wie jener Dichter, der es damit begründete, er habe den «dégout von allem» bekommen. Das ist zuletzt doch nur eine Flucht, nicht nur vor dem Unangenehmen, vor der Verantwortung, sondern

gerade auch Flucht vor — Gott! Und dabei will Gott uns alle ja gerade zu *Ihm hin rufen*: Umkehr zu Ihm, unserm Schöpfer, Herrn und Vater, ruhen in Ihm, ohne den wir keinen Augenblick leben können; Ihm stillehalten, seinem Ruf, seiner Leitung; Ihm vertrauen, seiner Zusage, seiner Führung. Dazu brauchen wir nicht aus der Welt zu laufen, im Gegenteil, mitten in der Welt, die ja doch seine Welt ist und bleibt, mitten in dieser Welt will Gott uns haben, will er, dass wir uns nach ihm ausrichten, uns ihm hingeben, ihm standhalten und stillhalten. In seinem Sohn ist er ja wie tief in diese Welt hineingegangen und hat über ihr das Licht ganzer Erlösung aufgehen lassen. Nun sollen wir ihm zutrauen — Christus gibt uns das Recht dazu —, dass er diesen seinen Plan, dies sein Werk auf keinen Fall mehr aufgibt, dass ers hinausführt, und dass in dieser ganzen Erlösung auch uns persönlich geholfen und ein Weg gegeben ist, der ins Leben führt. Das ist ja eben Schuld und Unglück auch unsres Geschlechts, dass wir Gott das nicht zutrauen und uns ihm entziehen und dann lieber unsre eignen Wege gehen, uns selber helfen wollen. So stürmen wir dahin, fallen in immer ärgere Hast und Hetze, Unrast und Unruhe, können gar nicht mehr still sein, geraten aus einer Angst in die andere.

Jesaja hat sein Wort dem *ganzen Volk* zugerufen, den Regierenden wie den Regierten, den Hohen und den Geringen, den Reichen wie den Armen. Er hat damit sogar ausdrücklich zur damaligen Politik Stellung genommen und sich nicht gescheut, damit allein zu stehen und sich gründlich

unbeliebt zu machen. Man meinte damals im Regierungsgebäude wie am Wirtshausisch, gegenüber der Weltmacht im Osten gebe es nur eines, sich auf den Westen zu stützen und sich mit ihm in eine Abwehrfront zu stellen. Darin liege allein Heil und Stärke des Landes. Ists bei uns trotz aller Neutralität so viel anders? Gottes Wort galt und gilt aber freilich ebenso sehr all denen, welche Heil und Stärke, Schutz vor allem Bedrohenden, im hohen Geldverdienst, in allen möglichen Versicherungen und Beziehungen, in Ansehen und Macht, oder auch ganz anders in Zerstreung und Genuss suchen, doch nicht weniger all den — vielleicht sogar sozial und gemeinnützig — Geschäftigen und Betriebsamen, die von Sitzung zu Sitzung rennen.

Die renovierte Kirche in Pratteln

Die Einweihung der renovierten Kirche fand am Sonntagmorgen, den 18. Juli, statt und war in ihrer Art recht eindrucklich. Kein Drum und Dran, kein Fest in üblichem Sinn: In einem festlichen Gottesdienst, an dem verschiedene eingeladene Gäste teilnahmen, hat sich die Gemeinde wiederum nach dreivierteljährigem Unterbruch in der Kirche zusammengefunden, um in erster Linie Gott zu danken und zu loben.

Dekan Pfr. W. Steiger, Binningen, hielt die Festpredigt. Er legte ihr 1. Kön. 8, 27—30 zugrunde: «... dass deine Augen offen stehen über dies Haus Nacht und Tag, über die Stätte, davon du gesagt hast: Mein Name soll da sein...» In eindringlichen Worten legte er das Bibelwort aus: Ecclesia, die Herausgerufene, heisst die Kirche. Sie ist der Ort, wo wir herausgerufen, gefangen genommen werden vom Worte Gottes und darum zur Gemeinde werden. Kirche ist Gemeinde, nicht von Menschen gegründet, der Ort, wo wir Menschen an die Grenzen alles Menschlichen erinnert werden, wo Jesus Christus unser Herr und Meister ist.

Das Opfer, das ungefähr 400 Franken betrug, kam den Glaubensbrüdern in Lohn, einer kleinen Bündner Gemeinde hoch ob der linken Seite der Viamala zugute, denen ihre Kirche durch Blitzschlag beschädigt worden ist. Diese Gemeinde durfte auch an unserer Freude teilhaben.

Nun hat unsere Gemeinde wiederum ihr Gotteshaus! Und man darf ohne Uebertreibung sagen: Du findest in der ganzen Gemeinde kein schöneres Gebäude. Es ist der schönste Fleck Erde im ganzen Dorf geworden. Wer die Kirche vor der Renovation besucht hat, dem fiel die Dürsterkeit und Verwahrlosung innen und aussen, aber auch im Kirchhofe auf. Nun haben Köpfe und Hände vieler Menschen mit viel Liebe etwas zuwege gebracht, das einen mit Dank und Freude erfüllt.

Der schönste Fleck im ganzen Dorf! Jawohl! Wills Gott, wird er manch einem Menschen zum liebsten Ort!

Sie hat ja schon viel mitgemacht, unsere liebe Dorfkirche. Im Jahre 1468 wurde das Dorf von den aus dem Sundgau heimkehrenden Bernern und Solothurnern geplündert und in Brand gesteckt. Vor 1475 ist dann das Chor der Kirche wieder auf-

gebaut worden. Der Turm ist etwas später entstanden. Und jedes Jahr sind immer kleinere und grössere Reparaturen am Gebäude vorgenommen worden. 1657 regnete es bei einem Gewölbe herab. 1692 ist der Lettner verändert und 1715 vergrössert worden, indem die innere Lettnerstiege abgebrochen und eine neue ausserhalb der Kirche gebaut wurde. 1820 erhielt die Kirche eine Orgel. Der Turm hatte öfters viel zu leiden: Schon 1694 wies er Risse auf; 1760 führte man wiederum am Turm Reparaturen aus; 1903 wurde eine Senkung festgestellt, so dass man einen Betonklotz und vier Schrauben einsetzen musste. Und viele Leute hatten Angst, der Kirchturm stürze ein. Aber er steht heute fester als je da; denn man hat ihn neuerdings verstärkt. — Im Jahre 1841 waren die Prattler so «fortschrittlich» gesinnt, dass sie den Käsissenturm abreißen und einen Turm mit einem Helm- oder Kuppeldach bauen wollten. An einem Faden hats gegangen. Aber der Pfarrer ist gegen diese Repräsentiersucht aufgestanden und gottlob wollte auch das Kirchen- und Schulgut aus finanziellen Gründen nicht «in dem Ding sein». Und 1885 stand ernstlich zur Diskussion: Soll man die Mauer bis auf die Höhe von 2 m abbrechen oder sogar die Mauer schleifen, das Terrain ausebnen und eine Baumanlage herstellen? Gott sei Dank, hat auch dieses Mal die Vernunft gesiegt!

Was ist das Fazit von all diesem Betrieb im Land? Die plötzlichen Zusammenbrüche, der Tod auf der Strasse sind nur sichtbarste Alarmzeichen, dass das nicht zu Heil und Stärke, sondern an den Abgrund führt. O, dass wir es doch recht hören und bedenken wollten, was der Herr in seiner Güte uns persönlich, unserm Haus und unserm Betrieb, Gemeinde und Staat als den tatsächlich einzigen Weg zeigt: «In Umkehr und Ruhe liegt euer Heil; in Stillehalten und Vertrauen besteht eure Stärke.» Dass es nicht einmal von uns heissen müsse wie von den Leuten Jerusalems: «Doch ihr habt nicht gewollt», und das Gericht über uns hereinbreche, wenn es zur Umkehr zu spät ist! W.

Noch einmal muss ich in meiner Freude betonen: Dieser Fleck Erde mitten im alten Dorfteil, von dem die Strassen wie Lebensadern in den vier Himmelsrichtungen ausstrahlen, diese halbbestigte, einzigartige Anlage der Kirche, ist ein Kleinod sondergleichen. Wer ein Auge für Dachformen und Giebel hat, dem fällt die Symmetrie und die ruhige Linie der Firste auf, die die alten Gebäude rings um die Kirche mit dem Kirchturm verbinden. Eine Einheit ohne Gleichheit, die nach der Renovation noch viel mehr zur Geltung gelangt ist als vorher. Und diese Einheit schafft Ruhe. Fast komme ich in Versuchung, mich in einem alten Klostergarten zu befinden, wenn die Wege nicht asphaltiert wären. Schon der Hof innerhalb der Mauer strahlt Ruhe und Frieden aus. Er war ja bis 1826 der Gottesacker, wo Prattler und Augster ihre letzte Ruhe-

stätte fanden. Wenn einmal die unschöne Glasveranda des Pfarrhauses abgetragen sein wird und dafür ein Holzläublein der Pfarrfamilie erlaubt, ein wenig Sonne zu geniessen, wird das Bild noch schöner und einheitlicher werden. Und weil ich gerade an der Beschreibung des Aeusseren bin, so lenkt sich mein Blick auf die neue Sonnenuhr an der Südseite des Turmes, die mit viel Liebe gemalt worden ist und den tief sinnigen Spruch enthält: «D'Zyt vergoht, d' Ewigkeit besteht.»

Dass der Architekt einzelne Schlusssteine am Gebäude und am Turm freistehen liess, zeugt von künstlerischem Geschmack.

Der unschöne Seitenaufgang zur Empore ist glücklicherweise verschwunden und hat einer gediegenen Aussentreppe weichen müssen. Eines bedaure ich lebhaft: Die Renovation hat die Storchenfamilie nicht mehr auf den Turm gezaubert.

Und sie war doch, man darf schon sagen jahrhundertlang, das Wahrzeichen des Turmes. Mit wieviel Liebe und Rücksichtnahme auf die Störche ist z. B. 1892 der Turm renoviert worden: Man hat wegen den Störchen erst Ende August mit der Arbeit begonnen. Und die Gemeinde hat sich nie das Erneuern

des Storchennestes, wenns nötig war, nehmen lassen. Dagegen freue ich mich ohne Maßen, dass die drei alten Glocken — die grösste ist 1484 nach seiner Pilgerfahrt ins heilige Land von Bernhard von Eptingen, dem einst mächtigsten Herrn in unserer Gemeinde, gestiftet worden — der heutigen Generation erhalten geblieben sind, allerdings nicht ohne Auseinandersetzung. Aber nicht wahr, lieber Prattler: Das Geläute dieser drei Glocken verbindet dich mit deinen Vorfahren. Jahrhundertlang hat es ihnen zum Kirchgang geläutet, ihren Lebensweg von der Taufe bis zum Grabe begleitet. Und begleitet dich nun weiter! Diese Verbindung mit unsern Vätern von Geschlecht zu Geschlecht wollen wir achten und anerkennen.

Dass das Läuten der Glocken nicht mehr durch Buben geschehen kann und Glockenseile nicht

mehr nötig sind, weil ein elektrisches Läutewerk die lebendigen Menschlein verdrängt hat, sei nur nebenbei bemerkt. Begrüssenswert ist jedoch, dass der alten, 1833 von Georg Hagen von Waldkirch bei Lörrach für 540 Gulden verfertigten Uhr, eine neue Platz gemacht hat. Die alte war zu brestafft und baufällig geworden.

Treten wir in das Innere der Kirche, so fällt uns vorerst die ungemein freundliche Helligkeit auf;

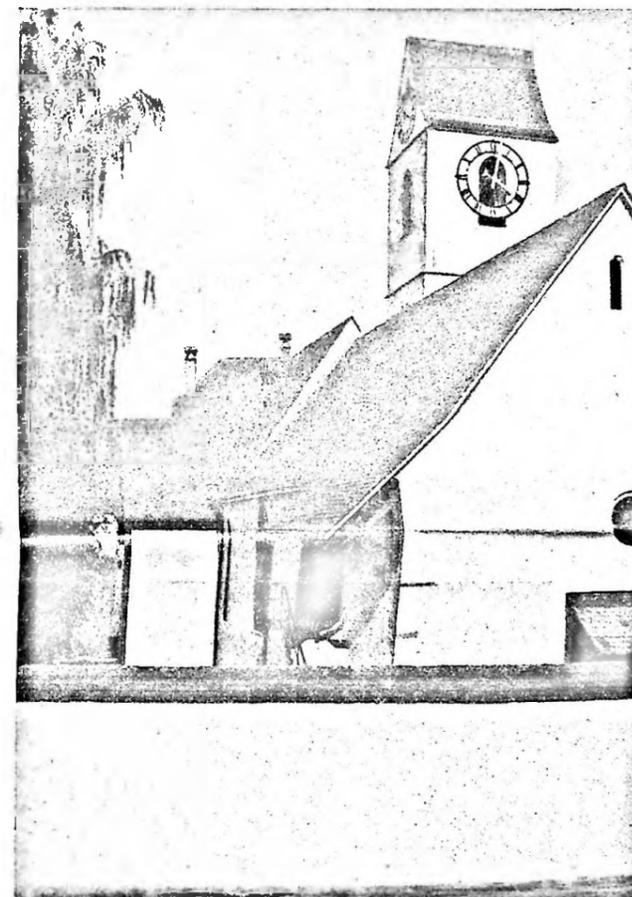
die Kirche scheint grösser und weiter zu sein. Die Empore «drückt» nicht mehr. Noch wird sie durch die alten eichenen Träger von 1715 gehalten. Die Gipsdecke mit dem schlechten Kranzgesimse ist verschwunden; eine einfache Holzdecke im

Schiff und eine durch ihre Einfachheit gediegene Malerei der Chordecke geben dem Innern eine vornehme Note und schlichte Wärme. Das wichtigste Stück einer reformierten Kirche, die

Kanzel, ist glücklicherweise nicht ersetzt worden. Aber man erkennt sie kaum mehr; tüchtige Handwerksleute haben dem Holz seine Natürlichkeit wieder gegeben. 1646 ist sie einst in den Kirchenraum gestellt und von ihr aus ist Gottes Wort durch Menschenmund während 300 Jahren verkündet

worden. Ist es auch immer gehört worden? — Die Kanzel steht allerdings nicht mehr an derselben Stelle. Mit Recht wurde sie im Schiff an die Nordwand versetzt; die Predigtbesucher im Chor können die Predigt besser anhören. Die Bestuhlung ist durchwegs neu. Im Schiff stehen wieder Bänke, Chor und Empore enthalten Stühle. Ob die 468 Sitzplätze jeden Sonntag wohl besetzt sind? Die Beleuchtung eines Kirchenraums ist äusserst schwierig zu lösen. Sie scheint mir in Pratteln gut gelungen zu sein. Nur noch vier der elf Grabtafeln hängen in der Kirche. Sie beleben unauffällig das Chor und stören deshalb nicht; diejenigen aus dem Schiff werden entweder aussen an der Kirchenwand oder an der Hofmauer ihre Plätze erhalten.

Dass die bei der Renovation zum Vorschein gekommenen Wandbilder die Wände des Chors nicht



«schmücken», ist heute nicht mehr wesentlich. Sicher haben die Auseinandersetzungen über die Fresken bei vielen Gemeindegliedern zu einer innerlichen Läuterung geführt. Die schöne architektonische Gliederung des Chors wäre durch die Wandbilder gestört worden; seine ausstrahlende Ruhe auf die Hörer hätte nicht mehr die gleiche Wirkung wie die jetzige Einfachheit des Baues, durch die man nicht abgelenkt wird und die gar nicht nüchtern zu sein braucht. Das Wesen der reformierten Kirche kommt nun so recht zur Geltung. Wie sagt doch Luther: «Das Wort, das Wort, das Wort, hörst du Lügengeist wohl, das Wort tuts.»

Die Orgel, die seit 1820 im Chor Platz gefunden hatte und leider die schönen spätgotischen Fenster verdeckte, ist noch nicht fertig erstellt. Sie wird auf der Empore eingebaut und an Ostern 1954 zum erstenmal im Gottesdienst gespielt werden.

Nun bin ich ob meiner grossen Freude über die überaus glückliche Renovation der Kirche fast in Versuchung geraten, das Kirchengebäude innerhalb der Gemeinde als gar wichtig zu nehmen. Dazu noch ein kurzes Wort: Sicher ist das Gebäude nicht die Kirche Jesu Christi; die bist du und bin ich. Kirche Jesu Christi ist auch ohne Kirchengebäude da. Aber es stimmt etwas in der Gemeinde nicht, wenn diese ihre Gebäude verlassen und verwahten lässt. Und: «Ich hab ein herzlich Freud und gross Gefallen, ins Haus des Herrn allzeit zu wallen, du lieber Gott vom Himmel, hilf uns allen. — Dein Haus ist dir zu Lob und hohen Ehren erbaut, darin zu beten und zu lehren, dein Christenheit daneben zu vermehren. — Wann wir nun einig all zusammentreten, dein heiligs Wort anhören, seufzen, beten, so hilf du uns, o Gott, in unsern Nöten.»

E. Zeugin

Dr Heiri politisiert mit em Pfarer...

H.: Grüessi Herr Pfarer!

P.: Grüessi Heiri! — Was runzlich so d Stirne?!

H.: Nüt für unguet! Aber i muess jetz eifach klare Wi ha: Sit dihr eigetlig Kommunist oder nit?

P.: Ha ha, do muess jo n es Ross lache! — Wie chunnsch du uf die Bieridee?!

H.: He, anderi heis gmeint und dihr prediget jo mängisch so gsalze und pfefferet, wie ne Kommunist.

P.: Jä, hesch du scho ne mol eso eine ghört?

H.: Nei, das nit, aber i stell mrs numme so vor. Aber, so säget jetz: stimmts, dass dihr eine sit?!

P.: Los Heiri, eso öbbis Eifältigs cha numme e Chindschopf bhauptete. Jo, was säg i au: Jede Häfelschüeler weiss es bald, wie d Kommuniste im Oste d Pfarer verfolge, Chille zue mache und d Lüt gottlos erzieh wei. Und do meinsch du würlig, i teug dene hälfe, wos Christetum usrotte wei?! Nei, nur die allergrössten Kälber wählen ihre Metzger selber! Und es Chalb bi n i glaub doch nit, wenn i scho glägetlig d Hörner e chlei vürelöh!

H.: Jä guet! Das ha n i mir jo eigetlig au gseit. Aber worum teut dr denn glich gege d Kapitaliste hetze? Numme will dihr kei «Bolle» uf dr Site heit?!

P.: Ebe will i gege de Kommunismus bi. Gits nit grad dört immer am meiste Kommuniste, wos schlächt und ungrächt zuegoht? D Ungrächtigkeit und s Elend si d Misthüffe, wo dr Kommunismus druff ins Chrut cha schiesse. DKommuniste verbiete het kei Wärt, dr Mischts muess ewägg, wo si druff gideie!

H.: Jä, aber bi eus gits doch nit so vill usezmische!

P.: Hesch gmeint! Dänk an die Bunker-, Baragge- und Wi-Skandäl... oder isch do nit öbbis fuul, wenn so ne Kanonefabrikant wie dr Bührlle z Oerlike anno 45 25 000 Fränkli Stundelohn, ghörsch 25 000 Stundelohn verstüret? Isch do nit öbbis fuul, wenn Lüt, ohni e Streich zschaffe, im Tag 3000 «Stein» an Zinse isacke, wo anderi für se uf d Bank müesse träge. Stinkt das nit zum Himmel?!

E Chille, wo do drzue schwigt, isch mitschuld an dr Ungrächtigkeit. Mir müesse sälber für Ornig luege. Drno isch uus mit de Kommuniste! —

M. Berchtold.

Aus dem Leben eines Reigoldswiler Missionars

Es war ein eigenartiges Leben, das wir hier in seinen grossen Umrissen betrachten wollen. Es handelt sich um Missionar *Eduard Schweizer*, der am 28. Juli 1840 auf dem Hofe «Eichen», auf den lieblichen Höhen des hinteren Frenketales das Licht der Welt erblickte und am 19. Mai 1936 in Marion (Illinois, Amerika), nach fast 96 Jahren irdischer Wallfahrt friedlich und getrost heimgegangen ist. Ein schlichter Baselbieter nach seinem innersten Kern, der manchen Menschen fast als zu bescheiden vorkam, der aber durch seine gleichzeitig etwas ungelenke, schwerfällige Art oft undurchsichtig, ja rätselhaft erschien. Wir freuen uns am meisten darüber, dass er dem, was er als Konfirmant als Wahlspruch für alle Zeiten angegeben hat: «Wie Gott mich führt, so will ich gehn...» bis ans Ende treu geblieben ist und dass das bei ihnen aus allem herausgeleuchtet hat.

Eduard Schweizer war das siebente von acht Kindern der Ehegatten Johannes Schweizer und der Anna, geb. Rudin, beide von Reigoldswil. Der Vater war Schneider und oft krank. Neben seinem Beruf betrieb er noch eine kleinere

Landwirtschaft und selbstverständlich fehlte auch der Webstuhl nicht. Dem zähen Fleiss der Eltern gelang es, die Kinder durchzubringen und sich den oft bedrohten Hof immer wieder zu sichern. Mit sechs Jahren ging Eduard zweimal täglich den Weg nach Reigoldswil zur Schule. Harte Zeiten brachen an, als der Vater im Frühjahr 1847 starb und zur selben Zeit Teuerung und Verdienstlosigkeit ins Land zog. Mit dem Heranwachsen der Kinder ist es aber doch langsam wieder besser geworden. «Zur Kirche, Schule und Arbeit bin ich fleissig angehalten worden», schrieb Schweizer später und musste diese harte Zeit doch als eine Segenszeit bezeichnen. In der Schule fühlte er sich besonders von Geographie und Geschichte angezogen. Die Unterweisung besuchte er bei Pfarrer Linder, durch den er auch am 21. Dezember 1856 in der Kirche zu Reigoldswil konfirmiert wurde. Eigentlich hatte er sich vorgestellt, dass nun ein Leben ohne fremde Zügel begünne, aber es kam anders. Konfirmation und Abendmahl machten einen solch tiefen Eindruck auf den geistig regsamen Jüngling, dass diese Weihnachtstage zum ersten bewussten Erlebnis der Gegenwart Gottes wurden. Von da an merkte er etwas davon, dass am Lebensweg lauter Wegweiser stehen und man sich immer neu zu entscheiden hat. Eduard wollte den *guten* Weg gehen. Eine grosse Hilfe war ihm darin

Naturalien-Sammlung

der Baselbieter Kirchgemeinden

7. bis 23. September 1953



„Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.

Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist.

Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt.

Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich beherbergt.

Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet.

Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht.

Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.

Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dich gespeist? oder durstig und haben dich getränkt? Wann haben wir dich einen Fremdling gesehen, und beherbergt? oder nackt, und haben dich bekleidet? Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen, und sind zu dir gekommen?

Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: Wahrlich ich sage euch: Was ihr getan habt Einem unter diesen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan?“

Matthäusevangelium

Ich meine aber das: Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Paulus an die Korinther

Gott sei Lob und Dank, daß ER in seiner Gnade uns gebrauchen will als fröhliche Geber. Darum bitten wir zuversichtlich auch dieses Jahr um Eure GABEN FÜR DAS HAUS DER HELFENDEN HÄNDE, das sie weitergibt an die von ihm betreuten GLAUBENSBRÜDER IM OSTEN.

Kinder spenden ein Weihnachtspäckli: 1 Weihnachtskerze, 1 Bleistift, 1 Taschentuch, 1 Tafel Schokolade à 100 g.

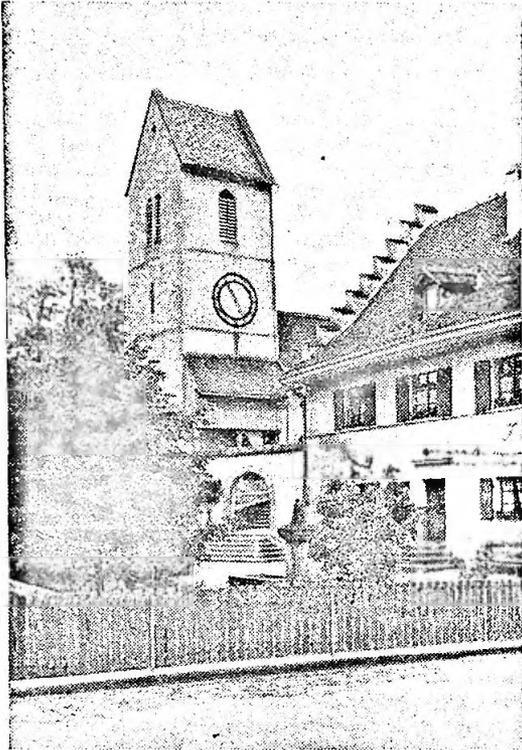
Wir Erwachsenen spenden: Kleider, Wäsche, Schuhe, Strickwolle, Büchsenmilch, Konserven, Kakao, Kaffee, Seife, Waschmittel — bitte keine Getreideprodukte.

Gaben nehmen alle reformierten Pfarrämter vom 7. bis 22. September entgegen. Postcheckkonto V 16830

Synode der reformierten Kirche
Baselland

Hilfswerk der reformierten Kirche
Baselland

► Diese ► Woche ► notiert



C. Es tut uns allen not, hie und da dem lauten Getriebe des Alltags den Rücken zu kehren und uns darauf zu besinnen, dass es auch noch andere Werte gibt als Autobahnen, Neonlicht und Television. Gerade jene Menschen, deren berufliches Leben sich im Büro oder in der Fabrik abspielt, haben einen Ausgleich notwendig. Es gibt Augenblicke, wo das Bedürfnis, schnell auszuspannen, so gross wird, dass man die erste Gelegenheit dazu packt. So ging es uns am Donnerstagnachmittag. Die Wärme drückte und die Sonne lockte. Da fassten wir den raschen Entschluss, nach Oltingen zu fahren, um einen Blick in die Kirche zu werfen und uns die Wandmalerien, von denen man bisher nur gehört hatte, selbst anzusehen. Schon die kurze Fahrt durch unser wunderschönes Baselbiet war wie Balsam für unser Gemüt. Die Kirschen in den höheren Lagen röteten sich, über den Wiesen und Feldern flimmert die Mittagswärme und hüllt die Gegend in einen Zauberdunst.

wir Christi Geburt oder die Hochzeit von Joseph und Maria. Bilder aus der Apostelgeschichte treffen wir hauptsächlich im Chor, und dort, wo bis jetzt die Empore befestigt war, kommt eine unerhört packende Darstellung des Jüngsten Gerichts zum Vorschein.

Werden diese Bilder aus dem 15. Jahrhundert wohl in ihrer alten Schönheit wieder erstehen? Wird wohl die Oltinger Kirche inskünftig zu einer der grössten Sehenswürdigkeiten weit und breit werden? Wir möchten es von Herzen wünschen, aber es ist natürlich in erster Linie Sache des Kirchenvolkes, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Möge die Diskussion in den drei zur Kirchgemeinde gehörenden Dörfern Oltingen, Wenslingen und Anwil ohne Leidenschaft und ernst geführt werden. Mögen sich aber auch die prinzipiellen Gegner von Kirchenschmuck vor Augen halten, dass die Bilder in der Oltinger Kirche in ihrer Anmut und Natürlichkeit und in ihrer schlichten Darstellung der biblischen Geschichte in einem protestantischen Gotteshaus nicht fehl am Platze sind.

Wir trafen in der Kirche Emil Weitnauer, den Oltinger Schulmeister, der seiner engen und weitern Heimat während seines dreissigjährigen Wirkens schon so viel Wertvolles und Schönes geschenkt hat. Er führte uns auf den Kirchturm und zeigte uns den über fünfhundert Jahre alten, aus eichenen Balken gezimmerten Glockenstuhl. Bei den beiden grossen Glocken, die die Jahreszahlen 1440 und 1494 aufweisen und die durch die leiseste Berührung wunderbar zu klingen beginnen, verharren wir ein Weilchen.

Vor dem Abschied im Kirchhof erzählte uns Emil Weitnauer noch dies und jenes über seine Vögel. Und als in elegantem Flug ein Mauersegler über uns pfeilte, vernahmen wir, dass er jüngst einen dieser «Spiren» kontrolliert habe, der vor 17 Jahren von ihm beringt worden ist. Die Treue zur Scholle gilt hier oben noch etwas. — Als wir dann wieder zur Arbeit fuhren, da nahmen wir etwas von diesen andern Werten, von denen wir anfangs geschrieben haben, in uns mit.

Bilder: Foto Zimmer, Birsfelden



1955

Kirche von Benken

III 197

h

46. Jahrgang

77^o 29

Nr. 10

A. Z.

Liestal, Juli 1955



Herrn
Eglin-Kübler Jakob
Schatzungsbaumeister
Muttens Prättelerstr. 6

1875

BASELBIETER KIRCHENBOTE

Monatsblatt für das reformierte Volk von Baselland

Kirchgemeindeblatt von Muttens

Es sind mancherlei Gaben — aber es ist ein Gott,
der da wirket alles in allen

Vom Dienen

1. Petr. 4, 10

Das Dienen steht heutzutage nicht mehr hoch im Kurs. Das merkt man, wenn man nach Dienstboten Ausschau hält und nach langem, mühseligem Suchen schliesslich mit einer manchmal leider nur halb befriedigenden Arbeitskraft vorliebnehmen muss. Warum wird das Dienen so gering eingeschätzt? Wohl darum, weil heute jedermann nicht nur dienen, sondern vor allem verdienen will. Beim Verdienen aber denken wir immer zuerst an uns und an unseren Profit. Beim rechten Dienen hingegen muss der Nächste unser ganzes Sinnen und Trachten ausfüllen. Ist dies wohl der tiefste Grund, dass heute viele nicht mehr dienen wollen, weil viele glauben, «dass sie sich selbst der Nächste sind»?

«So soll es unter euch nicht sein.» In der christlichen Gemeinde gelten andere Maßstäbe als Gewinn und Eigennutz. «So jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener», sagt Jesus (Matth. 20, 26). Sicher nicht nur darum, weil er weiss, dass nur das Dienen uns zufrieden und innerlich glücklich machen kann. Wenn das Dienen im Leben der Gemeinde an vorderster Stelle steht, so hat das einen anderen Grund. Jesus hat nämlich sein gesamtes Wirken, sein Leben und Sterben als Dienst verstanden, als Dienst an einer verlorenen Menschheit. «Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele» (Matth. 20, 28). Sein Dienst ist aber damit noch nicht zu Ende gekommen. Jesus sagt im Gleichnis von sich, dass er auch im neuen Reich

für die Seinen da sein wird. «Er wird vor ihnen gehen und ihnen dienen» (Luk. 12, 37). Unser kleiner und geringer Dienst wird dadurch, dass er im Namen Jesu Christi geschieht, zu einem kleinen Abbild seines Dienens, und es empfängt von daher seinen Adel.

Unsere Kirche lebt, solange Menschen bereit sind, Dienste zu leisten. Von allen Gliedern der Gemeinde wird das Dienen verlangt, nicht nur vom Pfarrer, den Kirchenpflegern und den anderen Amtsträgern. Die vielen Passivchristen müssen aussterben. «Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat.» Demnach hat jedes Glied der Gemeinde von Gott eine Gabe erhalten. Das ist ganz unzweifelhaft! Fraglich ist nur, ob jede Frau und jeder Mann seine Gabe einsetzt und sie tatsächlich zur Dienstleistung verwendet.

Um dienen zu können, ist es also nötig, seine persönliche Gabe zu kennen. Hier sind wir beim Hauptproblem alles christlichen Dienens angelangt. Es gibt viele Menschen, die sich gerne einsetzen möchten. Sie wissen aber gar nicht, welches nun ihre spezielle Gabe ist, mit der sie zu dienen haben. Letzthin war eine Frau bei mir. Sie wolle mit-helfen, sagte sie. Ich frage sie: «Welches ist denn Ihre besondere Gabe?» «Ich weiss es nicht», gibt sie zur Antwort, «ich habe mir es noch nie überlegt.» Es ist traurig, dass es Christen gibt, die sich noch nie Gedanken darüber gemacht haben, welchen Dienst Christus nun gerade von ihnen erwartet. Im Gespräch stellte es sich dann heraus, dass jene Frau gerne kranke Gemeindeglieder besuchte. Tatsächlich hatte sie eine feine Gabe, Kranke aufzumuntern und aufzurichten. Es war

Die schlichte, aber schöne Kirche von Benken stammt aus dem Jahre 1621, in welchem Jahre die Michaelskirche zu Biel abgebrochen wurde, um den Umbau der Benkener Kirche und die Vergrößerung des Kirchenschiffs im heutigen Umfang zu ermöglichen. Der Sohn des damals zu Benken amtierenden Pfarrers Jakob Kündig, Hieronymus Kündig, verwaltete die reformierte Gemeinde zu Munzach (Montiacum bei Liestal) 1618-1624 und wollte gerne der neu erbauten Kirche zu Benken die grosse Glocke aus dem Kirchturm von Munzach abtreten; denn der Turm der Kirche zu Munzach war wackelig geworden. Die geschenkte grosse Glocke ist heute noch die schönste Glocke zu Benken und zeichnet sich durch einen vollen und schönen Ton aus. Sie ist 450-500 Jahre alt.



Zeichnung von C. A. Müller.

Der 30jährige Krieg brachte der Grenzgemeinde viel Plage und Unruhe, doch blieb die Kirche im grossen und ganzen unversehrt. Leider wurden die damaligen schönen Abendmahlsgesässe durch fremde Soldaten geraubt, hingegen besorgten die Deputaten der Stadt Basel im Jahre 1668 wiederum schöne, heute noch gebrauchte Silberbecher.

Bemerkenswert ist der Anteil, welchen die Frauen zu Benken bei der Einführung der Reformation nahmen: Anna Wyss und Ursula Rüger haben mit dem Beistand einiger junger Männer am 1. Juni 1528 die Bilder und Heiligenfiguren entfernt und vor der Kirche verbrannt. Der letzte katholische Pfarrer, Herr Simon, verliess die Gemeinde und nahm Wohnsitz im Pfarrhaus zu Leimen. Jerg Promer (auch Brunner geheissen) war ein feuriger Prediger des Evangeliums und wirkte zu Benken 1529-1533 als erster reformierter Geistlicher. Seine Eintragungen im ersten, noch vorhandenen Kirchenbuch erwähnen die Hochzeiten, welche in der Kirche gefeiert wurden (Taufen oder Bestattungen sind damals offenbar nicht aufgezeichnet worden). Tapferer als die Basler Soldaten, welche das Wasserschloss Benken hüteten, waren die Bauern, welche sich mutig gegen die plündernden fremden Truppen wehrten. Einige Bauern liessen bei diesem ungleichen Kampf das Leben, während die Basler Truppen ihre Gewehre in den Schlossweiher warfen. Das war so 1634 und 1635. Der Rat von Basel entschädigte die Landwirte, welche ihr Vieh (Rinder und Pferde) verloren hatten. Nach einem alten Brauch wird die Kirche zu Benken nicht abgeschlossen, was auswärtigen Besuchern immer wieder Freude bereitet hat. E. B.

Zeit zu Zeit der Gruppe dienen. Beide Formen, die Laienarbeit und die Jugendpflege durch den Pfarrer haben ihre Vorzüge und ihre Gefahren.

In der Arbeit, an der ich selbst stehen darf, nämlich im CVJM Birsfelden haben wir uns von alters her an die Laienarbeit gehalten. Unsere Gruppe umfasst die Jungschar, den Jungtrupp, die Jungmännerabteilung, daneben eine flotte Turnsektion und einen 45 Mann starken Posaunenchor. Diese Vielseitigkeit bringt uns neben all dem Schönen auch Sorgen, denn manche unsere Mitglieder sind in zweien oder dreien von diesen Gruppen be-

schäftigt, d. h. überbeschäftigt.

Das Wesen unserer Gruppe möchte ich an ihrem Namen darlegen: Christlicher Verein Junger Männer. Unsere Arbeit möchten wir Christus unterstellen, aber nicht als ein Klub christlicher junger Männer nur zur Pflege unserer persönlichen Religiosität. Daher müssen wir oft neue Wege einschlagen, um den unkirchlichen jungen Mann für unsere Sache und damit für Christus gewinnen zu können. Den Forderungen «jung» und «Männer» versuchen wir in unserm Vereinsprogramm gerecht zu werden, indem wir es ziemlich auf unsere jüng-

Wenn man auch nachweisen kann, daß Huf in seinen Schriften kaum einen Gedanken ausgesprochen hat, der nicht vorher in einem Buche von Wiclif gedruckt worden wäre, so bleibt es doch dabei, daß Gott diesen mutigen Streiter, der sich durch keine Drohungen einschüchtern ließ, das durchzusehen, was er als die göttliche Wahrheit erkannt hatte, gebraucht hat, um eine große Umwälzung in der Christenheit anzubahnen. Zum Schluß erinnern wir noch daran, daß in einem späteren Jahrhundert Nachkommen der alten hussitischen böhmischen Brüder nach Deutschland auswanderten und unter dem Einfluß des Grafen Zinzendorf als die Brüdergemeine eine eigentümlich neue und bedeutsame Entwicklung erfuhren.

(Nach einem Artikel von Prof. E. Visayer.)

Etwas über den päpstlichen Nuntius und das Baselbiet.

Vor einiger Zeit wurde das Schweizervolk durch die Nachricht überrascht, daß der Papst, wie das früher schon der Fall gewesen ist, nach der Schweiz seinen Nuntius senden werde; seitdem ist auch tatsächlich vom Papste ein Nuntius ernannt worden, der seinen Sitz in Bern haben soll.

Die ersten Nuntien sind in einer Zeit in die Schweiz gekommen, wo das Baselbiet an einem entscheidenden Punkte seiner Geschichte angeht. Der Basler Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee hatte bei seiner Wahl zum Bischof im Jahre 1575 heilig gelobt, seine Untertanen zur katholischen Kirche zurückzuführen, ja er träumte davon, daß einmal auch die Stadt Basel und ihr ganzes Gebiet den kezerischen Glauben wieder aufgeben werde. Als er sich an die Ausführung seines Planes machen wollte, wurde ihm klar, daß er nur Erfolg haben könne, wenn er sich durch ein Bündnis mit den katholischen Orten gegen Basel und Bern den Rücken decke. Nach längeren Verhandlungen, die völlig im Geheimen geführt worden waren, wurde am 28. September 1579 in Luzern zwischen den sieben katholischen Orten und dem Bischof von Basel ein Bund geschlossen, der nichts anderes bezweckte, als die evangelischen Untertanen des Bischofs zur katholischen Kirche zurückzuführen, und die

sieben Orte verpflichtete, dem Bischof, falls er von Bern oder Basel angegriffen würde, zu Hilfe zu kommen. Am 12. Januar 1580 wurde er hinter dem Rücken der andern Orte in Bruntrut feierlich beschworen.

An den Verhandlungen, welche zu diesem Sonderbunde geführt hatten, hatte sich neben dem Erzbischof von Mailand, Cardinal Carl Borromeo, auch der päpstliche Nuntius Johann Franz Bonomo, Bischof von Vercelli, hervorragend beteiligt. Bonomo machte aber bald die Erfahrung: „wer mit den Eidgenossen zu schaffen hat, muß nicht wie er will oder wohl billig wäre, sondern wie er mag handeln.“ Weil er aber den Eidgenossen gegenüber seinen Willen durchsetzen wollte, erfuhr er so viel Kränkungen und Widerwärtigkeiten, daß er im Sommer 1581 die Schweiz verließ, immerhin in der Hoffnung, daß man die Anwesenheit eines Nuntius besser würdigen lerne. Bonomo griff später noch einmal in die Geschichte des Baselbiets ein.

Im Frühjahr 1585 schloß Basel mit dem Bischof und dem Domkapitel nach langen weitläufigen Verhandlungen in Baden einen Vertrag. Ursprünglich hatte der Bischof gehofft, daß er von Basel die verpfändeten Aemter Liestal, Homberg und Waldenburg, die Landgrafschaft des Sisgaus, die Dörfer Binningen und Bottmingen wieder herausbekomme, dazu auch das Münster in Basel und den Kirchenschaf. Allein er hatte sich schließlich damit begnügen müssen, daß Basel ihm als Loskaufsumme 200,000 Gulden, dem Domkapitel 50,000 Gulden bot und das Burgrecht mit Laufen und den fünf Dörfern des Birsecks wieder aufgab. Damit war ihm wenigstens die Möglichkeit gegeben, in diesem Gebiete mit der Gegenreformation zu beginnen. Es fehlte nur noch die Ratifikation des Vertrages. Allein einige Domherren, welche mit dem Vertrage nicht einverstanden waren, verklagten den Bischof in Rom beim Papste, daß er in unverantwortlicher Weise die Basler Kirche zu Schaden gebracht habe. Der Papst Sixtus V. ließ an das Domkapitel ein Schreiben abgehen, in welchem er den Vertrag als unwürdig, verfehlt, der Kirche verderblich und verabscheuungswürdig brandmarkte und befahl, von ihm zurückzutreten. In seiner Verlegenheit wandte

sich der Bischof an den ehemaligen Nuntius Bonomo in Köln mit der Bitte, sich seiner anzunehmen. Bonomo, der die schweizerischen Verhältnisse kannte, verstand sehr wohl, daß römischen Ohren der Vertrag nicht gefiel, aber auch, daß Blarer nichts anderes hatte tun können. Er bot ihm seine Unterstützung an. Wir sehen in der Folge, wie der Erzpriester von Bercegli, Johann Baptist Bobili, der Vertraute Bonomos, als Kommissär nach Brunntrut reist, alles untersucht, dem Papste Bericht erstattet, die Kardinäle in Rom bearbeitet und es schließlich dahin bringt, daß der Papst durch seinen Staatssekretär dem Nuntius in Luzern Erlaubnis gab, mündlich, nicht schriftlich dem Bischof von Basel die Ratifikation des Vertrages zu gestatten.

Nuntius war damals Johann Baptist Santonio, Bischof von Tricarico. Am 4. Oktober 1586 hatte er in Luzern sein Beglaubigungsschreiben abgegeben. Am selben Tage war der goldene oder horromäische Bund geschlossen und Tags darauf, nachdem alle Teilnehmer der Messe beigewohnt, gebeichtet und aus der Hand des Nuntius das Sakrament empfangen hatten, feierlich beschworen worden, „allen guten Freunden und Glaubensgenossen zur Freude, den mißglünstigen und hochmütigen Stiefbrüdern aber zum Schrecken“. Santonio hatte von Anfang an starke Bedenken gegen die Ratifizierung des Vertrages und darum nicht die Neigung gehabt, den Schweizern nachzugeben, die nach seinem Urtheile gewöhnt seien, nicht nach der Vernunft, sondern nach ihrem Kopfe zu handeln. Er hatte sich darum auf alle mögliche Weise dem Bischof und seinen Bundesgenossen widersetzt, hatte alle Register gezogen, um sie von dem Vertrage abzubringen; er hatte gezürnt; er hatte gelacht; er hatte Gott um Hilfe gebeten. In seinem Verger hatte er nach Rom über die Schweizer berichtet, daß mit ihnen überhaupt nicht zu reden sei, da sie auf Vernunftgründe nicht hörten, daß man sich mit ihnen nur über den Krieg unterhalten könne, der nicht auf die Vernunft gegründet sei, sondern auf Körperkraft und die Menge der Leute, welche den leibhaftigen Tod nicht fürchteten, oder über den Abbau der Wiesen, wie man gutes Heu bekomme, die Kühe damit zu füttern, daß sie sich hinter den Ofen drückten

oder an bestimmten Lager von einem Morgen zum andern sich in den Wirtschaften herumtrieben, um den „Schlaftrunk“ zu nehmen. Schließlich hatte der Nuntius erklärt, keinem bessern Ausweg zu wissen, als in die Hand der Leute das Eisen zu legen, damit die Kirche Basels durch die Waffen befreit würde, um so mehr, als es nicht viel brauche, diese Leute zu den Waffen eilen zu lassen, der Bischof von Basel selbst Leute zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft besitze, und die verfluchte Pest der Ketzerei nach seiner Meinung in alle Ewigkeit ohne Feuer und Schwert nicht ausgerottet werden könne.

Demgemäß lautete nun auch die Antwort Santonios an Blarer. Er bat ihn inständigst, vom Vertrage zurückzutreten. Blarer geriet darüber in die größte Verwirrung. Aber schließlich wukte er sich doch ermächtigt, von Basel die im Vertrage vorgesehene Summe von 200.000 Gulden entgegen zu nehmen. Der Vertrag mit dem Domkapitel blieb unausgeführt. In Rom hielt man den Vorschlag Santonios, die ganze Krage mit den Waffen zu entscheiden, doch nicht für opportun. Ja, Santonio mußte sich sogar die Zurechtweisung gefallen lassen, er möchte, wenn er wieder dergartige Dinge berichte, sich der Geheimschrift bedienen.

Wäre es damals nach dem Willen des päpstlichen Nuntius Santonio gegangen, so wäre die Eidgenossenschaft in einen neuen Religionskrieg hineingeführt worden. Wäre aber das Baselbiet an den Bischof zurückgefallen, dann wäre es durch Blarer wie das Birseck mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zur katholischen Kirche zurückgeführt worden.

Die Zeiten sind andere geworden. Es ist nicht anzunehmen, daß der Nuntius, welcher der Schweiz geschickt wird, sich in die äußere oder innere Politik einmische. Wenn das nicht geschieht, wenn er bloß diplomatischer Vertreter des Papstes ist, dann ist vom Standpunkt der vollsten Religionsfreiheit aus kaum etwas gegen die Errichtung der Nuntiatur einzuwenden. Ob aber die Wiederaufrichtung der Nuntiatur nicht doch mit der Zeit auch politische unerfreuliche Folgen haben wird, wird die Zukunft lehren müssen.

Karl Gauß.

№ 26. Wittimburg und
" 27. Lampenberg
1950

III 199
R

MAX SCHNEIDER · ARCHITEKT · LIESTAL

RHEINSTRASSE 21
TELEFON 061/72998

Liestal, den 26. Juli 1950.

Herrn
J. E g l i n, Baumeister,
M u t t e n z.

Sehr geehrter Herr Eglin,

Inliegend sende ich Ihnen , wie seinerzeit versprochen, die beiden Grundrisse der Kapellen von Lampenberg und Wittinsburg.

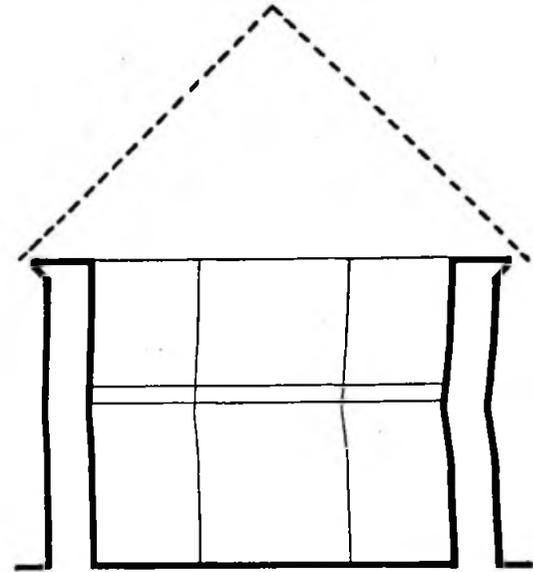
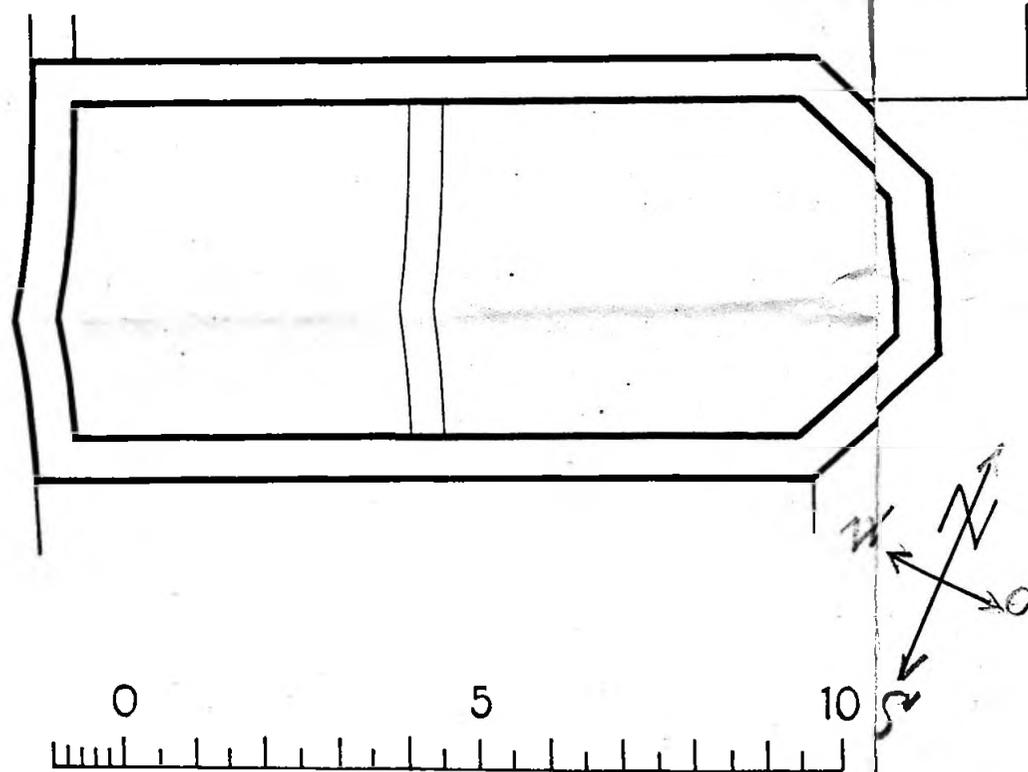
stets gerne zu Ihrer Verfügung, grüsse ich Sie

freundlich

Ihr
M. Schneider.

77-26

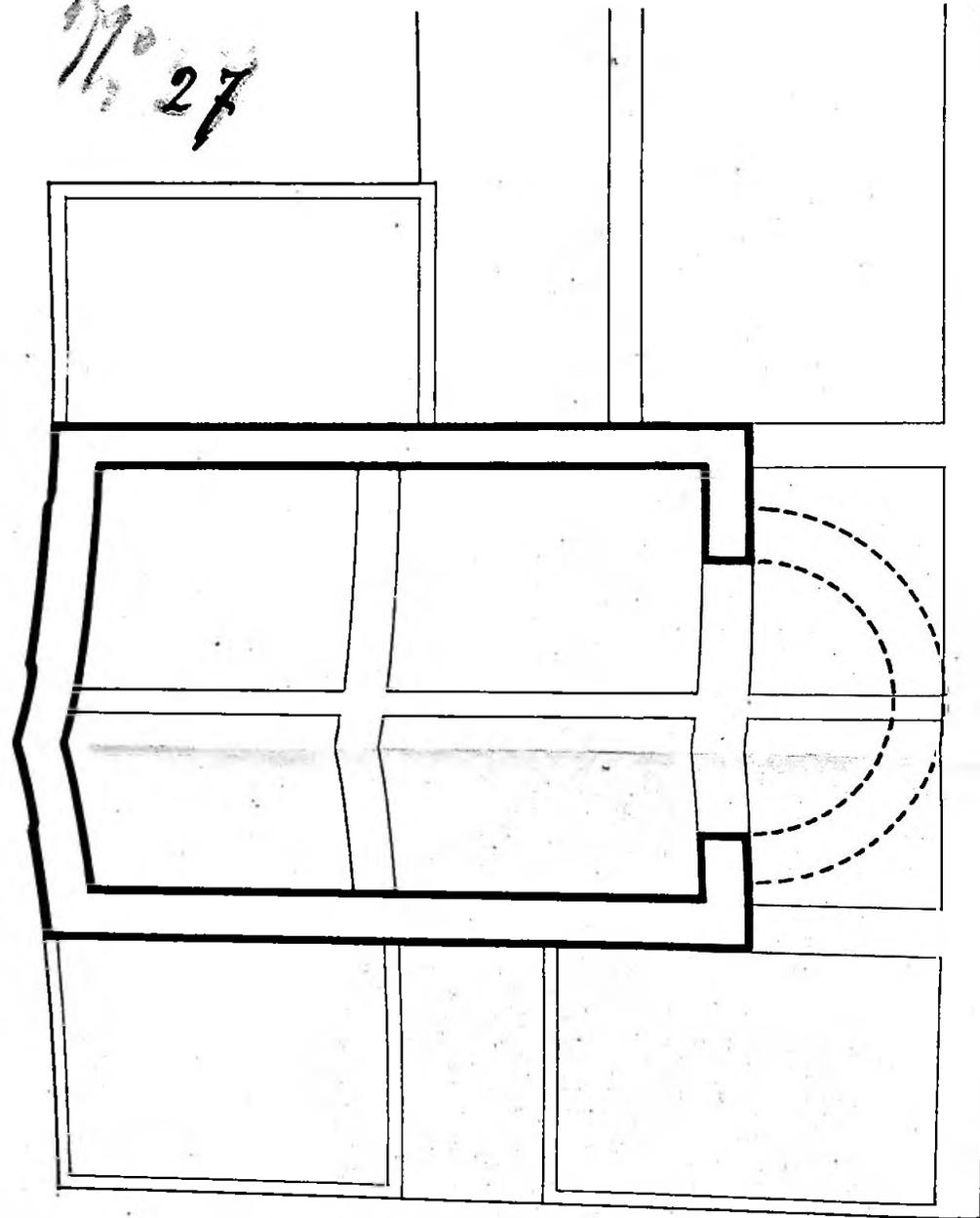
Ehemalige Kapelle in Wittinsburg



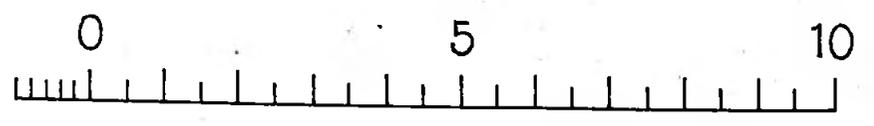
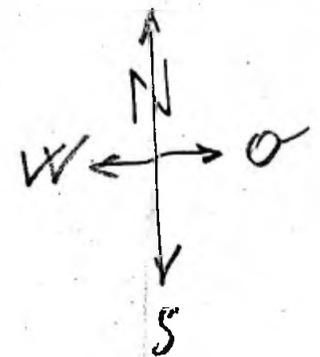
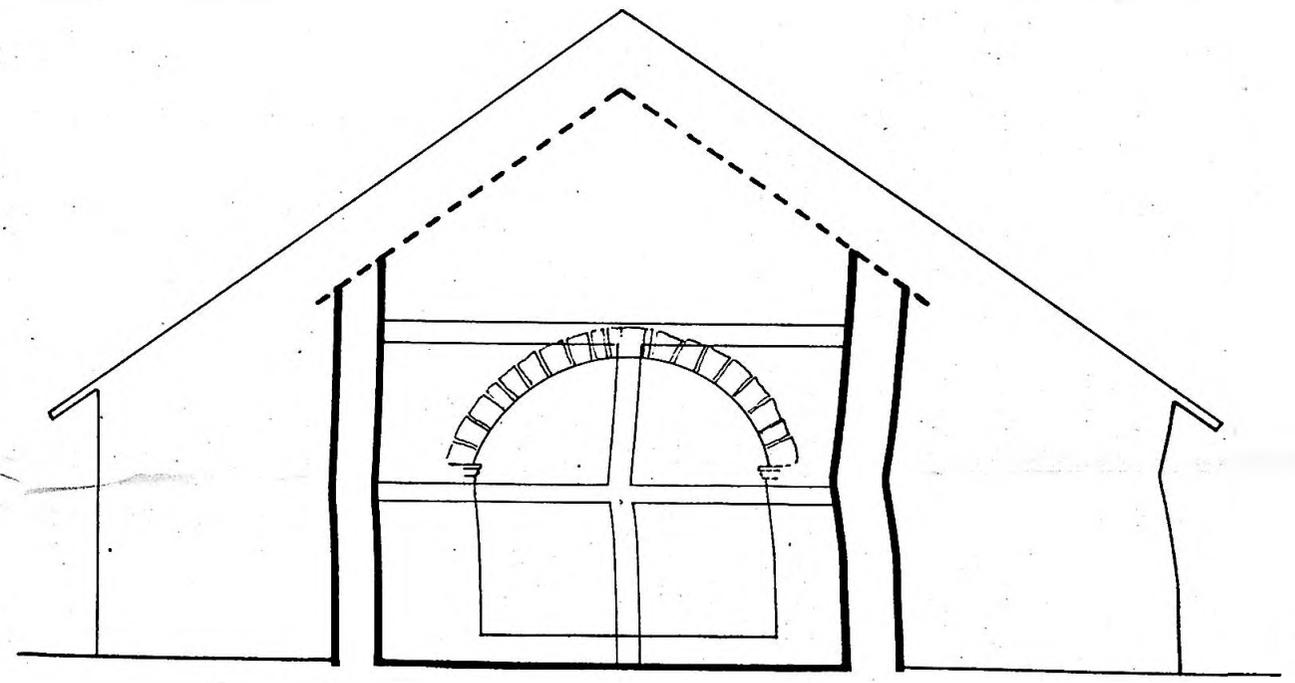
Vj. Erhalten v. Max Schneider, Arch.
in Reigoldswil, den 2. Aug. 1950

DIE KUNSTDENKMÄLER VON BASELSTADT	
Ort: Wittinsburg	Objekt: Kapelle Haus No 32
Plan: Grundriss - Handl. 1:100	Blatt: 81

N^o 27



Ehemalige Kapelle in Lampenberg.



1:100

Ab. Erhalten v. Hr. Max Schneider, Arch.
in Reigoldswil, den 2. Aug. 1950

DIE KUNSTDENKMÄLER VON BASELSTADT			
Ort	LAMPENBERG	Objekt	ROM. KAPELLE
Plan	GRUNDRISS + SCHNITT	M	1:100
			No. 34

1950

/// 24.

SONNTAGS-BEILAGE

III 199



National-Zeitung Basel, Nr. 228, Sonntag, den 21. Mai 1950

Ernstes und Heiteres aus einem basellandschaftlichen Kirchenregister des 17. Jahrhunderts

Zu den ältesten noch vorhandenen basellandschaftlichen Kirchenregistern gehört dasjenige von Th er w i l, das ebenfalls für die birseckischen Nachbargemeinden E t t i n g e n und O b e r w i l diente. Es verzeichnet allerdings nur die Taufen und Eheschliessungen, und nicht, wie dies sonst gebräuchlich ist, auch die Todesfälle. Diese frühen Kirchenbücher — sie wurden in den schweizerischen Bistümern erst nach dem grossen Tridentinischen Konzil (1545—63), und zwar ohne grosse Eile, eingeführt — enthalten neben den obenerwähnten zivilstandamtlichen Eintragungen zuweilen auch Aufzeichnungen des jeweiligen Ortsgeistlichen, die oft ein gewisses kulturhistorisches Interesse besitzen.

Therwil, das wie Ettingen nach dem Tode des Grafen Heinrich von Thierstein (1519) an den Bischof von Basel gefallen war, nahm am Bauernkrieg von 1525 teil. Im gleichen Jahre ins Burgrecht der Stadt Basel aufgenommen, wurde es dadurch in die kommenden religiösen Wirren hineingezogen. Die Reformation fasste Fuss in Therwil wie im benachbarten Oberwil — die in Basels Umgebung zahlreichen Täufer halfen dabei — bis der in Pruntrut residierende und als eifriger Gegenreformer bekannte Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee in den Jahren 1582—83, allerdings vorläufig vergeblich, versuchte, das Birseck sowie das Laufental wieder katholisch zu machen. Erst nachdem das protestantische Basel 1585 die betreffenden Gemeinden in aller Form aus dem Burgrecht entlassen hatte, gelang dem Bischof die Wiedereinführung der alten Konfession. Eine etwas spätere Eintragung auf Seite 9 des Therwiler Kirchenregisters meldet triumphierend: «die (am Tage) 9. Oct. 1585 hat die alte Religion zu Tärwiler wiederum angefangen.» Im Basler Jahrbuch 1925 hat uns Dr. K. Gauss eine erschöpfende Schilderung von «Therwil und Ettingen in der Zeit der Reformation und Gegenreformation» gegeben.

Vom 22. Januar 1589 datiert die erste Eintragung im sehr schmalen aber hochformatigen, ledergebundenen Therwiler Kirchenbüchlein. Sie lautet: «Ein Buch, darin die Jungen Sünder wölche zu dem waren Tauff kumend ingeschriben sollent werden vom Anno MDLXXXIX (1589) Januarius» etc. Die Eintragungen der Jahre 1589 bis 1592 stammen wohl sicher vom ersten nachreformatorischen Geistlichen des Dorfes, dem Priester Konrad Möscht, der sich um die Bekehrung Therwils sehr verdient gemacht hatte. Allerdings musste ihn der Bischof nach drei Jahren schon aberufen, wegen seines übeln Lebenswandels und seiner Schulden. Noch schlimmere Erfahrungen machte der Bischof mit Möschts Nachfolger, dem vorher in Oberwil wirkenden Pfarrer Philipp Leringer, der, wie ich annehme, aus einem jetzt ausgestorbenen Frauenfelder Geschlecht stammte. Dieser Philipp Leringer führte sich auf Seite 9 des Büchleins mit einem flott geschriebenen und vom 2. August 1592 datierten «Catalogus infantum sacro lavacro renatorum» ein, einem Verzeichnis der durch das heilige Bad, die Taufe, wiedergeborenen Kinder.

Er bewährte sich nicht. Schon in Oberwil war er im Gottesdiensthalten sehr unregelmässig gewesen. Wegen Weibergeschichten musste er im Frühjahr 1600 Therwil verlassen, erhielt aber sonderbarerweise vom Bischof das beste Zeugnis. Nach etwa drei Jahren taucht derselbe Philipp Leringer als protestantischer Pfarrer in Bümplitz auf und waltet später, von 1604—10, in Hiltterfingen seines geistlichen Amtes. Dies erklärt den nicht gerade schmeichelhaften Nachtrag, den einer seiner Nachfolger, der Pfarrer Joseph Liechti, dem obenerwähnten «Catalogus» Leringers beifügte. Er fängt gut deutsch an: «Ein Narr bist», und fährt dann auf lateinisch fort: «Immo Apostata trifurcifer et desertor ejusdem fidei Catholicae factus es detestabilis et diabolice rationis». —

dings, vielleicht auf Anweisung seiner geistlichen Obrigkeit, mit der kurzen, deutschen Ankündigung: — «hielt Hochzeit —». Hören wir einige von Pfarrer echtis Ansichten über die Ehe.

Am 9. Mai 1613 spricht noch verhältnismässig mild vom «grave onus matrimonii», der schweren Last der Ehe, die eines seiner Gemeindeglieder auch genommen hat. Ganz nett tönt es sogar, wenn er am 14. Jahr 1614 schreibt — ich gebe die deutsche Uebersetzung —: «annes Gutzweiler aus Terweiler erwählte sich aus den Töchtern der Menschen diejenige, die er begehrte, die Ursula Meier in Riedlingen, zur ehelichen Tisch- und Bettgenossin.»

An andern Stellen tönt schon schärfer, wenn er z. B. von der «verschmähten Freiheit» (spretá libertate) des Bräutigams spricht, oder vom «durum conil jugum», dem harten Joch, oder vom «vinculum matrimonii», der Fessel der Ehe. Im Jahre 1617 schreibt er mit Entrüstung von einem Joh, Schaub aus Therwil, dass er Vater und Mutter verliess und anfang, seiner neuen Gattin

Flieder

Von Gertrud Bürgli

Wie der Flieder steht an Gartensäumen,
zu berauschen sich am Sonnengolde.
Wie das Herz erschreckt im Ueberschäumen,
selber eine weisse Fliederdolde.
Behend leichtes Herz, das leicht zu pflücken,
leicht sich zu versenken, stets gewesen,
wirf ins Blau der Luft nur deine Brücken,
wer sie hold betritt, wird bald genesen.

anzuhängen. Zwei Jahre später bedauert er einen Geörg Tannacher, der «den ihm von seiner Mitbürgerin Anna Schaub angelegten harten Maulkorb der Ehe (durum conjugii ore Capistrum impositum) angenommen hat».

Auch unter «infelicibus nubibus», unter ungünstigen Vorbedingungen abgeschlossene Ehen erwähnt er. Etwas weniger tadelnd schreibt er — es klingt fast wie «Tout comprendre c'est tout pardonner» — am 23. Februar 1620 «Conrad Schmidt, der fühlte, es sei für ihn nicht gut, dass er allein sei (sibi non esse bonum se hominem esse solum), nahm sich seine Dorfgenossin Elisabeth Gschwind als eine zu ihm passende Gehilfin.»

Die Bräute stammten meist aus Therwil und Umgebung. Fälle von enger Blutsverwandtschaft waren deshalb nicht selten und verlangten jeweilen einen kirchlichen Dispens, was dann mit «habita» oder «impetrata dispensatione» vermerkt wurde. Auswärts holten sich die Therwiler ihre Bräute nicht sehr häufig; etwa mal einer fand sein Glück in Reinach, in Laufen, Pfeffingen, Leimen usw. Als aus dem Ausland stammend wird eine einzige Braut genannt, die Ursula Müller aus «Badtweiler», 1622.

Wenn am 11. Juli 1621 vermerkt wird: «Hielten Hochzeit und thaten den langen Betteltantz Christian Gschwind und Margareta

Halbisen aus Tittingen», so nehme ich an, es sei mit diesem Betteltanz die ebenfalls in andern Ländern bekannte Sitte gemeint, eine öffentliche Hochzeitsfeier mit Musik und Tanz abzuhalten, an der jedermann gegen Entrichtung eines kleinen Betrags teilnehmen durfte. Was dann von dem so eingesammelten Gelde nach Bezahlung der Unkosten übrig blieb, bildete eine oft sehr willkommene finanzielle Beihilfe für den neugegründeten Hausstand.

Im 17. Jahrhundert war in Therwil der Familienname Gschwind bei weitem der häufigste. So finden wir z. B. im Jahre 1601, vom 12. Januar bis 21. November, unter 15 Taufen nur zwei, bei denen nicht Träger dieses Namens angeführt werden, als Eltern oder als Paten; ein paar Jahre später bestanden noch dieselben Verhältnisse: vom 16. Juli 1619 bis zum 17. November gab es sechs Taufen; die Väter von fünf Täuflingen hiessen Gschwind. Uebrigens wurde dieser Name oft auch anders geschrieben, z. B. Gschwindt, Gschwindt, Gschind (von Pfarrer Diethelm bevorzugt) usw. Dem Geschlechtsnamen der Frauen wurde, wie das zu der Zeit Sitte war, meist die Silbe —in angefügt. So finden wir denn u. a. die Formen Schäubin (Schaub), Bernhardin, Gutzwillerin usw.

Unter den Trägern des Namens Gschwind finden sich fast alle damals in solch kleinen Ortschaften vorkommenden Gewerbe und Handwerke. Ein Hans G. war Meier des Dorfes, die höchste Obrigkeit, ein Claus G. war Zimmermann, ein Hans G. — Hans war der Lieblingsvornahme in jener Zeit — heisst «sartor», Schneider, ein Jakob G. war Schmid usw., während als «Iudimagister» = Lehrer 1613 ein Caspar Hummel genannt wird. Er unterrichtete an der 1572 vom Meier Hans G. und seiner Frau Apollonia Stöcklin gegründeten Schule.

Dorfnamen, wie sie auch heutzutage noch verwendet werden, sind in unserm Therwiler Register öfters zu finden. Die Familie Gschwind z. B. hatte den Beinamen «Hefti»; oder wir lesen vom «Salis Hans», vom Wini, Deini u. ä. Ein aus Neuweiler stammender Georgius N., Vater eines illegitimen Sohnes, heisst kurz und bündig «der Lugenjergi».

Sogenanntes fahrendes Volk, das für die an den grossen Verkehrswegen dem Rhein entlang oder an den Jurapässen gelegenen Ortschaften eine wahre Landplage bildete, ist in unserm Kirchenregister nur einmal erwähnt. Im Jahre 1634, am 14. Januar, wird ein Josephus getauft, der Sohn, «wie man sagt», des Joseph Müller und der Anna Meyer aus «Waltzhudt».

Viele der im ersten Therwiler Kirchenregister genannten Familien sind in Therwil und Umgebung auch heute noch vertreten. Ich nenne nur einige von diesen: Heinis, Gürtler, Gutzwiller, Zumthor, Brunner, Meier, Meyer, Brodbeck, Thüring («Dirig»), Hauss, Rentz, Schmidlin. Sie haben den Dreissigjährigen Krieg, der unsägliches Elend über die Gegend brachte, überlebt. Schon im Jahre 1624 hatte der damalige Seelsorger des Dorfes in das Kirchenbuch ein lateinisches Gebet eingetragen, in dem er Gott um Glück und Schutz für die Christenheit und für seine Therwiler Herde bittet. Vier Jahre später finden wir die vielsagende Notiz: Impediebat fames omnes nuptias, die Hungersnot verhinderte alle Eheschliessungen. Fürs Jahr 1629 ist nur eine Heirat verzeichnet, diejenige des Michael Schaub mit Anna Gschwind. Am schrecklichsten waren für Therwil die Jahre 1632—39, als Schweden, rheingräfliche Soldaten und die Truppen des Herzogs Bernhard von Weimar das Dorf mehrmals überfielen, ausraubten, viele der Einwohner töteten und die Häuser in Brand steckten.

Seither ist das schöne und fruchtbare Birseck von grosser Not und Krieg verschont geblieben. Mögen auch in Zukunft seine Kirchenbücher nur Gutes und Friedliches zu melden haben.

Dr. K. E. Reinle.

Das Weltbild Michelangelos



Feierstunden



Kleiner Mann will fort

Skizze von Ingeborg Tetzlaff

Das Städtchen, von dem hier die Rede ist, war so farblos, eng und verschlafen, dass die roten Geranientöpfe vor den blank geputzten Fensterscheiben noch das Lebendigste in ihm sein schienen. Kein Wunder, dass der kleine Mann fort wollte. Aber vorläufig blieb es bei dem Wünschen, und es sah aus, als hätte er alle Schulweisheit umsonst gelernt. Denn für den Fang von seines Vaters Fischen brauchte er sie schliesslich nicht unbedingt.

Immerhin, es gab diesen See vor der Stadt, in dem die väterlichen Fische umherschwebten, bis sie ins Netz gingen. Und er war weit und anit glänzend und an dem einen Ufer von dunklen Wäldern verschattet, die sich endlos dehnten. Wildenten brüteten in seinem Schilf und ogen schreiend über ihn davon, unbegreifliche ehn sucht weckend. Allerlei Vögel riefen geimnisvoll im Rohr, ehe die Nacht hereinbrach. s gab Frühlänge mit knospenden Weiden und omernächte mit Milliarden spiegelnden Sternentief unten im Wasser, nicht weniger zauberhaft als sonst irgendwo in der Welt. Und wenn er Herbst kam und die Luft klar bis in die fernsten Fernen durchleuchtete, wenn das Schilf sich äunte, die Wasservögel stiller wurden und das bendrot kühl und streifig über dem fröstelnden, ichtigkeit atmenden Ufersaum stand — dann, r es der schönste See, den man sich denken nnte.

An einem solchen Herbstabend sah der kleine un von seinem Boot aus, das im mattperlenn Wasser trieb, zwei Schwäne mit gewaltigem wingenschlag aufsteigen und mit jenem ungleichlich verheissungsvollen, stark orgelndem igelsingen, das keiner, der es je herzklopfend nahm, vergessen kann, in den kaltröten Himdavonfliegen. Und in jener glückverheissenNacht lag sich der uralte Welsch...

Die Geschichte, wie der kleine Mann den nhaft grossen Fisch herausholte, wie er erst nicht an etwas Lebendiges glauben wollte, er zog und zog und das Wunder geschah, er wider jede menschliche Vernunft und aussicht das Ungetüm an Land brachte, ist ihm selbst und anderen zu oft erzählt, als sie hier wiederholt werden soll. Sie kann las Städtchen und ins Stadtblättchen und vome dtblättchen ins Kreisblatt und von dort in die sse Welt. Sie war das Ereignis und der ine Mann der Held des Tages, und das Volk ute sich a Seeufer, das Märchenvieh zu bechten.

„Wirst sehen, was du davon hast“, sagte der erfahrene Mann zum kleinen unerfahrenen un, dem er all die Ehre nicht so ganz gönnte. achher kannst du das Untier nicht mal verufen!“

Aber der kleine Mann war zu selig, um sich e Laune verderben zu lassen. Und er verkaufte e Untier auch wirklich. Ein dicker gewiegter nder aus der Hauptstadt wollte es unbedingt ben und bezahlte es pfundweise wie jeden deren grossen Fisch.

Was er damit wollte?

Oh, das verriet er nicht!

Na — nur so nebenbei . . . man wollte doch n wissen . . . es hatte schliesslich im Blätt en gestanden und war einem nicht gleichgültig. Nein, nein.

Hm, der Händler machte wohl noch ein glänndes Geschäft bei der Sache . . . so, so, man olte es sich doch noch mal überlegen . . .

„Nein“, sagte der Händler, „zu überlegen ist ier nichts. Gekauft ist gekauft. Schluss.“

Und der Riesenwels wurde abtransportiert. er kleine Mann konnte ihm bloss noch einmal achsehen und sein Geld einstecken. Und das t er denn auch.

Eine Woche verging und noch eine, und der leine Mann war nicht mehr der Held des Tages. r war ja gescheit genug, um einzusehen, dass r nicht immer von neuem die Geschichte von einem Seeriesen erzählen konnte, aber das tädtchen wurde leider etwas langweilig, seit em man einmal die Hauptperson darin gewen war. Und ausserdem nahm der alte Fischermeister die Gewohnheit an, seinem Sohn allerlei pöttische Redensarten aufzutischen.

„Die dümmsten Bauern haben die grössten artoffeln“, sagte er so nebenbei. Und das verross den kleinen Mann. Auch schienen ihm die ortfliegenden Schwäne jenes Abends und der Märchenfisch, der ihm die Taschen voll Geld tauberte, ein Werk des Himmels zu sein. Und o erklärte er eines Tages seinem Vater, dass er n der grossen Stadt sein Glück versuchen wolle.

„Bleibe in Lande und nähre dich redlich!“ agte der zu ihm. Aber er antwortete, ins Ausand wolle er ja gar nicht und redlich verstünde ich von selbst. Die Mutter seufzte.

„Wird schon bald wieder da sein, wenn die aschen leer sind“, brummte der Alte. Das war hr unklug von dem erfahrenen Mann. Denn hätte wissen müssen, dass er damit dem unerrenen kleinen Mann die Türe vor der Nase

zuschlug, was er doch eigentlich gar nicht wollte.

So packte der kleine Mann seine Sachen. Er fuhr noch einmal auf den See hinaus im Abendrot, liess sein Boot im opalen Wasser treiben, lauschte auf die Vogelstimmen im Schilf und schluckte tapfer etwas heiss in ihm Aufgelendes hinunter. Er sass noch einmal am Tisch daheim, ass sein Leibgericht und redete grosse Worte, um das Zittern seines Herzens zu verbergen. Und dann stand er schliesslich mit den

Eltern auf dem besonnten Bahnhofkies der langweiligen kleinen Stadt, sah das Züglein von fern bimmelnd heranschrauben und sagte gar nichts mehr, weil ihm die Kehle wie zugeschwollen war.

„Mach's gut!“ knurrte der Vater, als er einstieg. Und: „Ehrlich währt am längsten.“

Und dann fuhr der Zug ab und verliess die Eltern, das Städtchen und den See, und der kleine Mann, der all dies noch einmal vorübergleiten und verschwinden sah, war sich plötzlich unklar darüber, ob der grosse Fisch wirklich das grosse Glück bedeutet habe.

Die Kirche von Buus

Von K. Graf

I.

Kommt der Wanderer aus dem Ergolz- oder dem Rheintale gegen Buus, so begrüsst ihn zuerst das heimliche Kirchlein. Auf einem Vorsprung der Rugenhalde erbaut, beherrscht es das Dorfbild. Schon als Kind hat mich die Sage aus Lenggenhagers Sagenbuch über den Kirchenbau beschäftigt:

Als zu Buus eine Kirche sollte erbaut werden, damit die Einwohner daselbst ihre Andacht verrichten könnten, wollten sie dieselbe unten am Dorfe auf der Ebene erstellen. Schon war das Baumaterial auf dem Platze, als sonderbarerweise dasselbe von unsichtbaren Händen in stillen Nächten mehrmals vom Bauplatze weg auf den Hügel getragen wurde, wo die Kirche jetzt steht. Nach diesen Vorfällen standen die Einwohner von ihrem Vorhaben ab und führten die Kirche da auf, wo die guten Geister sie haben wollen.

den und Ergehen der Kirche zu entwerfen und so in Dankbarkeit unserer Vorfahren zu gedenken.

Vorzeit.

Seit wann die Gegend besiedelt ist, liegt im Dunkeln. Immerhin lassen einige Funde vermuten, dass dieselbe bereits in frühester Zeit bewohnt war. Ein Bronzemesser, das mit Stiften in einem Holzgriff befestigt war, weist in die Zeit von 2500—800 v. Chr. zurück. Auf der „Erzmatt“ lässt das Vorkommen von Holz- und Schlackenstücken vermuten, dass sich hier in der Eisenzeit ein Verhüttungsplatz befand, wo in kleinen Oefen, sogenannten Rinnherden, das Erz durch Glühen mit Holzkohle in Eisen umgewandelt wurde. Pfarrer Gauss vermutet, dass der Name Buus in Erinnerung an die Rauriker entstanden ist, die in sogenannten Wohngruben wohnten. Mit den Helvetiern zogen auch die Rauriker aus und wurden bei Bibracte von Cäsar besiegt. Die Römer setzten sich im Lande fest und Manucius Plancus gründete die Colonia Raurica. In den fruchtbaren Seitentälern des Rheines bauten sich römische Kolonnenherren ihre Villen; die Güter wurden durch Sklaven bebaut. Auch unser Tal wurde besiedelt und verschiedene Namen weisen auf die Römer zurück: Magden (Magidunum), Einach, Leinaach, im ror, roracker, Strick in Maisprach, „hofstatt by dem myrler“, urk. 1534 in Buus bezeugt, = Acker, auf dem römisches Gemäuer begraben liegt. Zweifellos wurden die Besiedlungen bis an das Ende des von den Nordwinden geschützten Tales ausgedehnt und die Funde eines römischen Heizziegels (tubulus) und eines römischen Töpferchens am Kirchhübel lassen vermuten, dass die Kirche an der Stelle einer römischen Villa erbaut worden ist.

Der schwäbische Kirchenhistoriker Bossert machte die Beobachtung, dass an den Plätzen der Martins- und Michaelskirchen häufig Spuren römischer Niederlassungen zu finden sind, und dass Michaelskirchen am liebsten auf Bergen gebaut wurden. Patron der Kirche war, wie dies später, 1530, urkundlich bezeugt wurde, St. Michael, der Erzengel, der Heerführer des Herrn der Heerscharen, der Beschützer des Glaubens, der Christenheit, der Schutzgeist des christlichen Volkes. Im 16. Jahrhundert werden öfters Güter erwähnt, die „St. Michel eigen“ waren. Mit Vorliebe wurde der Erzengel von den Glaubensboten als Beschützer der Kirchen erwähnt und es ist deshalb nicht ausgeschlossen, dass der Bau der Kirche schon in die 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts fällt.

Der Hof zu Buus.

Urkundlich wird Buus erstmals am 11. April 1273 erwähnt. Das Patronat der Kirche stand den Froburgern zu, die es von den alten Homburgern ererbt hatten. Bei der Erbteilung der Zofinger- und Waldenburgerlinie fiel der Hof, in den die kilche und der satz von Bus hoeret, je zur Hälfte den beiden Häusern der Froburger zu, und zwar eine Hälfte Hermann IV. von Froburg — Homburg, die andere Ludwig IV. von Froburg. Graf Ludwig lieb seine Hälfte Jakob II. von Kienberg als Erblehen. Diese Hälfte wurde

später nochmals unter Jakob IV. und Helene von Kienberg aufgeteilt. Am 31. Mai 1307 ersuchte Jakob von Kienberg Graf Volmar von Froburg um Bewilligung, seinen Anteil an dem Hof zu Buus, „in den die kilche und der satz von Bus hoeret“, an Bruder Berchtold von Buchecke, Landkomtur zu Elsass und Burgund, und mit ihm den Brüdern zu Beuggen abzutreten. Am 8. Juni übergibt er „alles recht an diesen Hof“ dem Landkomtur „zu seiner Seele Heil“. Helene von Kienberg, die Inhaberin des andern Viertels, war mit Chunrad von Hertenberg, dem Herrn von Arisdorf, verheiratet. Dessen Sohn, Ritter Heiden von Hertenberg, verkauft am 16. Juli 1322 um 36 Mark Silbers diesen zweiten Viertel an den Komtur Peter von Stoffeln in Beuggen. Der Official von Basel bestätigt den Kauf am 23. Juli 1322.

Graf Hermann von Froburg hatte seine Hälfte des Hofes an die Linie des Hauses Kienberg vererbt. Der Komtur Johann I. von Kienberg, ein Verwandter Johanns II., Bokeschirm, verkaufte 1310 seinen Viertel den Herren des Ordenshauses Beuggen, die wohl wussten, dass es ein Lehen Wernher II. von Homburg war. Wernher von Homburg machte seine Rechte geltend, zog das Lehen an sich und ließ es am 2. April 1310 Johann I. von Kienberg; „Und sprich, dz Bokeschirm dz selbe lehen ze kofen het gegeben den herren des klosters zu Bughein und die het gewisset umb die eigenschaft furur denn an mich, und dar umb sprich ich, dz mir dz lehen lidig si.“

Im Jahre 1323 starb Wernher II. als letzter seines Stammes; Johann von Froburg trat in die Rechte des ausgestorbenen Hauses. Am 30. Mai 1326 übergibt er dem Hause Beuggen die „Eigenschaft des Hofes zu Bus sammt dem dazu gehörigen Kirchensatz.“ Schliesslich urkundet am 2. Januar 1328 Ritter Rudolf von Rudeswile, der zu Olten an Graf Johann von Froburg statt zu Gericht sass, dass vor ihm der Edelknecht Johann von Kienberg, genannt Pristener, für sich und als Vogt Hartmanns und Richelins, den Kindern seines Veters weilans Johanns von Kienberg, an den Komtur zu Bughein ihren Teil und ihr Recht an den Hof zu Bus, in den der Kirchensatz gehört, um 52 Mark Silbers Basl. Gewicht verkauft habe.

Der Hof mit dem Kirchensatz war nun endgültig an die Ordenskommende Beuggen übergegangen; ihr fielen nun alle Einkünfte zu. Sie hatte das Recht, den Geistlichen zu bestellen, hatte aber auch die Pflicht, denselben zu besolden und für den Bau und Unterhalt des Chores und des Pfarrhauses aufzukommen.

Das erste Gotteshaus.

G. F. Meyer, Lohnherr von Basel, hat in einer hübschen Ansicht des Dorfes Buus aus dem Jahre 1680 die Gestalt des ersten Kirchleins festgehalten. Das Kirchlein war einschiffig mit einem Chor gegen den Berg hin. Das Dach des Schiffes, das vom Chordache überragt wurde, zierte ein Dachreiter aus Holz, der mit Schindeln gedeckt war. Ein Bericht des Landvogtes Spörli aus dem Jahre 1692 gibt uns auch ein Bild vom Innern des Kirchleins: Das Schiff war 29 Schuh lang und 24 Schuh breit. Durch einen Schwibogen war es vom 14 Schuh langen und 29 Schuh breiten Chor getrennt. Der Chorboden war erhöht und mit Grabsteinen belegt. Eine steinerne Treppe führte vom Schiff zum Chor. Je zwei „Lichter“ spendeten das nötige Licht.

Beuggen überliess die Seelsorge einem von ihm eingesetzten Leutpriester. In einer Urkunde aus dem Jahre 1419 wird ein Hans Schultheiss, Leutpriester, erwähnt. Um diese Zeit wurde Ormalingen mit seiner St. Nicolauskapelle mit der Pfarrei Buus vereinigt. 1465 betrete Johannes Graner von Nyffen die weitläufige Kirchgemeinde und bezog als Besoldung 16 Viernzel Korn und 8 Viernzel Hafer. Unter Fürsprache des Landvogtes Petermann Offenburg erbat er sich von seinen Herren zu Beuggen jährlich noch 2 Saum Wein, „da die arbeit grohs und der sold klein ist.“ Seinem Gesuche wurde entsprochen und er wurde zugleich auf Lebenszeit in seinem Amte bestätigt.

SOMMER

Wegwarte steht wie blaues Licht am Weg, an Waldessäumen. Aus dämmergrünen Schatten bricht die wehe Lust, zu träumen . . .

Von ferner Kindheit leichtem Spiel, und dann vom jungen Streben, das brausend in die Seele fiel wie Frühlingssturmes Beben.

Wie kaum am Weg ein Röslein mir, mehr Dornen doch gestanden. Ein Fetzelein Glück, des Lebens Zier, nahm dennoch ich zu Handen.

Nun steht die Zeit im Sommer schon . . . Vom Feld her raunt ein Mahnen. Ob gelbes Korn und roter Mohn den nahen Schnitter ahnen?

W. D.

Die katholische Kirche war im Niedergang. Immer mehr nahm die Verwilderung der Priesterschaft zu, die es mit der Sittlichkeit nicht mehr all zu streng nahm, und der Rat von Basel sah sich genötigt, im Frühjahr 1498 eine Verordnung zu erlassen, die Uebertretungen (Gotteslästerung, Ehebruch, Spiel usw.) mit strengen Strafen belegte.

1517 heftete Luther seine Thesen an die Türe der Schlosskirche von Wittenberg. Die Lutherschriften wurden in Basel von Froben, Cratander und Petri gedruckt; der Erfolg war gewaltig.

Zwei Pfarrer, die der neuen Lehre zugetan waren, wurden gewählt: Fridolin Brombach von Rheinfelden am 15. Oktober 1522 in Maisprach und Matthäus Merkt (Kenzler) aus Memmingen in Buus. Die Reformationsbewegung, die in Basel Joh. Oekolampad zum Vorkämpfer hatte, fand auch auf der Landschaft bald begeisterte Anhänger. Ein Mandat des Rates in Basel vom 23. September 1527, das den evangelischen Gottesdienst nur in Basel zu St. Martin, im Augustinerkloster und zu St. Leonhard zuließ, und überall sonst, somit auch auf der Landschaft, verbot, schien die evangelische Bewegung zu vernichten. Doch die Verfechter der Reformation liessen sich nicht einschüchtern. So finden wir an der Berner Disputation im Jahre 1528 mit Oekolampad auch den damaligen Buuser Pfarrer Matthäus Merkt. Der Erfolg dieser Disputation war die Reformation in Bern. Derselbe ermutigte die Basler Teilnehmer und es bildeten sich, trotz den Beschwerden des Bischofs von Basel, da und dort auf der Landschaft evangelische Gemeinden. Der Rat musste es dulden. Um diesen Kämpfern Stärkung zukommen zu lassen, besuchte sie der Diakon Oekolampads, Hier. Bothanus, und auf Grund dieser Visitation sandte Oekolampad einen Hirtenbrief an sie:

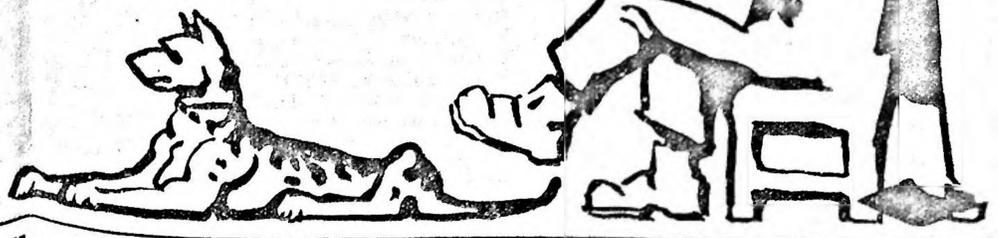
„Johannes Oekolampadius. Den geliebten Brüdern . . . u. a. Metho Merck zu Buza, Fridolino Brombach zu Meystbach . . . so das Evangelium Christi in Bahsler Landschaft predigen, Gnad und frid von Got dem vatter durch Christum, im hailigen Geist.“

So lernen wir die ersten reformierten Pfarrer in unserer Kirchgemeinde kennen. Matthäus Merkt hatte im Kampfe um den evangelischen Glauben einen starken Rückhalt in seinem Vorgesetzten, dem Komtur von Beuggen, Ludwig von Reischach. Dieser war nicht aus eigenem Entschlusse dem Orden beigetreten, erfüllte jedoch mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit seine Pflichten als Komtur.

1525 erhoben sich die Schwarzwälder Bauern. Durch den Leutpriester von Zelmingen wurden die zwölf Artikel der schwäbischen Bauern dem Buuser Pfarrer überbracht; dieselben wurden überall mit Begier gelesen. Reischach verliess die Kommende, zog nach Basel und kehrte im Herbst als Angehöriger der reformierten Kirche nach Beuggen zurück und zwar mit einer Gemahlin, Magdalene Münch von Münchenstein. Trotz des Bruches des Ordensgelübdes bestätigte ihn der Landkomtur Rudolf von Friedingen in seinem Amte. Nach wenigen Monaten erhielt er jedoch vom gleichen Landkomtur seine Amtsentsetzung mit der Aufforderung, die Kommende sofort zu verlassen. Er wurde gewaltsam vertrieben und beab sich nach Basel, wo er 1529



Freierstunden



Die Brücke

EINE GESCHICHTE VON GEORG A. OEDEMANN

Da geht also Brünn hin und spuckt fürchterlich: „Drei Teufel und ein Och!“ Wenn denn alles zuschanden geht — der Wald — der Berg — der Bach — Und mit dem Wechselstock schlägt er einem Löwenzahn den Kopf ab, dass der in hohem Bogen zwischen die Gräser fällt.

Es ist noch früh am Morgen. Auf dem Frauenmäntelchen glitzert der Tau, obgleich der Himmel trüb ist. In der alten Erle flötet der Regenpfeifer. Mit nassem Balg, einen Frosch im Gebiss, flitzt der Ilk über den Weg.

Aber Brünn geht über den Fuhrsteig und dann querfeldein den Berg hinauf, einem schmalen Waldstreifen zu. Hier ist eine Baubude. Radkarren stehen herum. Hohe Stapel Gleise türmen sich. Berge Sand und Steine. Grosse Stapel Rüstholzer, Steifen, Verschaltbretter. Gleich dahinter aber fragt der Wald wie ein neugierig Kindervolk: Was soll hier losgehen?

Das ist's, warum auch Brünn keine Ruhe mehr findet. Man will die Ursprünglichkeit töten, jawohl — eine grosse Steinbrücke soll das Tal überqueren — und über die Brücke soll eine Strasse führen, eine Autostrasse —

„Kotz schwarzen Dreck!“ Verrückte Fläche hat der Brünn auf der Zunge. „Kotz schwarzen Dreck!“ sagt er, „was brauchen wir eine Autostrasse? Sie mögen die Beine unter den Armen nehmen, die feinen Herren der Welt!“

Es ist dem Brünn um sein Tal zu tun. Sie schneiden dem Berg ein tüchtig Stück Fleisch aus — und Brünn blutet mit. Sie verändern das Antlitz der Erde, und das tut ihm weh. Er ist einer, dem das Neue wider den Faden geht. Auf einem Schwellenstoss sitzt er und zeichnet mit seinem Stock Figuren in den Sand.

Die Männer vom Brückenbau marschieren in geschlossener Reihe heran. Mit geschultertem Spaten, ein Lied auf der Zunge, und einer ist „abei, der kommandiert.“

Ruck zuckt! Da knallen die Fäuste an die päterschädel Ruck zuckt! Und der Wald echot's zurück. Es klingt wie ein Lachen, und Brünn ja du lieber Himmel! — verschluckt seinen Zorn, er lächelt, lächelt.

„Das sind Burschen, denkt er. Männer sind das! Verdammst nochmal!“

Die Arbeit beginnt. Manche prüfen ihr Handwerk. Manche verschrauben sich eine kurze Weile auf Bänken oder im Grase.

Und einer kommt auf den Brünn zu. „Na — Gottlob, willst dich mit einspannen?“

„Ich einspannen?“ Da kommt es finster über Brünn's Stirn. Er spuckt verächtlich aus: „Mensch — nein! Mithelfen, das Tal vernichten?“

„Vernichten? Schalkopf — wir und vernichten!“

„So — also nicht?“ macht der Brünn und steht auf. „Und wo ist die grüne Wiese? Wo ist die alte Eiche, die vor dem Walde stand — he?“

„Wie du es anschaust, Brünn!“

„Jawohl, wie ich es anschau, verstehst du?“

„Wohl, wohl! Ich streite nicht“, sagt der andere und geht.

Die Arbeit beginnt. Wenig Worte fallen. Jeder geht einem bestimmten Ziele zu. Jeder hat seinen Platz, auf den er gehört, wo er schafft und vollbringt.

„So muss es sein“, denkt der Brünn, „jeder ist ein Teil vom Ganzen!“

Brünn sieht, wie die Beton-Mischmaschine unter Knirschen und Schnaufen eine graue, zähe Masse aus ihrem Trommelleib presst. Er sieht, wie die Männer die Betonmasse in die Tiefe einer Verschalung hinabschütten. Geheimnisvolles eisernes Flechtwerk steht in den Hohlräumen, und die Zementteure stampfen mit langen Eisen die Masse daran fest. Auf der Zufahrtstrecke ist ein Wagen entleert. Die Männer mühen sich ab. Vergebens. Das Biest bockt wie ein Rind vor der Schlachtbank. Brünn ergreift ein langes Rundholz, schiebt es unter das Fahrgestell. Hau Ruck! So! Die Vorderräder sitzen in den Schienen. Und nochmal — hau Ruck! Die Burschen lachen dem Mann zu und hauen ab mit der Fuhre. Brünn steht da, wischt sich die Hände an den Hosen ab und schaut ihnen nach. Es ist eine Hürigkeit überall, eine Freude... Und ob auch der Himmel grau ist wie ein alter Filz, eine Lerche singt ihr Aetherlied grad über dem Brückenbau...

Drüben am andern Hang arbeiten sie noch in tiefen Pfeilerschacht in die Erde.

Die auf der Sohle geben die Masse auf die Rüstbank. Der Lehm schneidet sich wie Speck und fliegt mit kräftigem Schwung klatschend auf die Bretter. Dort erfassen ihn wieder blanke schaufeln, und so geht der Abraum seinen Weg am Grund hinauf zum Karren.

Das alles hat einen tiefen Sinn. Brünn steht abei und fühlt plötzlich eine tiefe Einsamkeit an sich. Es ist, als stünde er ganz fern allem Lebens, und eine Sehnsucht packt ihn, die Sehnsucht, zu den andern zu gehören.

Wie er so dasteht, halb träumend, halb sin-

nend, da geht sein Blick wie zufällig über den Lehmabstich. Graue Tonadern ziehen sich durch die braune Wand und ein schmaler Strich sandiger Erde. Dort oben ist der Schacht noch nicht abgesteift. Brünn erschrickt. Die Erdmasse oberhalb der gefährlichen Sandmasse verschiebt sich. „Die Wand! Die Wand!“ schreit er. Die Männer im Loch blicken hoch, werfen die Spaten aus der Hand, springen unter die Versteifung. Im nächsten Augenblick donnert die Erdmasse in die Tiefe. Eine Weile ist alles stumm und still. Dann kommt Bewegung in alle.

„Vier Kameraden verschüttet!“

Alle Arbeiter eilen herbei.

Brünn hat das Jackett vom Leib gerissen und

eine Schaufel erwischt. Als erster steht er unten. Schaufel schaufel! schaufel! Nichts als schaufel! Ein schieberhaftes Arbeiten beginnt. Oben wird die Rutschstelle abgesteift. Unten wird geschaufelt.

Nach zehn Minuten ist der Grund freigelegt. Die vier Männer kommen unter den Planken hervorgekrochen. Ihre Gesichter sind blass vom Schreck. Aber sie lachen. Es ist ein herzliches Begrüssen hin und her. Dann danken sie alle Brünn. Sie fragen ihn, ob er bleiben will. Er nickt nur mit dem Kopfe...

Die Brücke geht ihrer Vollendung entgegen. Wie ein weisses Wunder zieht sie sich von einem zum andern Berg. Rings herum ist alles grün und bunt. Der Bach plätschert drunter hin. Von weither, aus dem Walde, klingt das Werklied der Arbeit. Das Stampfen der Lokomotiven. Das Rattern der Betonmaschinen. Hau Ruck! — hau Ruck! —

Die Kirche von Buus

Von K. Graf

II. Vergrößerung der Kirche.

1680 trat Leucht sein Amt in Buus an. Seinen Bemühungen ist es zu verdanken, dass die längst zu klein gewordene Kirche erweitert wurde. In einem Brief wendet sich 1692 Pfarrer Leucht an den Deputaten Joh. Jb. Faesch. Er macht ihn darauf aufmerksam, dass die drei Gemeinden das Gesuch um Erweiterung der Kirche stellen, da kein Platz mehr vorhanden sei. Er legt einen „Abriß“ bei und macht Vorschläge, wie dem Platzmangel am vorteilhaftesten und auf billigste Art abgeholfen werden könne. Zugleich ersucht er um sofortige Bewilligung, „dass nach vollendeten Feldgeschäften das Fundament zu diesem Anbau ausgegraben auch die dazu erforderlichen Materialia bey Zeiten herbeyschafft werden.“

Er erhält keinen Bericht und am 4. August schreibt er an den Obersten Zunftmeister Martin Stähelin. Er beklagt sich erneut über die Platzverhältnisse und beschwert sich, dass trotz dem Bericht bei der letzten Kirchenabrechnung an die Deputaten, dem er einen Vorschlag und Ueberschlag der Kosten für Maurer- und Zimmerarbeiten beigelegt habe, bis heute keine Antwort eingetroffen sei. Zwei Tage nachher, am 6. August 1692, beschloss die Deputaten den Umbau der Kirche. Aber erst am 19. September, nachts 1 Uhr, erhält der Landvogt Sebastian Spörlin davon Kenntnis. Nachdem er zuerst einen Augenschein eingenommen hatte, schickt er trotz dem Bettag seinen Bericht an J. J. Faesch und legt dem Schreiben einen, wie er sich ausdrückt, „schlechten Rihs“ bei. Mit dem Plan des Pfarrers ist er nicht einverstanden: „Es ist nicht tunlich, die Erweiterung hinter dem Chor vorzunehmen, nicht nur wegen den Händeln mit Beuggen, sondern weil zu tief in den Rain gegraben werden müsse“. Er schlägt vor, die vordere Giebelwand sei um 20 Schuh vorzurücken. An beiden Wänden seien 3 einander gegenüberstehende „Lichter“ von 10 Schuh Höhe anzubringen; die Giebelwand solle oberhalb des Lettners ebenfalls ein Fenster erhalten und es solle ein 8 Schuh hohes und 6 Schuh breites Portal eingebaut werden. Das Holz könne mit Bewilligung der Obrigkeit im Grossholz gefällt und in Ormaligen gesägt werden und zwar sei die Möglichkeit vorhanden, dies noch vor dem Winter zu erledigen. Ein ganzes Jahr geschah nichts. Am 6. Sept. 1693 wendet sich Pfarrer Leucht an seinen Vetter, den Deputaten Daniel Falkeisen. Er beklagt sich, dass bei der Haltung der Herbstkommunion die Kirche zu klein gewesen sei und dass das junge Volk nicht mehr Platz genabt hätte und mit seinem Geschwätz die Andacht der Gemeinde gestört hätte. Um zu dem Tische des Herrn zu gelangen, mussten sich die Gläubigen mit Gewalt durchdrängen. Er beklagt sich auch über die recht „gewissenlose Lüth“, welche so unverschämt, dafs sie meine Hochgeehrten Herren berichte dörfen, als ob unsrer Kirchenvergrößerung unnötig were“. Noch einmal, am 21. Sept. 1693 wendet er sich an die Deputaten und findet endlich Gehör. Am 14. September war der Umbau der Kirche vollendet. In einer Inschrift ist dieses Ereignis festgehalten:

Gott zu Ehren.

Unter Herrn Niclaus Weiss, Herrn Daniel Falckner, Herrn Johann Werner Huber der Räten, Herrn Johann Jakob Faesch, beider Rechten Doctor und Stattschreiber als wohlverordneten Deputaten über Kirchen und Schulen zu Stadt und Land Basell, ist diese Kirchen um 15 Schuh verlängert, alle Fenster und thüren erhöht und erweitert und durchgeholt erneuert worden im Jahr 1694.

Das Kirchlein hatte seine innere und äussere Gestalt verändert. Der Chorbogen und mit ihm das erhöhte Chordach war verschwunden. Die steinerne Treppe, die zum Chor führte, war ab-

getragen und der Chorboden tiefergelegt und neu besetzt worden. Die dort befindlichen Grabsteine waren aufgehoben und wieder gelegt worden. Eine steinerne Treppe auf die Empore wurde erstellt; nach einer Zeichnung E. Büchels befand sich dieselbe an der Nordwand. Die Bestuhlung wurde um 4 neue Weibersühle, 6 saubere Mannensühle im Chor und 2 neue Mannensühle auf der verlängerten Empore vermehrt. Die Kosten beliefen sich auf 578 Pfund, 6 Batzen, 4 Pfennige.

Pfarrer Leucht starb am 18. November 1709. Dem ehemaligen Feldprediger in holländischen Diensten, Nicolaus Muspach, war auch kein langes Wirken vergönnt. Bereits nach 5 Jahren, am 16. Dezember 1714, wurde er, wie die Inschrift auf dem Epitaph meldet, „in seines Lebens Blüte durch ein heftiges Fieber ergriffen. Er starb gottselig...“

Die Stelle wurde durch Freiburger Joh. Jb., Pfarrer in Langenbruck besetzt. Nach seinem Tode, 9. Mai 1737, betreute Merian Andreas II, die Gemeinde während 39 Jahren.

1768 wurden Reparaturen notwendig. Die Kirche wurde neu geweiht. Auch der Turmgiebel, „aber nur, was unterhalb des Schirmdächleins ist“, wurde geweiht. Erstmals ist von einer Empore gegen den Berg (Bestechen der Mauern) die Rede. Wann dieselbe erbaut worden ist, liegt vorläufig im Dunkeln. Unter den Lettnern wurden drei neue Pfosten gezogen und der lange Lettner mit tannenen Dielen belegt; der „überzwerche“ wurde ausgebessert. Das Gefäßer an der Chormauer wurde neu bemalt. Die Kosten betragen 88 Pfund. Der 82jährige Pfarrer Merian starb am 2. Juli 1776. Sein Nachfolger, Liechtenhan Joh. Rud., beantragt am 22. Juli 1799 die Umdeckung des Kirchendaches, die Aufführung der eingefallenen Ringmauern und die Reparatur einiger Kirchenstühle. Am 28. Juli wird die Ausführung der Arbeiten bewilligt, wenn nicht mehr als 10—12 Tagelöhner erforderlich seien. Bei seinem Antritt wurde ein Inventar aufgenommen, wonach an Effecten zum Gotteshause Buus gehörten:

2 silberne Kelche zum hl. Abendmahle; 2 grosse zinnerne Kannen; 2 zinnerne Platten zum Brot; zwei grosse Tischtücher; 2 kleine Tischtücher; ein kupfernes Kesselein zum Wasser der hl. Taufe. Sodann sind 2 grosse Böckten vorhanden, die aber dem Gotteshause Maispach zum Einsammeln des Zehntenweines gehören.

Liechtenhan starb am 14. März 1805; eine Gedenktafel erinnert an sein Wirken. Der Waisenhauspfarrer Jak. Friedr. David trat an seine Stelle. Erneute Reparaturen waren notwendig. David berichtet darüber am 11. September 1817 an den hochgeachteten Herrn Peter Ochs, des Raths und wohlverordneten Präsident des löbl. Deputatenamtes: Das Kirchendach wurde umgedeckt, der Giebel, der gegen die Wetterseite schaut, wird neu bestochen. Die Kirchenuhrtafel wird neu bemalt und die Zeiger frisch vergoldet. Ein schadhafft gewordenes Stück der Kirchenmauer wird neu aufgemauert. Die Ausgaben belaufen sich auf 180 Franken. 1821 trat David zurück; der Rat bewilligte ihm ein lebenslangliches Ruhegehalt von 600 Franken.

Der 1821 gewählte Hoch Johannes von Liestal konnte nicht ahnen, dass ihm in dieser Gemeinde viel Ungemach beschieden sein würde. Die Gemeinde schloss sich 1830 fast einhellig der Revolutionspartei an. Nachdem sich die Partialtrennung vollzogen hatte, verliess Pfr. Hoch als erster Geistlicher seine Pfarrei und zwar auf Anraten gesinnter Gemeindeglieder, um der Volkswut während des Gelterkindersturmes zu entgehen. Er fand im baselgesinnten Maispach bei Rathsherr Joh. Jak. Wirz gastliche Aufnahme. Vergebens wartete er dort auf seine Wiederwahl.

Der Kirchenrat von Basel beschloss, den vertriebenen Pfarrherren auch fernherhin die Besol-

Lindern heisst retten

Wer bannt des Krieges entfesselte Macht?
Gärten hat er zu Wüsten gemacht,
Städte hat er in Staub gelegt,
Glück und Wohlfahrt hinweggelegt.

Der Krieg — heut zeigt er sein wahres Gesicht,
Er wandelt sich finster ins Weltgericht.
Verschollen das Märchen vom Kräftespiel,
Ausrotten, Vertilgen sind Losung und Ziel.

Wir stehn erstarrt vor Gewaltgier und Tat,
Wir forschen bedrückt nach des Ewigen Rat.
Vernehmbar mitten aus Drang und Leid,
Gibt eine klare Stimme Bescheid:

Es gibt ein Vermächtnis, es gibt eine Pflicht:
Der Arme vergesse des Aermsten nicht!
Mit ihnen teilend sein karges Brot,
Trägt er gelass'ner die eigene Not.

Vertriebene flehen um Rastzeit am Herd,
Jugend bittet, verwaist und versehrt.
Kindesvertrauen ist zerbrechlich und zart —
Kein liebes Wort sei auf morgen verspart!

Lindern heisst retten. Versäumtes wird Schuld,
Dank muss erheben, wart' in Geduld!
Sollt' er dir selber verloren sein,
Erntet für dich ihn die Heimat ein.

Alfred Hugenberg.

dung auszuzahlen; Pfarrer Hoch erhielt 1800 Fr, zugleich gab er sämtlichen schweizerischen reformierten Kirchen Kenntnis von den Ereignissen und bat sie, das Ihrige beizutragen, dass sich nicht ungeweihte und unberufene Geistliche in die widerrechtlich vakant gewordenen Stellen eindrängen konnten. Er richtete die Aufforderung an sie, ihren Pfarrern den Eintritt in den basellandschaftlichen Kirchendienst zu verbieten. Trotzdem fanden sich überall Leute, die bereit waren, die verwaisten Kirchen zu bedienen. Die Einführung in der neuen Gemeinde ging möglichst einfach durch einen Pfarrer oder den Erziehungsrat ohne Zeremonie, ohne Segensspruch, ohne Einweihung vor sich. So vikarierte nach dem Wegzug von Pfr. Hoch 1832 Hch. Gimpert von Künacht (Zch.), der in Zürich nach überbestandenem Examen zurückgewiesen worden war. Er muss in Buus dennoch beliebt gewesen sein, denn der Gemeinderat stellte ihm bei seinem Wegzug ein glänzendes Zeugnis aus: „wir verdanken ihm seine lehrreichen und christlichen Predigten, weil er in diesem hohen und wichtigen Geschäft eine ganze leichtigkeit besitz!“

Auf ihn folgte der Bündner Pfarrerssohn Stephani Julius als Verweser in Buus und Wintertingen; letztere Gemeinde erkor ihn am 3. Oktober 1833 als ihren Pfarrherrn.

Die Totaltrennung brachte vielerorts Wechsel in der Besetzung der Pfarreien. Die Gemeinde wählte den 1804 geb. Aarauer Bürger Gottlieb Rothpletz, der seine Studien in Basel und Zürich absolviert hatte. Er verzehlichte sich mit Anna Maria Graf (Schmidbarnets) von Maispach. Nach neunzehnjähriger Tätigkeit starb der leutselige, in der ganzen Umgebung bekannte und beliebte Seelsorger am Nervenfieber (7. März 1852). Die Stelle blieb bis im Herbst unbesetzt. Kand. Jonas Breitenstein aus Ziefen wurde berufen. Am gleichen Tage wählte ihn die Gemeinde Binningen und Breitenstein zog diese Wahl vor.

Die Kirche in der neuern Zeit.

Joh. Jak. Brodbeck von Liestal wurde 1852 als Nachfolger bestimmt. In seine Amtsperiode fällt eine neue Erweiterung der Kirche. Dieselbe war, besonders an Festtagen, zu klein geworden. Reparaturen waren schon längst nur die nötigsten gemacht worden.

Die Bestuhlung war unbequem, die Böden der Gänge und des Chores uneben. An einem Fenster waren die Scheiben rund, an dem andern eckig. Der Bauinspektor erklärte, es werde nichts mehr geflickt; einer Erweiterung und Erneuerung stehe jedoch nichts im Wege, wenn die Gemeinde damit einverstanden sei. Vorerst wartete man ab; man scheute das Fronen. 1860 wurde jedoch das Gesuch an den Regierungsrat eingereicht und es wurde ihm entsprochen. Am Dreifaltigkeitssonntag, 3. Juni, wurde der letzte Gottesdienst gehalten. Am 25. Juni wurde mit der

Arbeit begonnen. Maurermeister Begle aus Liestal brachte jedoch nicht die genügende Anzahl Arbeiter mit und die Vollendung verzögerte sich.

Die Einweihung fand am 12. Mai 1861 statt. Brodbeck hielt die Festpredigt über I. König 8, 29 und 30. Behörden, Bauleute, Pfarrer, Lehrer und Gäste vereinigten sich nach dem Gottesdienste zu einem Essen im Gasthaus zum Stab.

- 1. Erlös von verkauftem Bauholz 2 808.68
2. Kopfgeld von 50 Rp. für jeden Einwohner vom 10. Altersjahre an und jede Haushaltung (reformiert und katholisch) Fr. 5.— 780.50
3. Beitrag jedes Ausbürgers Fr. 5.— 145.—
4. Katastersteuer 351.49

Am 24. September 1865 hielt Pfr. Brodbeck, der als Pfarrhelfer nach Liestal gewählt worden war, seine Abschiedspredigt. Am 15. Oktober wurde Kand. Wirz Theodor von Gelterkinden gewählt.

Nur 6 Jahre blieb Pfarrer Marti in Buus. Bereits während seiner Buuser Amtszeit war er 1879 Lizentiat der Theologie, 1880 Privatdozent an der Universität Basel.

Am 14. September 1913 wurde der neue Geistliche, Pfr. Wilhelm Wildi, der mehrere Jahre in Amerika zugebracht und zuletzt die Gemeinde St. Peter im Schanfigg versehen hatte, in sein Amt eingesetzt.

Seine ursprüngliche Gestalt hatte wohl der Kirchhof behalten. Längst war die Umfassungsmauer stellenweise recht schadhaf geworden.

Die Kirche beschloss deshalb im Jahre 1925, mit deren Reparatur zugleich eine Friedhoferweiterung vorzunehmen und eine Zufahrtsstrasse anzulegen. Dem Gemeinderat wurde ein Kredit von 17 000 Fr. erteilt.

St. Jakob an der Birs

Eine historische Szene für die Gemeinde Ziefen

Von Pfarrer Philipp Alder

Einführung

Die Kirchgemeinde Ziefen ist die einzige Gemeinde, der die Namen ihrer bei der Schlacht von St. Jakob Gefallenen in einer zeitgenössischen Urkunde bekannt sind.

Chronist: Am Dritten nach des Apostels Bartholomaeus Tag im Jahr des Herrn 1444.

Pentelin Hug, der Siegrist (steht in finsterner Nacht mit seinem Sohne Hans auf der Pfalz bei der Ziefner Kilchen und schaut gen Sonnenuntergang, langsam und bedächtig):

Nacht für Nacht — und immer näher rückt. Rot und Blut, der ganze Horizont. Jetzt flackert's wieder auf und lodert.

Wunsch rege geworden, eine dritte Glocke anzuschaffen. Zu diesem Zwecke legte das Hochbauinspektorat einen Plan für einen 4 Meter hohen Dachreiter vor.

Am 26. Juli wurde die neue Glocke gegossen; die Glockenkommission wohnte diesem wichtigen Akte bei. Mit dem Auto wurden am Vormittag des 30. Juli die Glocken bis zum Kurhaus Waldegg geführt.

„Herr segne uns und behüte uns“

Die Feier war umrahmt von Gesang- und Musikvortrügen der hiesigen Vereine.

1931 wurde der Kirchenboden unter den Bankreihen tiefer ausgegraben und über einem Hohlraum ein durchgehender Holzboden gelegt.

Schon längst war der Wunsch laut geworden, das Harmonium durch eine Orgel zu ersetzen. Dem Hauptförderer dieses Gedankens, Hr. Lehrer Gottlieb Schneider sel., der über 40 Jahre die Stelle eines Organisten versehen hatte, war die Erfüllung dieses Wunsches nicht mehr vergönnt.

Eine gesamte Innenrenovation der Kirche war nicht mehr zu umgehen. Im vergangenen Herbst wurde damit begonnen.

Was Pfarrer Leucht im Jahre 1692 vorge schlagen hatte, wurde heute verwirklicht: Die Kirche ist hinter dem bisherigen Chor vergrößert worden.

So hat das Innere der Kirche erneut seine Gestalt gewechselt. Gleich geblieben aber ist das Wort von der Grösse und Herrlichkeit Gottes, das darin verkündet wird.

O Rex Gloriam veni nobis cum pace.

Quellen: Ungedruckte: Staatsarchiv Baselland, Deputatenarchiv, Universitätsbibl. Basel, Kirchenarchiv; Acemstücher der Stadt und Landschaft Basel.

zu Liestal mit den Mannen sein, auch ihr von Ziefen! Handeill!

Hans Hug (erschrocken): Herr Gott! Das fordert manches junge Blut —

Pentelin Hug (gefasst): Herr Gott, mach's gut! Bub, geh ins Dorf und schlag die Trommel, derweil ich läut — und schrei hinaus in alle stillen Gassen: (laut)

Entblöten lässt euch Henman Sevogel zu Wildenstein der Herr:

Auf! bereitet euch zum Kampfl! Bereitet aber kommt hinauf zu unsrer Kilchen, die Waff allein tut's nicht, nur das Gebet. Und segnen wird der Pfarrer euch zu Kampf und Tod...! (Trommeln, Rufen, Läuten)

Chronist: Am vierten nach des Apostels Bartholomaeus Tag, beim Betzeitläuten in der Ziefner Kilchen.

Einige Weiber aus dem Dorf in stillem Gebet: Herr Gott erbarme dich unser — Christe, erbarme dich unser — Wir bitten dich für das Heil unsrer Seelen, für unsre Väter, für unsre Söhne. Herr erbarme dich unser, Christe, erbarme dich unser, Kyrie eleison. Wir bitten dich für die Sterbenden — für die Gefallenen — lass ihnen leuchten das ewige Licht —

Hans Hug (tritt in die Kirche, zerrissen, verwundet, die Halbart gesenkt und unterbricht das Gebet): Requiescant in pace! Amen.

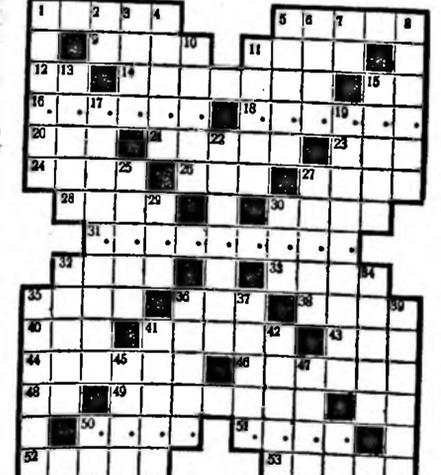
Die Weiber: Um Gottes Willen, Hans! woher? wie schaust du drein? Hans, was ist geschehen, sprich uns Gottes, um aller Heiligen Willen! Sieg oder Tod?

Hans Hug (blickt wie abwesend in die Kirche und wiederholt tonlos): Sieg oder Tod — (wie aufwachend:) Sieg und Tod!

Die Weiber und Tod? was soll das heissen? wo sind die andern?

Rätsel Ecke

Kreuzworträtsel: „Fünf russische Städte“



Waagrecht: 1 Geschäftsbezeichnung; 5 mathematisches Operationszeichen; 9 Schiffszubehör; 11 Fluren, Wiesen (poetisch); 12 chemisches Zeichen für Rubidium; 14 Witterung aufnehmen; 16 siehe Anmerkung; 18 siehe Anmerkung; 20 Gattung; 21 Erde (fremdsprachig); 23 Abkrz. für: Telefon; 24 Falschheit, Unredlichkeit; 26 japanische Münze; 27 Männername; 28 ethischer Begriff; 30 Fluss im nördlichen Irland; 31 siehe Anmerkung; 32 flach; 33 Nebenfluss der Seine; 35 Flächenmass (Mrz.); 36 Ort in Ungarn westlich des Plattensees; 38 Vorname Eulenspiegels; 40 biblischer Hohepriester; 41 Friede, Heil (arabisch); 43 nordischer Schriftsteller; 44 Ballspiel; 46 altgriechischer Dichter; 48 Abkrz. für: Hausnummer; 49 Frühlingsblume; 50 siehe Anmerkung; 51 siehe Anmerkung; 52 Ortschaft in der spanischen Provinz Gerona; 53 biblisches Wasserfahrzeug.

Senkrecht: 1 Normgrösse, Mass; 2 Abkrz. für: Reichsmark; 3 Knocheninneres; 4 Bewohner eines fremden Erdteils; 5 abgespannt; 6 hinweisendes Fürwort (i = i); 7 Anschrift an Unbekannte; 8 akustischer Begriff; 10 hoch im Preise; 11 Laubbaum; 13 Bezeichnung mehrerer Laucharten; 15 Nebenfluss der Rhone; 17 Teil eines Möbelstücks; 19 Monument; 22 kleines Bächlein; 25 grün (fremdsprachig); 27 Pflanze; 29 Ort südlich von Bozen; 30 Nebenfluss des Arno; 32 Ortschaft im Kanton Thurgau; 34 biblischer Prophet; 35 farblose, alkoholische Flüssigkeit; 36 Stadt in der Schweiz; 37 Pflanzendünen zu Polsterzwecken; 39 Singvogel; 41 Hafenstadt der portugiesischen Provinz Estremadura; 42 oberägyptische Stadt; 45 japanische Stadt auf Hondu; 47 Wasserstrudel, Untiefe; 50 der Mund (lateinisch).

Anmerkung: 1) in waagrechten Reihen

Hans Hug (wieder tonlos und abwesend): die andern — die andern? 1. Stimme: wo ist Cuntz Wisner? Hans Hug: tot. 2. Stimme: Johann sein Sohn? Hans Hug: tot. 3. Stimme: Heini Thoman der Müller? Hans Hug: tot. Tot, tot, tot, Alle. Erschlagen liegen sie beim Stechenhaus im Rosengarten.

Alle. Cuntz Gerngros, Hentzi Stegmann, Ruetschie Jeggi, Peter Schmuigli, Wernli Müller, Hans Niggli, Wernli Grim — und auch von Arboldswil Hans Rudin! Weiber (weinend, wehklagend): Alle — Alle! Heiliger Dreieiniger Gott! Beim Stechenhaus!

Hans Hug: Ja, bei St. Jakob an der Birs, erschlagen Alle. Ich allein entrann, um es nach Gottes Willn euch anzusagen.

Gestritten haben sie mit Heldenmut, gelitten, wie ein Christ nur leiden tut, gefallen sind sie, wohl getröst durch Christi Blut — sie Alle — und mit dem Blute ihres Herzens haben sie gelöscht des Krieges schauerliche Fackel. Der Feind zieht ab, gerettet ist das Land vor Schand und Brand!

Greint nicht, Gotts Wille war's. Vor IHM leg ich die Halbart nieder am Altar. In dieser Kilchen bleiben möge sie für alle Zeit.

Doch betet für die Toten und — dankt Gott!

Ulrich Mühlenhart, der Pfarrer: Mit IHM versinkt man nicht in alle Not. Ist er für uns, wer mag wider uns sein? Fasst euer Herz im Glauben an den Herrn, der für die Toten starb und auch für uns und auferstand am Dritten nach der Schrift. Beugt euch vor Gott. Es sträuft des Herren Hand und heilt zugleich, den Toten schenk, Herr, nun dein Himmelreich —

Doch ihre Namen sollen unvergessen sein vernommen Jahr für Jahr von der Gemein. (wendet sich zum Altar) Dominus vobiscum —

Volk: et cum spiritu tuo!

Alle: REQUIESCANT IN PACE + Amen.

Chor: Verleiht uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten! Es ist doch ja kein andrer nicht, der für uns könnte streiten als du, unser Gott alleine.

Auflösung des aktuellen Kreuzworträtsels: Waagrecht: 1 Jaffa; 4 aktiv; 7 Sakristan; 9 HB; 11 Stiefel; 13 Rif; 15 Dos; 16 Heer; 17 ade; 19 Aera; 20 Uli; 21 Adele; 23 Rin; 24 Neger; 26 Tabak; 28 Dr.; 29 bersten; 32 N. T.; 33 Esse; 35 Echo; 36 Lady; 38 Reh; 39 Pilaw; 41 Lea; 42 Te; 43 Gefasel; 45 Ar; 46 echt; 47 As; 48 Ei; 49 kentern; 50 Ob. Senkrecht: 2 Fas; 3 Akte; 4 Atem; 5 Kal; 10 Bielersee; 12 Koriander; 14 feig; 15 derb; 17 ad; 18 el; 21 Are; 22 Eté; 25 Ebe; 27 Anl.; 30 Reifen; 31 Toaste; 34 Sh; 37 Al; 39 PE; 40 we; 43 Grk; 44 Lan.

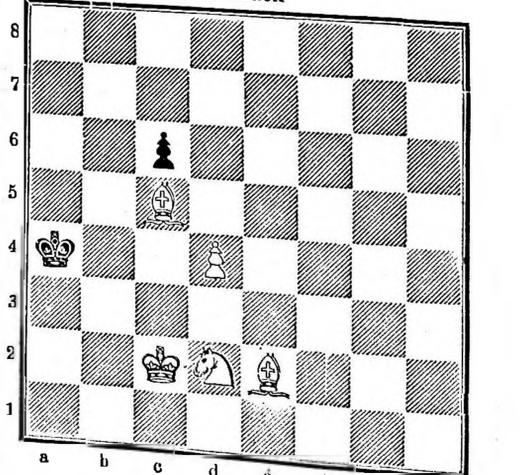
Anmerkung: Jahrhundertfeier der Schlacht von Sankt Jakob. Auflösung des Schweizer Ortsrätsels: Othmar (Schoeck), Singen; Othmarsingen.

SCHACHSPALTE

der „Basellandschaftlichen Zeitung“ vom 19. August 1944. Lösung der Aufgabe Nr. 79 1. Dh1 — f3 Tc6 — f6 2. Tc2 : e1 (Schach) Kd1 — e1 3. Df3 — e2 (Matt) etc.

Richtige Lösungen: P. Thommen, Basel, H. Brunner, Rheinfelden, G. Strub, Orma-lingen und W. R., Liestal.

Aufgabe Nr. 80 Albert Thommen, Basel



Weiss zieht, und setzt in 4 Zügen matt. Weiss: Kc2, Sd2, Le2, Lc5, Bd4 = 5 Schwarz: Ka4, Bc6 = 2 Wieder eine sehr schöne Aufgabe unseres Basler Schachfreundes. Möchte an dieser Stelle unsere Basellbieter Schachspieler ansprechen dem Reiss...

Die erste evangelische Kirche in Reinach (Baselland)

Es ist eine ganz irrige Vorstellung zu glauben, dass in der Zeit vor der Reformation das kirchliche Leben erstorben sei. Das Gegenteil ist richtig. Nach allen Seiten hin zeigt sich vielmehr eine Regsamkeit und Betriebsamkeit, wie sie vorher selten in Erscheinung getreten ist. Allein das trifft nun allerdings zu, dass solche kirchliche Betriebsamkeit mit wirklichem Leben aus Gott nicht verwechselt werden darf. Es kann wohl sein, dass neuerwaches Leben in einer Steigerung der Kirchlichkeit sich Ausdruck verschafft, es kann aber auch vorkommen, dass blosse Kirchlichkeit dann sich bemerkbar macht, wenn das wahre Leben aus Gott im Schwinden begriffen ist. Kirche und Reich Gottes sind nicht ein und dasselbe. Dafür ist die Zeit vor der Reformation ein deutlicher Beweis. Denn sie bedeutet noch kein Erwachen neuen Lebens, keine Reformation der Kirche, die damals doch auch nach dem Urteil der Altgläubigen einer Erneuerung bedurfte.

Reges kirchliches Leben zeigte sich am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts auch in der Gemeinde Reinach im Gebiet des Basler Bischofs. Die Gemeinde war damals noch eine Filiale der alten Martinskirche von Pfeffingen, deren Ursprung weit ins Mittelalter zurückreicht und die als Mutterkirche des untern Birschtales zu betrachten ist. Im Laufe der Zeit war allerdings in Reinach auch eine Kapelle entstanden. Sie wurde frühe schon auch gelegentlich als Kirche bezeichnet, ohne doch ihren Zusammenhang mit der Mutterkirche aufgegeben zu haben. Sie war dem heilig. Nicolaus von Myra geweiht, dessen Verehrung seit der Ueberführung seiner Gebeine aus der kleinasiatischen Stadt Myra, die auch der Apostel Paulus auf seiner letzten Reise von Jerusalem nach Rom angefahren hat, nach Bari in Süditalien im Jahre 1087 auch im Abendland weite Verbreitung gefunden hat.

Der weite Weg nach Pfeffingen und

die schlechten Wege im Winter erschwerten den Besuch des Gottesdienstes in der Kirche zu Pfeffingen, verhinderten gelegentlich auch die Taufe schwer kranker in Lebensgefahr stehender Kinder. Darum erwachte der Wunsch, es möchte die Niclauskapelle zu einer Pfarrkirche erhoben werden, in welcher die Messe gelesen, kirchliche Feste gefeiert, Salz und Wasser gesegnet und die Sakramente gespendet würden. Als darum der Kardinal Raimundus Peraudi sich in Basel aufhielt, gelangte die Gemeinde mit der Bitte an ihn, in Reinach eine eigene Pfarrei zu errichten, indem sie auf die Schwierigkeiten hinwies, unter denen das kirchliche Leben litt. Der Kardinal gab am 25. Juni 1504 seine Zustimmung zu einer Loslösung Reinachs von Pfeffingen. Der Weihebischof von Basel Telaminus Limburger erhielt den Auftrag, die Ausscheidung vorzunehmen. Dem Pfarrer von Pfeffingen verblieben die Zehnten von Früchten und Wein, sowie der Etterzehnten zwischen den Zäunen im Etter von Reinach, die alten Jahrzeiten, sowie der Drittel der Gefälle, die in den Stock der Kirche von Reinach fielen. An den vier hohen Festtagen mussten die Reinacher, die zu ihren Tagen gekommen waren, das Amt und die Predigt in Pfeffingen hören und dort ihre Vieropfer bringen oder, wenn sie durch Krankheit verhindert waren, dorthin schicken. Alle übrigen Abgaben, von der Messe, den Leibfällen, den Siebenten, Dreissigsten und den Jahrzeiten, die in Zukunft aufgerichtet würden, sollen dem Priester von Reinach zufallen. Den Reinachern wurde freigestellt, ihr Begräbnis in Pfeffingen oder Reinach zu wählen. Der Pfarrer von Pfeffingen wurde von der Seelsorge in Reinach entbunden, der Gemeinde Reinach dagegen gestattet, auf den Altar in ihrer Kirche eine Pfrund zu stiften. Der Priester wurde vom Meyer und den Geschworenen dem Pfarrer von Pfeffingen genannt und von diesem dem Bischof zur Bestätigung vorgeschlagen. Reinach hatte dem Pfarrer die nötige Besoldung so-

wie ein Haus und einen Garten zur Verfügung zu stellen.

Am 8. Dezember 1511 wurde die Trennung vollzogen, die bisherige Kapelle als Pfarrkirche errichtet und in ihr neben dem Hauptaltar St. Niclaus zwei weitere Altäre in Ehren St. Georgs und St. Ursus geweiht. Da aber die Besoldung für den Priester nicht ausreichte, verkaufte die Gemeinde am 6. Mai 1514, um die Pfrund so zu dotieren, dass der Priester seine auskömmliche Besoldung erhielt, dem Predigerkloster in Basel ein Holz auf dem Bruderholz, das Predigerholz, um 127 rheinische Gulden, legte das Geld an, um seine Zinsen jährlich für die Besoldung des Priesters zu verwenden.

So war nun in der Gemeinde alles aufs beste geordnet. Allein bald traten ganz andere Fragen an die Gemeinde heran, welche sie bis in die Grundfesten erschütterten.

Wir wissen nicht, wann die evangelische Bewegung, wie sie durch Luther hervorgerufen worden war, ihre Wellen nach Reinach schlug. Aber schon am ersten April 1524 klagte der Bischof, dass schon seit einigen Jahren viel neue Lehre ins Land gebracht werde, welcher das einfältig gemeine Volk nicht wenig anhängig geworden und von Tag zu Tag anhängig werde, dass ein jeder tue, was ihn gelüste, vorab auf den Kanzeln und in Winkeln predige, und jeder das Evangelium auslege, wie es ihm passe. Daraus erfolge die Zerstörung aller geistlichen Ordnung. Vernichtung alles Gottesdienstes. Verkleinerung Gottes und der Maria, Verspottung der lieben Heiligen und Vernachlässigung der armen Seelen. Sei die geistliche Ordnung gefallen, dann folge auch die weltliche nach.

Es mochte wohl scheinen, als ob der Bauernkrieg, der im Frühjahr 1525 in Deutschland ausbrach und auch auf das Basler und das bischöfliche Gebiet übergrieff, dem Bischof recht gebe, als ob er die Frucht der evangelischen Bewegung sei. In Wirklichkeit stand es aber so, dass, was die Leute bisher für sich behalten hatten, nun aus der Verborgenheit ans Licht kam. Mit einem Male war die

Bewegung da. Am 5. Mai waren 1500 Bauern aus dem Bistum, den solothurnischen Aemtern Tierstein, Gilgenberg und Dornach auf dem Felde zwischen Reinach und Dornach versammelt und stellten an ihre Obrigkeiten ihre Forderungen. Auch Reinach blieb nicht zurück. Es verlangte Erlass des Umgelds für Wein, Abschaffung von allerlei Steuern, freie Benützung des Waldes und anderes. Der Zehnten sollte in Zukunft dem Priester, der bei ihnen residire, überlassen werden. In bezug auf die Wahl des Priesters hatten sie nichts zu fordern, wie andere Gemeinden, da ihnen ja das Mitspracherecht bei der Wahl bereits zustand. Dagegen verlangten sie, dass der Prädikant nichts anderes denn die heilige Schrift, das neue und alte Testament verkündige.

Während vier Stunden verhandelte der Bischof mit seinen Untertanen. Er gab schliesslich nach, nur um die bedrohlich erregten Untertanen zur Heimkehr zu bewegen. Nach acht Tagen brachten die Bauern ihre Artikel in Schrift verfasst. Eine Unterhandlung an der Brücke zu Dornach verlief ohne Ergebnis. Eine zweite führte zum Versprechen des Bischofs, die Kosten des Aufruhrs zu übernehmen, und zu der Zusage der Bauern, sich nicht mehr gegen den Bischof zu erheben, sondern den Austrag der strittigen Artikel abzuwarten. Es währte allerdings vier Jahre, bis es zu einem Verleiche kam.

Der Bauernkrieg hatte alles in Bewegung gebracht. Die Bauern zahlten keine Steuern mehr, lieferten den Zehnten nicht mehr ab, hielten kein Gericht mehr. Basel glaubte, die Zeit sei gekommen, das zu tun, was es schon längst erstrebt hatte, die Hand auf die Herrschaften des Bistums zu schlagen. Es machte dem Koadjutor des alten Bischofs den Vorschlag, sich gegenseitig auf ewige Zeiten oder doch auf 100 oder 70 Jahre mit Land und Leuten in ein Burgrecht einzulassen. Der Koadjutor wollte aber davon nichts wissen, da Basel von seiner Forderung nicht abging, trat er mit Solothurn in Unterhandlung, das es ebenfalls auf die Herr-

schaften Birseck und Pfeffingen abgesehen hatte. Basel erkannte den Ernst der Lage. Um dem Vogte von Dorneck, der bereits mit einer Anzahl Knechte sich aufgemacht hatte, zuvorzukommen, besetzte der Rat von Basel die Schlösser Pfeffingen und Birseck. Und unter dem Schutze dieser Besetzung, ohne die Zustimmung des Bischofs abzuwarten, schworen drei Tage später, am 17. Sept. 1525 die Dörfer des Birsecks, mit ihnen auch Reinach, dem Rat der Stadt Basel, der Stadt treu und hold zu sein und keinen andern Herrn anzunehmen. Der Rat dagegen nahm sie in seinen Schutz und Schirm auf. Der Koadjutor verlangte vergeblich von Basel den Rückzug der Truppen und die Aufhebung des Schirmvertrags. Solothurn gegenüber gab Basel die Erklärung ab, es werde nicht dulden, dass ein Flecken, er sei klein oder gross, dem Stifte entfremdet werde.

Die Gemeinde Reinach fühlte sich unter dem Schutze Basels nun sicher, mehr als bisher ihre eigenen Wege zu gehen. Sie nahm einen evangelischen Prediger an: **M a r c u s H e i l a n d** von Vaihingen an der Enz, den spätern Reformator der schwäbischen Stadt Calw.

Marcus Heiland wurde ungefähr um 1500 in Vaihingen geboren und fromm erzogen. Er besuchte dort die Lateinschule, aber die Verhältnisse, in denen seine Eltern lebten, erlaubten ihm nicht, sie fortzusetzen. Er wurde vielmehr von seinem Vater nach Pforzheim zu einem Tuchscherer in die Lehre getan. Um sich in diesem Berufe weiter zu bilden, zog er nach Basel. In dieser Stadt, wo die Wissenschaften blühten, wo ein Erasmus, der König der Wissenschaften, sein Licht leuchten liess, gab er seinen Beruf auf. Es widerstrebte ihm, «auf dem Handwerk seinen Lebensunterhalt zu suchen, Gewinne zu machen, Reichtümer zusammenzukratzen und dabei alt zu werden, ohne etwas mehr zum gemeinen Nutzen beizutragen.» Er erlernte wahrscheinlich bei Johannes Froben die Buchdruckerei und wurde bald als Korrektor angestellt. In dieser Stellung fand er Gelegenheit, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben,

ohne Kosten Bücher und Manuskripte von Männern wie Erasmus, Luther, Melanchthon und anderen, deren Schriften in Basel gedruckt wurden, zu lesen und daneben auch die griechische und hebräische Sprache zu erlernen. Er kam aber auch mit dem gelehrten Guardian des Barfüsser Klosters, Conrad Pellikan, in Berührung, und seinem Einfluss ist es wohl zuzuschreiben, dass Heiland als Mönch ins Barfüsser Kloster eintrat. Von ihm wurde er tiefer in die Kenntnis der hebräischen Sprache eingeführt, wurde auch Mitarbeiter Pellikans an seinen grossen Werken. Wichtiger aber wurde für ihn, dass er durch den Einfluss Pellikans und des Klosterpredigers Johannes Lüthardt nicht nur mit den Schriften Luthers, sondern mit seinem Geist in Berührung kam und zu der Erkenntnis geführt wurde, dass der Weg, den er mit dem Eintritt ins Kloster beschritten hatte, ihn nicht zum wirklichen Frieden führen könne. Nachdem Pellikan selbst das Kloster verlassen hatte, um nach Zürich überzusiedeln, hielt es Heiland nicht mehr länger im Kloster. Er legte die Kutte ab und diente als freier Christenmensch seinem Gott und seinem Nächsten. Etwas mehr als ein Jahr später verlobte er sich am 16. April 1526 mit Maria, der Tochter des Kaufmanns Matthias Iselin, mit der er am 27. April den Kirchgang hielt. Nicht lange nachher zog er als Pfarrer nach Reinach. Am 20. Februar 1526 wurde ihm eine Tochter Sara geboren, die aber am 27. November starb und in Reinach begraben wurde. Am 14. Februar 1528 wurde den Pfarrersleuten ein Sohn Daniel geboren, der aber nicht ganz ein Jahr alt in Basel im Hause des Herrn Heinrich von Ostheim, dem Inhaber des Dorfes Reinach, starb und zu St. Elisabeth begraben wurde.

Im Frühjahr 1526 machte sich in den bischöflichen Gemeinden die täuferische Bewegung geltend. Die Täufergemeinde in Basel war zerstreut worden. Täuferische Prediger, Fremde, die sich des Predigens und dergleichen Lesens unterzogen, unter ihnen auch der bedeutendste, der Täufer Prinzipal Hans Pfistermeyer

von Aarau, vielleicht auch der aus Zürich vertriebene Felix Manz, zogen in den Gemeinden umher und predigten den zerstreuten Gottesfreunden auf freiem Feld, in Wäldern oder auf einer Matte. Am 17. Mai 1526 forderte der Rat von Basel wie Therwil, so auch Reinach auf, die Täuferprediger fortzuschicken, und verlangte tags darauf vom Koadjutor des Bischofs, dass er diese Prediger gefangen nehmen und sie der Stadt zuführen lasse. Während in Therwil, Oberwil, auf St. Margrethen und im Holec die Winkelpredigten gleichwohl ihren Fortgang nahmen, wird es in Reinach stille.

Im Jahre 1528 trat Heiland von seinem Amt in Reinach zurück, um einem neuen evangelischen Pfarrer, Caspar Bigel, Platz zu machen.

Vom Nachfolger Heilands, Caspar Bigel, wissen wir nichts, als dass Oekolampad in seinem Hirtenbrief an die evangelischen Pfarrer im Baselbiet vom Jahre 1528 auch ihn zu denen rechnet, die das Evangelium verkündeten, dass er 1536 Pfarrer in Weiningen und 1537 in Buchs war und ins Württembergerland zurückkehrte.

Ueber die Tätigkeit Heilands in Reinach und nachher in Basel erfahren wir leider nichts. Als im Februar 1520 der Umschwung in Basel erfolgte und Basel die Reformation annahm, da wurde am 21. Februar 1520 Heiland als Pfarrer von Bubendorf gewählt. Er erwarb sich bald das Vertrauen der Pfarrer, die ihn im Jahre 1530 zum Dekan oder Superattendenten des Waldenburger Kapitels wählten. Ueber seine Gesinnung gibt der Gebetswunsch Auskunft, den er bei der Geburt eines Sohnes Samuel am 7. Juli 1523 aufzeichnete: «Unser Gott, sei uns gnädig, gib, dass wir zur Mehrung deines Ruhms und zur Abtötung des alten Menschen und zur Erbauung unserer Nächsten unser Leben führen.»

Seine Wirksamkeit in Bubendorf nahm aber bald ein jähes Ende. Die Röthe seines Gesichtes, die ein blosser Naturfehler war, wurde für Aussatz angesehen. Er wurde entlassen und musste in der nächsten Zeit im Exil durch Handarbeit sich

durchbringen, seinen alten Beruf als Tuchscherer wieder aufnehmen. Wir wollen seine ferneren Schicksale nicht weiter verfolgen, nur noch anführen, dass er auf Empfehlung des Myconius an den Konstanzer Reformator Blauser in seiner württembergischen Heimat wieder ein Pfarramt erhielt, später zum Reformator Calws wurde und schliesslich, durch das Interim vertrieben, in Strassburg freundliche Aufnahme fand. Er starb in den ersten Tagen des Oktobers 1550 auf der Reise zu seinem kranken Vater.

Warum Heiland Reinach verlassen hat, ist nicht ersichtlich. Möglich wäre es wohl, dass sein Weggang mit der Disputation in Bern im Zusammenhang stand. Damals hatte sich der Nachbarpfarrer Simon Weber von Therwil so entschieden gegen die Bilder ausgesprochen, dass er weichen und einem andern, Johannes Rot, Platz machen musste. Da ungefähr um die selbe Zeit auch in Reinach der Pfarrwechsel stattfand, so wäre es wohl möglich, dass auch ihn ein offenes Auftreten gegen die Bilder seine Stelle gekostet hätte. Aber wie in Therwil, so hat auch in Reinach der Wechsel der Person keinen Wechsel des Zieles gebracht. Wie in den andern birseckischen Gemeinden, hatten die Bauern auch in Reinach seit dem Bauernkriege es unterlassen, wie vor altem Gericht zu halten. Auf Wunsch des Bischofs forderte am 4. Juni 1527 der Rat die Gemeinde auf, das Gericht von neuem zu besetzen, indem er darauf hinwies, dass solches dem Eide, den sie Basel geschworen hätten, nicht zuwider sei, damit man sehen könne, dass Basel sie nicht deshalb zu Bürgern angenommen habe, damit sie Niemandem gehorsam seien, sondern um sie vor Gewalt zu schirmen. Nachdem in Basel im Frühjahr 1529 der Umschwung sich vollzogen und die neue evangelische Kirche durch die erste Synode im Mai sich organisiert hatte, musste auch in den Gemeinden des Birsecks, die in der Mehrzahl zum evangelischen Glauben sich bekannten, der Wunsch erwachen, dass endlich einmal die Forderungen, welche sie dem Bischof im Bauernkriege vorgelegt hatten, ange-

nommen würden. Es wurden darum wieder Verhandlungen aufgenommen.

Zunächst machte das Schiedsgericht, dem der ganze Handel zur Entscheidung übertragen worden war, allerlei Vorschläge. Verschiedene Forderungen wie die Aufhebung des Umgelds, den Erlass der Strafen und Bussen lehnten sie ab. Weiter verlangten sie, dass wieder wie ehemals Gericht gehalten werde. In Bezug auf die Leistung der Tagwonen kamen sie der Gemeinde entgegen, indem sie jeden zu zwei Tagwonen verpflichten wollten, an deren Stelle 6 und für Witwen 3 Kreuzer treten sollten.

Die Frage betreffend den Zehnten stellten die Schiedsrichter aus, weil sie mit dem Kirchherrn Cornelius von Lichtenfels verhandelt werden müsse. Der Forderung betreffend die Verkündigung des Wortes Gottes stimmten sie zu, sie konnten das, weil beide Parteien den Artikel nach ihrem Sinne auslegen konnten und darum auch der Bischof sich nichts vergab. Die Gemeinde Reinach antwortete auf diese Vorschläge. Die Ablösung der zwei Tagwonen mit 6 Kreuzern erklärten sie als untragbar und verlangten darum eine Ermässigung auf zwei Schilling. Mit einer Verhandlung mit dem Zehntherrn erklärten sie sich einverstanden unter der Bedingung, dass sie ihren Teil nicht aus der Hand geben müssten, bis ein Entscheid getroffen sei. Dagegen verlangten sie den Erlass der versessenen Steuern und wünschten zum Schluss, dass man sie ihre Empörung nicht entgelten lasse.

Fürsorge an Alkoholgefährdeten

Lieber Leser! Ich glaube, ich muss Dir nicht erzählen und schildern, was ein Trinker ist. Wir sehen und hören tagtäglich, was die Trunksucht unter den Menschen anrichtet, wie sie geordnete Familienverhältnisse zerstört, wie sich die Armenlasten nicht nur wegen der Arbeitslosigkeit, sondern eben auch wegen unserer leidigen Trinksitte vermehren u. s. w.

Ein willensschwacher Mensch erliegt nur gar zu leicht dem Krebsübel der Trunksucht. Zu viel Gefahren stürzen auf ihn ein, denen er letzten Endes erliegen muss.

Muss er wirklich erliegen? Kann es nicht auf

Am 5. September 1529 kam endlich ein Vertrag zwischen dem Bischof Philipp von Gundelsheim und der Gemeinde Reinach zu Stande. (Es würde zu weit führen, alle einzelnen Artikel zu behandeln. Es sei nur das erwähnt, was die evangelische Gemeinde Reinach als solche berührte.) Die Verkündigung des Wortes Gottes betreffend gestatteten die Unterhändler, dass den Untertanen das Gotteswort treulich gepredigt werde also, dass die Prädikanten nichts anderes als die heilige Schrift des neuen und alten Testaments predigen, aber auf den Kanzeln niemand nennen noch schmähen. Den Artikel betreffend den Zehnten und Etterzehnten stellten sie aus, bis die Kirchherren sich darüber ausgesprochen hätten. Die Frage betreffend die Empörung und Bezahlung der Kosten wollten sie erst entscheiden, wenn der Landvogt im Unterelsass, Freiherr Jakob von Mörsberg und Belfort, der nicht zugegen war, sich über die Frage mit den übrigen Schiedsrichtern verständigt hätte.

Es trat nun doch eine gewisse Beruhigung ein und die Gemeinde konnte in der nächsten Zeit ruhig ihres Glaubens leben. Leider erfahren wir über das Leben der Gemeinde unter der Einwirkung evangelischer Predigt sehr wenig. Es liegt aber auf der Hand, dass das Eindringen in die hl. Schrift nicht tief und nicht nachhaltig genug geschah. Sonst hätte die erste evangel. Gemeinde in Reinach dem Vorstoss der Gegenreformation besser Stand gehalten, wovon ein andermal wird die Rede sein.

Pfr. D. K. Gauss.

diesem Leidensweg einen Halt, ja sogar eine Rettung, eine Heilung geben? Die Frage stellen, heisst, sie zu beantworten versuchen.

Gewiss, mancher Trinker ist schon durch die bestehenden Abstinenzvereine zu einem alkoholfreien Leben geführt, aus seiner Gebundenheit befreit worden. In aller Stille haben sich verantwortungsbewusste Menschen um diese Alkoholkranken angenommen und so segensreich gewirkt.

Seit 1933 besteht in unserm Kanton eine Beratungsstelle für Alkoholgefährdete. Reichlich spät, aber doch! Die meisten andern Kantone besitzen

ich Euch das Loblied Eures Königs singe. Nun, wenn Ihr's hören wollt: Wir halten alle hier bei Hofe Seine schwedische Majestät für einen hervorragenden Fürsten und Menschen."

"Den Fürsten will ich gelten lassen." Gustav Adolf senkt den Kopf und heftet hartnäckig den Blick auf die kleinen Kieselsteine des Weges. „Aber in bezug auf den Menschen muß ich Euch widersprechen. Gustav Adolf ist ein verbitterter, vergrämter Mensch geworden, dessen Glauben an andere nur noch ein Hohlnachen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Frühgeschichte des Dorfes Lampenberg

Von R. Gauß.

Im verfloffenen Jahre wurden im Walde über dem Hofe Tal im Banne Lampenberg eine größere Zahl von Scherben gehoben, welche die Fundorte aus der Hallstatt- oder älteren Eisenzeit in unserm Kanton um ein interessantes Beispiel vermehren. Zwar ist die Fundstelle bis jetzt noch nicht genauer untersucht. Da aber über der die Hallstätteramit führenden Brandschicht auch römische Ziegelstücke gefunden worden sind, verspricht die genauere Untersuchung ein interessantes Ergebnis.

Unterdessen liegt es nahe, sich auf die älteste Geschichte des Dorfes Lampenberg zu begeben. Zwar stehen die Quellen, aus denen die Kenntnis dieser Geschichte gewonnen werden könnte, äußerst spärlich. Jedoch der Name des Dorfes, der bei seiner ersten Bezeugung im Jahre 1226 gleich lautete wie heute, gibt einigen Aufschluß. Es ist anzunehmen, daß in seinem ersten Teile ein Eigenname steckt. Denn Lampenberg als Langenberg zu deuten,

weil in aller Zeit der Weg von Dieslal nach dem Hauenstein nicht im Tale, sondern über die Höhen gegangen und man lange zu keinem Dorfe gekommen sei, ist nur die Verlegenheitsauskunft einer zügellosen Phantasie. Nicht viel besser steht es mit der Ableitung Lampenbergs von den Herten von Zielempen, da Lampenberg nachweisbar älter ist als das Geschlecht der Zielempen.

In einem mittelhochdeutschen Namenbuch hat Ad. Socin den klaren Nachweis erbracht, daß Lampe eine abgekürzte Namensform von Lambert oder Lampert gewesen ist (contractum Lamperti nomen), die sich im Volksmunde bis über das Jahr 1000 erhalten hat. Der Name Lampert erscheint schon im 7. Jahrhundert, so ein Bischof Lampert vom Maastricht in der Erzdiözese Köln, im fränkischen Reiche. Ebenso ein Abt Lambert von St. Wandrille, der unter Theoderich III. (675—691) gelebt hat. Ungefähr in derselben Zeit wurde ein italienischer Bischof Lampert Wänd in der Reichenau. Der Name Lampert hat sich noch lange erhalten. 1101—1102 wird der Truchseß des Basler Bischofs, Lampertus, bezeugt.

Aus alledem dürfte geschlossen werden, daß Lampenberg ursprünglich der Berg Lamperts war und seinen Namen einem alamannischen oder fränkischen Bauern zu verdanken hat, der im 7. oder 8. Jahrhundert auf Anweisung des fränkischen Königs oder eines seiner Großen sich auf dem Berge angesiedelt und ihm den Namen Lampenberg gegeben hat. Dagegen wird es ein bloßer Zufall sein, daß am 17. April 1842 in Lampenberg ein Heini Lambell von Lampenberg bezeugt wird, nämlich Lambell nichts anderes ist als die Verteilerungsform von Lampe oder Lambe, der Abkürzung von Lambert oder Lampert.

Etwas Licht auf die Entstehung des Dorfes fällt aber heute noch aus einem Flurnamen. Im Jahre 1447 wird zum ersten Mal eine Flur „zu Stupthen" bezeugt. Er erscheint wieder 1534 und 1543 als Zelg z Stupthen und z Stupthen. Auch das benachbarte Arboldswil weist

ein Stupfen auf: vor Stupfen, 1447, in Studhom, 1534, Studberg 1603, z Stupthen 1608, z Studben 1689, z Stübbehn 1695, Stübden 1756. Später ist der Lampenberger Flurname ein Zu Stübhen im Boden (1730) geworden, wobei die Umstellung der Konsonanten in der Mitte zu beachten ist, die auch sonst bei den alten Siedlungsnamen der -lon-Orte vorkommt. Zu erinnern ist an Jtkon = Jkten, Bötton = Bötten, Butkon = Budten, Diekon = Diegten.

Aus den Flurnamen Stupkon wäre also auf eine alamannische Siedlung zu schließen, die nach den -ingen-Orten entstanden ist. Unter fränkischer Herrschaft, nachdem die Täler schon längst besetzt waren, wurden alamannische oder fränkische Bauern die Höhen zur Besiedlung angewiesen, wie Arboldswil, Selboldisberg, (Sellsberg), Kamllinsberg, Wittinsberg, Dietlsberg und so auch Lampenberg. Die ältere Siedlung Stupthon, die in der Erinnerung, wie der Flurname beweist, noch längere Zeit fortlebte, ging in der jüngern, vom Nicht königlicher Sonne begünstigten Siedlung Lampenberg auf.

Der Fund beim Hofe Tal belehrt uns heute, daß die Gegend bereits in der Hallstattzeit besiedelt gewesen ist und daß später auch die Römer hier gehaust haben. Die letztere Tatsache kann auch aus einigen Flurnamen erschlossen werden. Alte Römerwege wurden in unserer Gegend von den nachrückenden Alamannen als Steinwege charakterisiert. So findet sich auch im Banne Lampenberg der „Steinweg". Alder, auf denen römische Gemäuer zum Vorschein kam, nannte man Steinler, eine Flurbezeichnung, welche auch der Bann Lampenberg aufweist. Von den Römern haben aber die Lampenberger verschiedene Flurbezeichnungen übernommen, so lam = lama = Lache, Sumpfi, das in der Lamgasse erhalten blieb; 1447 lamgassen, Lamenthal, 1680 zu Lahmenfall neben dem Brunnen. Aus der Lamgasse und dem Lahmenfall wurde mit der Zeit die Legmgasse, die sachlich den ursprünglichen Sinn der Bezeichnung Lam festgehalten hat, während Ramersfall und Ramersfallgassen (1608, 1730)

mit dem ursprünglichen Namen nichts mehr anzufangen mußten. Kluf, Pfiffraten und Campelen. Die beiden letzten Namen lassen noch erkennen, daß Alamannen und Römer noch eine Zeitlang zusammenlebten, da die Lautverschiebung des p in pf resp. ff und des C in G (piperata = Pfiffraten und Campelen = Campana erst nach der Übernahme der Worte durch die Alamannen eingetreten ist).

Aus der alamannischen Zeit werden einige andere Tatsachen bekannt. Zunächst sind, wie Brudner in seinen Merkwürdigkeiten im Jahre 1755 berichtet, verschiedene alamannische Gräber aufgedeckt worden. „Man hat schon zu verschiedenen Malen und erst vor wenig Jahren allhier auf einer Anhöhe gegen dem Hölsteiner Tahl, Gräber entdeckt, welche, wo nicht gemauert, dennoch aus großen Steinen ordentlich gestaltet waren. In keinem war mehreres als das Gebein von einem einzelnen Körper, dessen Haupt gegen Sonnenaufgang gelehrt lag. Von den Dolchen und Waffen, so in diesen Gräbern gefunden, ist nichts mehr vorhanden, wohl aber noch verschiedene sogenannte Korallen oder ziemlich ungeformte kleine Stücke von Bärnstein."

Sodann hat sich die Erinnerung an die Dreifelderwirtschaft, welche die Alamannen von Anfang an gepflegt haben, bis in die neuere Zeit hinein erhalten. Die drei Zelgen sind noch bekannt: sie heißen 1. die Zelg ob Dorthen, oder uff Buel, 2. Zelg auf alt Aegerten und 3. Zelg auf Gugen. Wiederholt wird die Allment erwähnt, gelegentlich auch der Friedhag, oder der Wisang, ein Stück Alder, das aus der Allment ausgehoben und mit eigener Inhägl umgeben, für den Privatgebrauch in Anspruch genommen wurde.

Als die Alamannen ins Land kamen, waren sie zumeist noch Heiden, wurden aber bald von den Franken für das Christentum gewonnen. In der ältesten Lalkirche, der Pfarrkirche des Tales, zu St. Peter in Onoldswil, war der kirchliche Mittelpunkt. Lampenberg gehörte vom Anfang an zu dieser Pfarrei. Das zeigte sich auch noch

Basellandschaftl. Zeitung v. 20. V. 1936.

in dem Umfande, daß bis ins 16. Jahrhundert hinein Güter im Banne Lampenberg genannt werden, welche St. Peter in Oberdorf gehörten:

1447 ader zum Did oben am lischweg, stoht uff sant peters gut;
zu der Eige oben an sant peters gut.

Bei dem weiten und besonders im Winter beschwerlichen Wege nach St. Peter läßt es sich begreifen, wenn Lampenberg donach trachtete, eine eigene Kapelle zu erhalten. Das war im Grunde nicht so schwer, vorausgesetzt, daß die Gemeinde bereit war, an eine Kapelle Güter zu stiften. Das war tatsächlich der Fall und die Kirchengüter, die noch in großer Zahl aus den Plurnamen uns grüßen, zeugen noch heute von der Opferwilligkeit des frommen Bergvölkchens und seiner Bewohner und Besitzer.

Es werden bezeugt:

1447 Heinrichs Mütti oben an sand verengut.
hinter der gassen, stoht under an der heiligen Gut.
an sand verengut.

zu den widen under an sand verengut.
by den reben am lörlor an sand verengut.
an der halden nider an sant verenen gut.
Am torhen ob dem kapellin einhalb an zünen und linsen.

Nem ein Boumgarten vor sand verenen lischen oben an der gassen.

ob Fodenried stoht an den brommen, an den runs
hinder uff sand verenen gut;
by dem wisboom uff sand verenen gut;
in banden (gebante) halden an sant verenen gut;
zu affholteren under sand verengut.

Die Verengüter der Kapelle Lampenberg sind noch wiederholt aufgezeichnet:

inn Linsen an Fridhag, vor fodenried, Langmatt
bym Wshbaum, hüpschen mettlin einfit an weg,
uff fürhalten, z'matten, folgenholt,
und ziemlich gleichlautend im Urbar vom Jahr 1530.

Dazu kommen wahrscheinlich noch die Güter, die als „der Heiligen güter“ bezeichnet werden:

1447 an der heiligen gut, uff der heiligen matt; zum did oben an der heiligen gut, die heiligen matten, under heiligen holz, zu affholteren lit oor an der heiligen gut.

Die letztere Notiz, verglichen mit der andern bereits erwähnten: „zuaffholteren under an sand verengut“, macht es zur Gewißheit, daß Verenagut und der Heiligen Gut ein und daselbe ist. Nachdem die Güter beisammen waren, konnte eine Kapelle, bestehend aus dem Schiff mit anschließendem Chor gebaut und in Ehren der heiligen Verena geweiht werden. (Der Chorbogen auf 25 cm breiten und 20 cm hohen Konsolen, hat eine Breite von 3,60 m und eine Höhe von 1,50 m.) Nach dem romanischen Stil zu schließen, den die Kapelle aufweist, muß die Kapelle noch im 13. Jahrhundert entstanden sein. Zum ersten Male bezeugt ist sie im Verein vom Jahre 1447, wo die Santverengüter genannt werden.

Zu einer selbständigen Kirchengemeinde hat sich Lampenberg nicht entwickelt, wenn es vielleicht auch im Laufe der Jahre zu einem eigenen Kirchhofe gekommen ist. Lampenberg hatte immer Krnsam und Del von St. Peter zu beziehen und dort auch seine Kinder zu taufen, womit die Unselbständigkeit der Gemeinde unwidersprechlich bezeugt ist. Möglicherweise dagegen hat Lampenberg noch eine zweite Kapelle besessen, 1447 nämlich findet sich die Eintragung:

am torhen ob dem kapellin einhalb an zünen und linsen, und: under dem teppelin.

Die Vermutung fände eine Bestätigung in der Tatsache, daß im selben Verein von 1447 ein „boumgarten“ aufgeführt wird, „vor sand verenen lischen oben an der gassen“, womit nur die Verenakapelle kann gemeint sein.

Lampenberg teilte von Anfang an die Geschicke mit denen von Dnoldswil. Wie diese Gemeinde ursprünglich in königlichem Besitze war und dann an das Kloster Murbach im Elsaß gelangte, so auch Lampenberg. Es ist darum auch nicht zufällig, daß die Froburger als die ersten genannt werden, welche Güter in Lampenberg vergaben. Im Jahre 1226 bestätigte Bischof Heinrich von Basel, dem Kloster Schöntal alle seine Güter, die ihm geschenkt

worden waren, darunter eine Hube in Lampenberg (etwa 60 Jugarten). Sie wird später noch wiederholt bezeugt: 1447 ein boumgarten in der hub hinder an spltter huh; 1608 hinden am Erb, under der huob.

Die Froburger setzten aber auch einen ihrer Getreuen nach Lampenberg, der sich deshalb von Lampenberg nannte. Es sind allerdings nur zwei Glieder der Familie, offenbar die letzten, bekannt. Am 18. Oktober 1244 schenkte Ulrich von Aisdorf und dessen Frau Hadwigis von Lampunberch und deren Mutter Lucarda, die Wühle in Hölstein und das steinerne Haus im Winkel der Stadtmauer von Waldenburg das heutige Pfarrhaus) dem Kloster Schöntal.

Bald darauf im Jahre 1245 vermachte Lucarda von Lampenberg wiederum dem Kloster Schöntal von ihrem Besitze $\frac{1}{2}$ Schuppöfen in Lampenberg.

Der Besitz des Klosters Schöntal in Lampenberg ist noch auf lange hinaus bezeugt; er wird noch im Jahre 1608 genannt: Jörg Bakhon des Krämers zu Hölstein Schöntalgut und 1730 am Steinweg neben Hans Hubachers, des Kirchmeyers sel. Sohn Schöntalgut.

Aber auch andere Edle hatten in Lampenberg Besitz. So die Edeln von Eptingen. Denn am 26. Juni 1301 übergab Gottfried von Eptingen, genannt von Madeln, als Vogt der Kinder weiland Herrn Heinrich von Eptingen dem Kloster Schöntal alle Rechte und Einkünfte der Vogtei zu Lampenberg, damit die Tochter des genannten Heinrich von Eptingen in das Kloster als Nonne aufgenommen werde.

Auch später noch hatten die Eptinger Güter in Lampenberg, die sie den Sevogel auf Wildenstein verkauften. Hans Bernhart Sevogel, der Sohn Henmanns, verkaufte das Sevogelgut am 13. Mai 1465 dem Ehrbaren Heini Wernmann von Lampenberg um 15 rheinische Gulden.

des Sevogels Gut wird genannt: 1447 zu hagnen au Sevogels Gut. und 1534 Sevogels Hof.

Güter in Lampenberg besaß auch der Spital in Diestal. Im Jahre 1436 vermachte Anna, die Witwe des Schultheißen Hans Hug, genannt Schuymacher, dem Spital in Diestal eine Hofstatt in Lampenberg mit einer Buntten, 5 Vieh Matten, $\frac{1}{2}$ Wädertauen und 61 Jugarten.

Lampenberg weist aber auch noch verschiedene Besitztümer der Herren von Trothhofen auf. So besaß im Jahre 1447 Hans Wernmann Reben „under an der von Trothhofen Gut“ Weiteres Gut der von Trothhofen lag auf dem Büel und am Steinweg. Einmal wird auch noch der von Eschenz Gut genannt.

Lampenberg teilte seine Geschicke mit denen der Herrschaft Waldenburg. Es kam von den Froburgern 1366 an den Bischof und vom Bischof 1400 an die Stadt Basel. Im allgemeinen ging das Leben in Lampenberg unter dem schwarzen Stab der Stadt weiter wie unter dem roten Stab des Bischofs. Die Steuern und Abgaben mußten bezahlt und die Frohnden geleistet werden. Eine einschneidende Änderung trat mit der Reformation ein.

Der katholische Gottesdienst wurde im Jahre 1529 abgestellt, ja 1535 wurde Lampenberg aus seinem bisherigen kirchlichen Verbands, in dem es nahezu ein Jahrtausend gelebt hatte, herausgenommen und mit Bennwil-Hölstein zu einer eigenen Kirchengemeinde verbunden. Schon während des Bauernkrieges vom Jahre 1525 hatten die Gemeinden der Pfarrei St. Peter sich beschwert, daß die bisherige kirchliche Bedienung durch den Pfarrer von St. Peter nicht mehr genüge, und die Anstellung eines weiteren Pfarrers verlangt. Sie hatten das Versprechen erhalten, daß man zu gegebener Zeit sich ihres Wunsches erinnern werde.

Vorläufig aber geschah nichts, als daß die Kapelle in Lampenberg 1532 durch die Deputaten verkauft und dann zu einer Privatwohnung umgebaut wurde. In den folgenden Jahren wurden verschiedene kleinere Gemeinden zusammengelegt. So Diegten und Eptingen, Mailprach und Buus, Bubendorf und Ziefen und schließlich wurde auch die ehemalige Kirchengemeinde St. Peter aufgeteilt in die Kirchengemeinde Waldenburg-St. Peter mit den Gemeinden Waldenburg, Oberdorf, Niederdorf, Piedertswil und Litterten und die Kirchengemeinde Bennwil-Hölstein-Lampenberg. Die Kirchengüter der Sankt Verenentapelle wurden mit dem Kirchengut Bennwil-Hölstein vereinigt. So blieb es, bis dieses im Kirchen- und Schulgut der Landschaft Basel aufging.

Ahles

Dorf und Kirche von Bubendorf

(4. Fortsetzung und Schluß.)

Mit der Trennung von Stadt und Land vor hundert Jahren begann eine neue Zeit. Im Jahre 1837 wurde die Kirche renoviert. Bei dieser Gelegenheit wurden die alten Glasgemälde aus den Fenstern gehoben und zunächst eine Zeitlang in Liestal verwahrt. Der Sekretär der Verwaltung des Kirchen- und Schulgutes beantragte am 3. Dezember 1841 den Verkauf der Scheiben, weil sie schwerlich mehr verwendet werden und je länger je mehr zerstückelt würden. Die Verwaltung beschloß jedoch, sie zu behalten und beauftragte den Landtschreiber Benedikt Bonga, den Gründer des Kantonsmuseums, sie im Museum an einem geeigneten Orte aufzubewahren. Die Gemeinde Bubendorf aber verlangte die Scheiben als ihr Eigentum zurück, weil sie eine Vergabung an die Kirche gewesen seien, und drohte im Weigerungsfalle, die Sache beim Gerichte anhängig zu machen. Die Verwaltung entsprach dem Gesuche unter der Bedingung, daß die Gemeinde die Kosten der Rückverführung in die Kirche bezahle. So wanderten die alten ehrwürdigen Scheiben an ihren alten Ort, wo sie wirklich hingehörten, und man kann sich heute noch darüber freuen, daß damals die Gemeinde mit solcher Entschiedenheit und solchem Erfolge diesen hervorragenden Schmuck der Kirche zurückverlangt und ihn dem Gotteshause gerettet hat.

Schon längst hatte die Orgel, nachdem sie in der Reformationszeit entfernt worden war, in der

reformierten Kirche wieder Heimatrecht erlangt. Allein da schon das Deputatenamt und später auch die Verwaltung des Kirchen- und Schulgutes die Anschaffung vertreten hatten, daß die Anschaffung von Orgeln Sache der Gemeinden sei, ging es mit der Anschaffung von Orgeln nur langsam vorwärts. Im Jahre 1848 erhielt die Kirche ihre erste Orgel. Damals war der musikalisch begabte Albert Barth Pfarrer in Bubendorf.

Im Herbst 1863 erluchte die Gemeinde um eine Renovation, resp. um eine Erweiterung der Kirche. Auf ein erneuertes Gesuch der Gemeinde wurde ins Budget des folgenden Jahres ein Posten von 300 Fr. aufgenommen und eine Untersuchung angeordnet. Allein längere Zeit blieb die Sache liegen. Ein verhältnismäßig geringfügiges Ereignis half jedoch mit, die Angelegenheit zu beschleunigen, ja in ein ganz anderes Geleise zu leiten. Im Sommer 1878 sprang die größere Glocke, so daß sie unbrauchbar wurde. Die Verwaltung des Kirchen- und Schulgutes erklärte sich sofort bereit, die üblichen Umgußkosten zu übernehmen oder bei der Anschaffung eines harmonischen Geläutes in üblicher Weise beizutragen. Nun aber regte sich in der Gemeinde der Wunsch, bei Anlaß der Anschaffung eines neuen Geläutes den alten Turm um 10 Fuß zu erhöhen. Der Bauinspektor erklärte sich mit dem Plane einverstanden und legte eine Zeichnung vor, wonach erst der alte Helm abgetragen, dann der Turm mit zwei Fuß dicken Mauern erhöht und schließlich der Helm aufgesetzt werde. Zugleich wurde eine neue Uhr nach dem System des Straßburger Uhrenmachers Schwilgué bewis-



Kirche und Pfarrhaus von Bubendorf.

ligt. Zwei Glasscheiben wurden aus dem Schiff der Kirche ausgehoben und auf Kosten des Besitzers des Wilbenstein, Herrn Wischer-Merian, durch Glasmaler Kuhn in Basel renoviert.

Jedoch es kam alles ganz anders. Niemand hatte an der Solidität des „uralten mit gehauenen Steinen bekleideten Turmes“ gezweifelt. Allein der alte Turm vermochte das Gewicht des neuen Geläutes nicht zu tragen. Er wurde in den Fundamenten erschüttert, weil diese zu wenig tief angelegt waren. Ein Versuch mit allen Glocken zu läuten, führte zu der erschreckenden Wahrnehmung, daß der Turm bis in seine Grundfesten hin und herschwankte. Man suchte dadurch abzuwehren, daß man den untersten Teil mit eisernen Reifen band. Gleichwohl klappten und schlossen sich beim Läuten die Fugen. Angesichts dieser Tatsache verzichtete die Gemeinde auf eine Renovation des Schiffes und schlug statt „ungeschickten Flickens der an ungeschicktem Orte placierten Kirche“ einen Neubau vor. Sie erklärte sich bereit, einen Drittel an die Kosten des Neubaus beizutragen. Der Basler Architekt Paul Reber legte eine Plansskizze mit einem Voranschlag von nicht über Fr. 60 000 vor. Sie wurde am 17. Oktober 1879 von der Verwaltung genehmigt. In der Mitteilung an den Regierungsrat wurde darauf aufmerksam gemacht, daß von der alten Kirche weder Schiff noch Turm verwendbar seien. Am 10. Dezember 1879 bewilligte der Landrat Fr. 20 000.— an die neue Kirche.

Die alte Kirche wurde abgetragen und die neue gebaut. Bei dieser Gelegenheit verschwanden die gotischen Deckenschnitzereien, sowie die Bauinschrift

Dorf und Kirche von Bubendorf

(3. Fortsetzung.)

Im Jahre 1630 wurde die silberne Schale für die Hostien verbessert. Das erinnert daran, daß man in der Basler Kirche seit der Reformation noch wie in der katholischen Zeit Hostien oder Oblaten beim heiligen Abendmahl verwendete. Allein man kam nun zu der Anschauung, daß in einer nach dem Worte Gottes reformierten Kirche eine solche Feier des Abendmahles nicht zulässig sei, daß es vielmehr Pflicht der Kirche sei, so wie es die Schrift deutlich zeige, das Brotbrechen beim Abendmahl einzuführen. Nach längeren Verhandlungen wurde auf Weihnachten 1642 das Brotbrechen beim Abendmahl wirklich eingeführt. Man hatte den Eindruck, daß erst jetzt aller katholische Sauerteig ausgefegt sei und die Feier des heiligen Abendmahls ganz der Einsetzung Jesu Christi entspreche. Diese Aenderung hatte allerlei Neuerungen im Gefolge. Der bisherige Altar mußte abgebrochen und nach rückwärts versetzt werden. Der Schreiner von Waldenburg lieferte um 4 Pfund 5 Schilling den neuen kleinen Tisch. Zwei Kannen und eine Platte für das Brot ergänzten das zum Abendmahl erforderliche Inventar.

In den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts wurde allerlei an der Kirche gebaut. Einmal mußte das Kirchendach, das von einem fallenden Baume eingeschlagen worden war, gestützt werden, dann wurde ein Stück des Lettners mit einer Säule unterstützt. Die Erneuerung der beiden Sonnenuhren, deren eine im Jahre 1643 Georg Martin Wannenschick gemalt hatte, kostete 9 Pfund.

Das Wichtigste war ohne Zweifel, was im

Jahre 1667 geschah. Bruckner redet von einer Erweiterung der Kirche. Mit Recht. Am 19. April 1667 legte der Schaffner von St. Martin und Augustinern, Jakob Meyer, der Lohnherr und Sachverständige in Bauangelegenheiten, einen Bericht wegen der Erweiterung der Kirche zu Bubendorf und einen deshalb gemachten Riß sowie einen Voranschlag vor. Der Stadtschreiber von Basel wurde zu mehrerer Information mit Jakob Meyer nach Bubendorf geschickt. Dem Augenschein wohnten auch der Maurer und Zimmermann, sowie der Pfarrer Heinrich Strübin bei. Strübin setzte bei dieser Gelegenheit die „weiß und gottung, wie die Kirchen dajelbst auff dz kornmlich und sparksamste erweitert werden möchte,“ auseinander.

Schon am 23. April beschlossen die Deputaten, den Bau, „so ferr dz sein h. Pfarrer erbieter gemeh die Capitalien verschont und darzu allein die Erlangen Zins angemendet werden.“ „Wann es an dem, dz fundament zu legen und er h. Pfarrer es berichten wird, wird man verschaffen, dz h. Meyer sich auf den Augenschein begeb und sehe, dz es recht und ordentlich zugehe.“ Da vom Fundamentlegen die Rede ist, so handelte es sich also um eine Erweiterung der Kirche in der Weise, daß die eine Seite der Kirche niedergelegt wurde. Wie die spätern Abbildungen der Kirche zeigen, sprang der Turm in das Schiff hinein. Das war selbstverständlich ursprünglich nicht der Fall, sondern beweist, daß die Erweiterung der Kirche dadurch erreicht wurde, daß die Nordseite der Kirche abgebrochen und weiter hinausverlegt wurde. Ueber Einzelheiten ist nicht viel zu erfahren. Die Rechnungen geben nur ungenügenden Aufschluß. Der Boden wurde neu belegt und eine Anzahl Weiber-

stühle hergestellt. Die niedrige Holzdecke mit dem gotischen Schnitzwerk blieb erhalten. Es ward ihr noch einmal eine Frist gegeben. Auch die Bauinschrift redet nur in allgemeinen Ausdrücken:

Unter Johann Rudolf Burckhardt als Bürgermeister, Hans Hagenbach, Theodor Burckhardt, Johann Daubmann, Hans Konrad Harber, Stadtschreiber als Deputaten, Hans Heinrich Strübin als dieser Gemeinde Prediger, ist dieses Kirchengebäu erneuert worden. Anno 1667.

Zehn Jahre später mußten die Helmstange erneuert, der alte Knopf durch einen neuen kupfervergoldeten ersetzt, Stern und Mond, die an der Tafel der Zeituhr sich befanden, vergolbet und das Kreuz auf dem Kirchturm vom Schmied verbessert und mit anständiger Farbe bemalt werden. Im folgenden Jahre wurde das Kirchendach an verschiedenen Orten eingedeckt, der Kirchturm gemeißet und die Ringmauer teilweise mit Tuffsteinplatten statt mit Ziegeln und Hohlziegeln eingedeckt.

Die nächste Zeit brachte keine Veränderungen mehr. Nur im Jahre 1741 mußte die größere Glocke wieder einmal umgegossen werden. Darüber berichtete die Inschrift der Glocke das Folgende:

Anno 1646 ist sie gegossen worden und Anno 1741 ist sie von Johann Friedrich Weitnauer wieder umgegossen worden in Basel.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist im Allgemeinen in Bezug auf die Kirchenbauten sehr wenig geschehen und es kann darum auch gar nicht vernuntern, wenn über die Kirche von Bubendorf nichts bekannt wird. Auch zur Zeit der Selbstbest. beschäftigten ganz andere Dinge die Köpfe der leitenden Staatsmänner und auch des Volkes, so daß es auch hier nicht auffällt, wenn die Akten über bauliche Tätigkeit an der Kirche schweigen.

Merkwürdig ist, daß man in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts sich auf einmal an den sogenannten Triumphbogen, welcher Schiff und Chor von einander trennten, zu stoßen anfing. Diese Bogen waren ja freilich mit den Kirchen aus der katholischen Zeit übernommen worden. Aber auch bei Neubauten wie in Hölstein blieb das alte Vorbild maßgebend. Den Anfang machte der Pfarrer von Bubendorf, Andreas Ecklin, der auf die Entfernung des Bogens zwischen Schiff und Chor antrug, „wodurch das Kirchlein an Verunstaltung verliere und an Lieblichkeit, Geräumigkeit und Gehörbarkeit viel gewinnen würde.“ Ihm folgte Pfarrer Eduard Bernoulli in Birmensdorf, der am 1. Februar 1822 wünschte, daß der Schwibbogen, welcher die Kirche und Chor zu Hölstein trenne, abgebrochen werde, da er nichts nütze, sondern nur den Platz vermindere und den Ton hindere. Die Deputaten traten zunächst auf diese Wünsche nicht ein. Nachdem aber im Verlaufe des Sommers in Rothenfluh der Chorbogen entfernt worden war, erneuerte Pfarrer Bernoulli sein Gesuch. Er habe als Augenzeuge in Rothenfluh festgestellt, wie die Entfernung eines solchen unnützen Chorbogens der ganzen Kirche ein lieblicheres Aussehen gegeben habe, betonte aber zugleich, daß es ihm „nicht ums liebliche sondern ums nützliche zu thun sei.“ Er hatte diesmal Erfolg. Auch in Hölstein wurde der Chorbogen entfernt. Die Kirche von Bubendorf entging dem gleichen Schicksal, weil von Bubendorf Pfarrer Andreas Ecklin am 26. Januar 1822 gestorben war und der Nachfolger, Johann Jakob von Brunn die Sache nicht für so wichtig hielt oder über den ästhetischen Wert des Chorbogens eine andere Auffassung hatte.

(Schluß folgt.)

Basellandschaftl. Zeitung vom 4. Dez. 1934.

Dorf und Kirche von Bubendorf

(2. Fortsetzung.)

Mit der Reformation wurde die Kirche für den reformierten Gottesdienst eingerichtet. Die Altäre wurden aus der Kirche entfernt, die Bilder abgetan, die Wände geweißet, um die Malereien vor dem Anblick der Gläubigen zu verbergen, die Monstranz und die Kelche wurden dem Obervogt von Waldenburg abgeliefert und von diesem nach Basel geschickt. In der Kirche wurde eine **Vorkirche** eingebaut. Eine Treppe führte von außen zu ihr hinauf. Sie war durch einen **Vorklopp**, d. h. einen gedeckten Gang und Vorplatz geschützt.

Im Jahre 1536 wurde ein Schemel zu des Herrn Tisch angebracht, der 1578 erneuert wurde. Im selben Jahre wurde auch ein Stuhl vom Khouffstein aufgestellt und 1583 das Inventar durch ein „möschin touffplatten“, 1790 durch eine Taufkanne ergänzt, und drei Jahre später wurden noch eine neue Taufkanne und Platte angeschafft.

Schon im 15. Jahrhundert scheint die Kirche eine Uhr besessen zu haben. Im Jahre 1574 mußte sie erneuert werden. Die alte wurde nach Basel geführt und die neue von dort abgeholt. Der Zimmermann verfertigte ein **Uhrenkünstlerlein** und eine Stege zur Uhr. Der Uhrenmacher erhielt laut seinem Verding 32 Pfund 5 Schilling, der Tischmacher für die lindenhölzerne Tafel zum Uhrencircel, daran man die Stunden malt, 10 Pfund, der Maler, die Uhr samt dem Compaß zu malen, 13 Pfund. Im folgenden Jahre wurden dem Uhrenmacher noch einmal 39 Pfund gegeben, von der zittglocken zu machen, und 1578 wieder 6

Pfund 3 Schilling „vom vnrur rad vnd anderm“ an der Uhr zu verbessern. Im Jahre 1585 hatte der Maler eine **Sonnenuhr** zu malen, 1590 die Zeigerhand an der Uhr zu vergolden. Drei Jahre später mußte die Zeittafel wieder verbessert und im folgenden Jahre die Uhr erneuert werden.

Im Jahre 1535 war die Gemeinde Bubendorf mit der von Ziefen zu einer Kirchengemeinde vereinigt worden. **Leonhard Strübin**, der Sohn des Ziestaler Schultheißen **Heinrich Strübin**, der schon seit 1525 Pfarrer in Ziefen gewesen war, hatte auch Bubendorf übernommen. Nachdem er am 3. Juli 1582 gestorben war, setzte ihn sein Nachfolger und Neffe, **Heinrich Strübin** in der Kirche von Bubendorf, ebenso auch in der Kirche von Ziefen, ein Denkmal in einer Glascheibe.

Ueber das Wappen der Herren von Bubendorf hat er die Worte setzen lassen:

Bubendorfs alter Udel dis ist

Gottsfurcht tugendt adlet jeder frist.

Fürcht vnd Lieb zu Gott du frommer Christ.

Unter dem schönen Wappen derer von Bubendorf, welches sie als **Dienstmannengeschlecht** der **Troburger** verrät, aber stehen die Worte:

Herr **Leonhard Strübin** von Ziestal ward Priester zu Zysen Anno 1525, bei der Kilchen Zysen vnd Bubendorf Pfarrherr im 34., Archid. decanus im 64. Im Herrn entschlafen 1582 den 3. Julij, sins Alters im achtzigsten, was beyder Kilchen vorstender in die 57 Jahr lang.

Bei dem größern Umbau der Kirche vor der Reformation hatte der Turm vermutlich einen **Heim** anstatt des Käsbindendachs erhalten. Zum ersten Male erfahren wir etwas über ihn im Jahre 1612. In diesem Jahre nämlich wurde der

schreiber von Ziestal beauftragt, mit einem verständigen Zimmermann den Kirchenhelm zu Bubendorf zu besichtigen und die nötigen Anordnungen zu seiner Wiederherstellung zu treffen, dabei aber möglichst sparsam zu verfahren. Es stellte sich die Notwendigkeit heraus, unter dem Knopf, der das eiserne Kreuz trug, ein eisernes Band zu legen.

Nachdem schon im Jahre 1589 der **Vorklopp** hatte verbessert werden müssen, wurden in den Jahren 1619/1620 eine neue **Vorkirche** gebaut und allerlei Veränderungen in der Kirche vorgenommen. Der Maurer **Martin Keigel** von Ziestal, der von Dalen im Savoyergebiet stammte und seinen Baumeisterberuf auf Sohn, Enkel und Urenkel vererbte, hatte vier Fenster in die Kirche zu hauen und einzusetzen. Er erhielt dafür 50 Pfund, die Schlosserarbeit kam auf 28 Pfund, die Glaserarbeit auf 62 Pfund 19 Schilling und 5 Pfennig zu stehen. Die Stadt Basel stiftete eine schöne Scheibe mit dem Wappen der Stadt, und der Jahrzahl 1620. Im selben Jahre schenkte Herr **Theodor Brand**, Herr zu **Wästenstein**, und seine Frau **Barbara Offenburg** eine Scheibe mit ihren Wappen, und das Jahr darauf **Christoph Burckhardt**, der Obervogt auf **Waldenburg** eine solche mit seinem Wappen und schließlich auch **Bernhard Brand**, der Bruder **Theodors**, und seine Frau **Dorothea Müller** eine Scheibe mit ihren Wappen. Das alles deutet darauf hin, daß damals nicht unwesentliche Veränderungen an der Kirche vorgenommen wurden. Dazu paßt es auch, daß der Kredit um ein beträchtliches überschritten wurde, um so mehr als im Jahre 1621 der Maler **Georg Wanneweiß** die Kirche noch aus-

malte. Zuerst wurde die Ueberschreitung der Baumsumme von den Deputaten beanstandet, aber schließlich drei Jahre später der Posten doch bezahlt.

Im selben Jahre 1621 hatte der Schreiner die Zeittafel erneuern müssen. Das Lindenholz hatte sich als wenig widerstandsfähig erwiesen. Es wurde darum jetzt **Eichenholz** verwendet.

Altes und Neues ging neben einander her. Das aus dem 15. Jahrhundert stammende **Beinhäus** wurde immer noch benützt, wenn auch nicht mehr in derselben Weise wie früher. **Andachten** wurden in ihm keine mehr gehalten, aber es wurde im Bau erhalten, 1624 wurden Ziegel auf seinem Dache gestoßen, 1641 der Bau verbessert. In der Rechnung von 1625/26 steht eine Ausgabe für ein **Stundenglas**, das den Pfarrer daran erinnern sollte, seine Predigten nicht allzulange auszudehnen, um seine Zuhörer nicht zu ermüden.

Im Jahre 1629 wurde auf das Kreuz des Helms ein Stern gesetzt, zwei Jahre später das Kreuz von der Kirche heruntergeholt aber wieder daraufgesetzt, auch der Helm beschlagen. In diesen Jahren gaben auch die Glocken zu reden. 1626 mußte ein neuer **Glockenstuhl** verfertigt werden, 1630 der **Tragschild** an der großen Glocke in Ordnung gebracht, auch der am **Weihnachtstage** zerfallene **Kallen** ersetzt und 1636 und 1641 das kleinere **Glöcklein** verbessert werden und als im Jahre 1646 die größere Glocke gesprungen war, wurde sie in Basel umgegossen. Der **Glockengießer David Steiger** erhielt 1646 66 Pfund und 17 Schilling. „für ein Glöcklein nach Bubendorf.“ In der **Wiedergabe** der Inschrift bei **Birmann** muß es 1646 statt 1640 heißen.

(Fortsetzung folgt.)

Basellandschaftl. Zeitung vom 3. Dez. 1934.

Dorf und Kirche von Bubendorf

(1. Fortsetzung.)

Die Jahrhunderte nach Karl dem Großen liegen ziemlich im Dunkel. Doch läßt sich eines feststellen, daß in dieser Zeit der Ort erst seinen jetzigen Namen erhalten hat. Die alamannische Siedlung auf Fietelen ging ein, auch Bettwil vermochte sich nicht zu einem Dorfe zu entwickeln. Breumlieden blieb bestehen. Allein die Kirche mit dem Pfarrhaus bildete einen neuen Mittelpunkt. Sie versammelte ihre Kinder wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel. Es entstand um sie herum ein Dorf und dieses erhielt nach einem seiner Bewohner, der durch sein Ansehen die andern alle in den Schatten stellte, seinen heutigen Namen. Der Name Bubo kommt zum ersten Mal vor im Jahre 861 in Mengen bei Freiburg. Er hat später vielfach namengebend sich erwiesen. Ich nenne einige Beispiele; Bubenried in Hölstein, Bubeneß in Oberdorf, Bubenloch in Häfelfingen, Bubental in Buus, Bubenaeder in Anwil, Gelterkinden, Dtingen, Rüenberg, Seltisberg und Lednau.

Der Name Bubendorf verdrängte mit der Zeit das alte Breumlieden, wie Arnoldsdorf das ursprüngliche Wyler, Füllinsdorf das ehemalige Kirinsoilla hat in Vergessenheit geraten lassen. Die Umwandlung in Bubendorf mag dem Namen nach zu schließen, im 9. oder 10. Jahrhundert stattgefunden haben.

Die Kirche von Bubendorf war ursprünglich eine Eigenkirche. Sie gehörte dem Gründer, der sie auf seinem eigenen Grund und Boden gebaut hatte. Er hatte aber die Kirche und das Pfarrhaus in Bau und Ehren zu erhalten und für

die Besoldung des Priesters aufzukommen. Wer der Gründer gewesen ist, ob der König, oder ein anderer mächtiger Grundherr oder die Gemeinde selbst, aus deren Hand sie später an einen Mächtigen dieser Welt gekommen ist, wissen wir nicht. Dagegen zeigt die Geschichte, daß später die Kirche mit dem Dinghofe der Basler Kirche und dann dem Dompfropst von Basel gehörte. Der Uebergang muß schon frühe, etwa im 11. Jahrhundert stattgefunden haben, was die sehr alte Verfassung des Dinghofes von Bubendorf deutlich beweist.

Um diese Zeit ist zweifellos vom Domstift eine neue Kirche gebaut worden. Sie wurde nun der Patronin des Münsters, der Jungfrau Maria geweiht. Der bisherige Patron Michael wurde auch fernerhin am Hauptaltar verehrt. Noch nach der Reformation blieb die Erinnerung an die Patronin der Kirche an den Flurnamen „Unser Frauen Gut“ oder „unser frowen acker“ haften.

Die Kirche wurde damals in romanischem Stile gebaut. Sie bestand aus dem einschiffigen Langschiff und dem nach Osten sich anschließenden Chor mit halbrunder Apsis. An der Nordostecke des Langschiffes war der feste Turm angebaut. Der unterste Teil, der aus Quadern bestand, hat bis zu seinem Abbruch den Jahrhunderten standgehalten. Vermutlich hat damals der Turm nur ein Käsibissendach und keinen Helm wie später getragen. Im Turme befanden sich zwei Glocken, deren eine, als sie im Jahre 1646 gesprungen war, umgegossen wurde. Die zweite, nicht die ursprüngliche, trug die Inschrift: O rex glorie, Christe, veni nobis cum pace.

Sie stammte aus dem 15. Jahrhundert. Im 15. Jahrhundert erfuhr die Kirche einen gründlichen Umbau. Die romanischen Formen

verschwanden und machten der gotischen Bauart Platz. Die Kirche wurde nun neben den bisherigen Patronen auch noch der heiligen Anna, der Mutter der Maria, deren Verehrung in unserer Gegend seit dem 14. Jahrhundert aufkam, und den 11.000 Jungfrauen, denen sich um dieselbe Zeit die Verehrung der Gläubigen zuwandte, geweiht. Dazu kamen noch verschiedene Altäre, der Altar des h. Georg, der Altar der Apostel, an welchem auch der Evangelist Marcus verehrt wurde, und der Altar der h. Katharina, der am Eingang der Kirche stand. An einem dieser Altäre wurde auch die Kreuzeserhöhung gefeiert. Die Kirchweihe wurde am Sonntag nach Mauritius (22. Sept.) gehalten. Am Lucastage erinnerte man sich alljährlich des großen Erdbebens von Basel, vielleicht weil damals auch die Kirche und das Dorf von der Katastrophe heimgesucht worden war, und am 11. Oktober wurde mit der Baslerkirche die Kirchweihe des Münsters gefeiert, ein deutliches Zeichen für den Zusammenhang zwischen der Domkirche und der Kirche von Bubendorf.

Gegen Ende des Jahrhunderts erhielt die Kirche eine niedere Holzdecke mit gotischem Schnitzwerk, Bandrollen und Blattranken, wie sie damals auch in andern Kirchen wie Muttenz, Tenniken und Sissach erstellt wurden. Auf dem Kirchhofe erhob sich ein Beinhaus, in welchem nach damaliger Sitte die beim Umgraben des Kirchhofs zum Vorschein gekommenen Gebeine gesammelt wurden. Vermutlich war das Beinhaus wie überall, dem Erzengel Michael geweiht. Er galt als der Hüter der christlichen Grabstätten, wurde auch angerufen, daß er den Sterbenden zu einem guten Tode helfe und in der Messe angefleht, daß

er die Seelen der Abgeschiedenen zum ewigen Lichte führen möge. Der Einfluß der Zeiten wie auch der Zusammenhang mit dem Münster machte sich in der Verehrung der Reliquien bemerkbar, welche in der Kirche den Gläubigen geboten wurden.

Item das erste von der stat, do unser lieber her stund, do er ober Jerusalem weynet; von der stat, do unser her knuwet vnd swiwet blut daz vff die erd ran, daz das ertrich davon ward naß; von der wüsti, do Christus innen vastet vierzig tag vnd nächt; vnd des steins den got ze brot machet; von der krippe vnser lieben herren; von vnser frowen kleider, und sant Blasius des heiligen bischof; von der sul, die vnser frow umsing, als sie erschrad von dem engelischen gruß; sant Martins finger, des heiligen bischoff; dz heiltum sant Augustinus vnd sant Matthys des heiligen zwölffboten; von dem heiligen krüh; von der stat vnd dz ertrichs, do Moyses stund, do im got der herr die zehen gebot gab vff dem Berg Simai, von der stat, do vnser herrn krüh in der erd stund; der eyffstusend magt; heiltumb sant Hieronymi des heiligen lerers vnd priesters; sant Bernhards des (heiligen, späterer Zusatz) apies vnd auch lerers vnd zwey stück heyltumes vnnamhaft, der werden XXXI an der summa.

Etwas später kamen im Laufe des 15. Jahrhunderts noch hinzu:

Item der Kufend ritter heyltum ist in III erber stück verwircht in der monstranz vnd S. Kathrin, S. Cosme, martiris, S. Ypoliti, martiris, S. Cypriani martiris, S. Theludis, S. Alexi confessoris, de tunica S. Clare, de flagella domini, S. Augustini, duo frustra, quorum nomina deo constant. (Fortsetzung folgt.)

Basel Landschaft. Zeitung vom 1. Dez. 1934.

Dorf und Kirche von Bubendorf

Den am 9. Dezember 1935 in Bubendorf zur Wintertagung sich versammelnden Raurachischen Geschichtsfreunden

zum Gruß:

D. K. Gauß a. Pfr.

Der Bann von Bubendorf ist alter Kulturboden. Schon in der jüngern Steinzeit war die Gegend, wenn nicht besiedelt, so doch mindestens begangen. Das Basler Museum bewahrt nicht weniger als sechs Steinärte auf, die alle in Bubendorf gefunden worden sind, darunter ein sehr verwittertes Lochbeil aus dem Geröll einer Schutthalde. Auch Spuren der Bronzezeit, ein Armring mit Kugelflöten auf Sappeten und eine Bronzepeilspeizspitze beim Bad Bubendorf sind zum Vorschein gekommen. Man darf wohl annehmen, daß die Gegend ununterbrochen besiedelt war, wenn auch bis heute noch keine Bodensfunde die Tatsache bestätigen.

Deutlicher schon hebt sich die römische Zeit ab. Im 18. Jahrhundert entdeckte der für die Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel interessierte Daniel Bruckner auf Fieleten die Ueberreste eines römischen Gebäudes, das er mit demjenigen am Ausgange des Kuestales bei Laufen verglich. Zwei Münzen, eine des Kaisers Aurelius Antoninus, 161—180, und seiner Tochter Lucilla, bis um 180, lassen vermuten, daß die Villa in der militärischen Zeit, wo die römischen Legionen nordwärts über den Rhein abgezogen waren, entstanden ist. Die römischen Ueberbleibsel gaben dem Volksmunde die Veranlassung zu der Sage, daß auf Fieleten

eine Stadt gestanden habe. Man redete ursprünglich von einer Statt oder Hoffstatt, als man später den Ausdruck nicht mehr verstand, machte man daraus eine Stadt. Das Wasser, das zu jeder römischen Villa gehörte, lieferte die später Königsbrunn genannte Quelle, die heute noch römische Ziegelstückchen an die Oberfläche treibt und dadurch die Nähe römischer Bauten verrät.

Eine andere römische Siedelung lag am Fuße des Murenbergs, der von dem „gemure“ (1396) seinen Namen erhalten hat. Später wird die Flur „vor Muren“ genannt. Zu ihm führte der „Steinen weg“.

Es darf auch noch an die Sage erinnert werden, daß an dem Orte, wo heute das Pfarrhaus steht, sich ehemals ein Kloster befunden habe. Das ist nun freilich nicht der Fall. Allein es ist zu beachten, daß an manchen Orten, wo der Volksmund vom Vorhandensein eines Klosters redet, römische Ueberreste festgestellt worden sind. Ins Tal der hinteren Frenle führte damals schon eine Straße. Sie setzte nicht über eine Brücke, sondern benützte die Furt, welche sich in dem später nicht mehr verstandenen Flurnamen „mit an Furt“, zuletzt Miltensfurt erhalten hat.

Als die Alamannen über den Rhein vordrangen, nahmen sie von dem Kulturland Besitz. Eine alamannische Siedelung erhob sich auf Fieleten. Zwar sind die Wohnstätten nicht bekannt, wohl aber der Ort, wo die Alamannen ihre Toten bestatteten. An der nach Osten sanft abfallenden Halde des Galmswaldes gegen den Furlenboden wurde im Jahre 1919 eine ziemlich ausgedehnte Gräberanlage aufgedeckt. Zum Bau der Gräber wurden Ueberreste römischer Bauten verwendet, große behauene Buntjandsteinplatten als Deckplatten und Wandungen verschiedener Gräber, einmal

auch als Grabboden. In einem Männergrab lag im Beden eine bronzene Gürtelschnalle, einer Frau wurde ein Halsband aus Bernstein und einer amethystfarbenen Glasperle mitgegeben.

Noch zwei andere alamannische Siedelungen können aus alten Flurnamen erschlossen werden: Bettwil und Breumliichen. Im Jahre 1465 wurden zwei Sucharten „unden an bettwilhalden“ genannt. Die Bettwilhalden wurde später Bettmehalden und schließlich Thalholden genannt. Die „alte“ Landstraße führte ehemals auf der linken Seite der Frenle talaufwärts. Zwischen der alten Straße und den Talhalden lagen aber die beiden erwähnten Sucharten „unden an bettwilhalden“. Bettwil muß also in der Nähe des obern Talhaules gelegen haben.

Breumliichen (1511) lag in der Reimenzegg. Es gehört in die Reihe der — iton — Orte, die im Baselbiet häufig vorkommen: Bökten, Bucten, Tenniken, Itkon, Itten.

Unsere Gegend kam zuerst unter die Herrschaft des Ostgotenkönigs Theodorich und wurde im Jahre 537 von Vitiges an den fränkischen König abgetreten. Das römische Staatsgut kam in den Besitz des fränkischen Königs. Das geht noch deutlich aus dem Königsbrunn oder Rüngsbrunn hervor, der, wie wir bereits vernommen haben, auf dem Gebiet der römischen Villa auf Fieleten entspringt, und aus dem Saland, terra salica, das dem Herrn gehörende Land, das später im Besitz der Dompropstei war als Bestandteil des Dorfes.

Als die Alamannen in unser Gebiet einrückten, waren sie größtenteils noch Heiden. Als solche aber übernahmen sie die früheren Kultstätten, heilige Bäume, Quellen, Hügel oder Wühl. Man wird kaum fehlgehen, wenn man an dem Plage, wo die

Kirche heute steht, ein ursprüngliches heidnisches Heiligtum vermutet.

Die fränkische Kirche aber vermittelte nun den Alamannen auch das Christentum. Dafür sind die dem fränkischen Nationalheiligen Martin von Tours geweihten Kirchen Zeugnis, die vielfach auf römischen Ruinen oder in der Nähe römischer Siedelungen gebaut worden sind. Auf eine spätere fränkische Missionswelle lassen die Kirchen schließen, die in Ehren des heiligen Remigius und Hilarius errichtet wurden, wie wir sie in Reigoldswil und Lauwil treffen.

In der Nähe der Martinskirchen zeigen sich mancherorts auch die Michaelskirchen. Sie sind größtenteils ebenfalls alt. Es scheint nun, daß die älteste Kirche zu Bubendorf dem Erzengel Michael geweiht gewesen ist. Das läßt sich daraus vermuten, daß später Michael als Patron am Hauptaltar verehrt worden ist, daß er also zwar seine ursprüngliche Stelle als Patron der Kirche nicht zu behaupten vermochte, daß ihm aber dafür wenigstens ein Räumlein im Hauptaltar gegönnt wurde, wo er neben den späteren Patronen noch verehrt wurde.

Ist Michael der erste Patron der Kirche gewesen, dann hat er aber jedenfalls die Aufgabe gehabt, den Kampf mit dem Drachen, d. h. mit dem Heidentum in der alamannischen Siedelung aufzunehmen, und hat auch den Sieg davongetragen. Die heidnische Kultstätte wand an ihre Stelle trat nun das christliche Gotteshaus. Es war ursprünglich wohl nur ein einfacher Holzbau, dessen Spuren sich völlig verloren haben.

(Fortsetzung folgt.)

Basellandschaftl. Zeitung vom 30. Nov. 1934.

Binningen-Bottmingen im Zeitalter der Reformation

(Von Pfarrer D. R. Gauß.)

Die Meinung, als ob in der Geschichte ganz dieselben Gesetze wie in der Natur herrschten, daß die geschichtliche Entwicklung in gerader Linie sich vollziehe, wie ein Baum aus kleinen Anfängen sich entfaltet, wächst und erstarkt und, wenn seine Zeit gekommen ist, die Spuren des Alters aufweist, allmählich absteht und schließlich ganz abstirbt, entspricht, soviel richtiges auch daran sein mag, doch nicht den Tatsachen. Es gibt in der Geschichte Fortschritte und Rückschläge, Zeiten wo tatsächlich eine Aufwärtsentwicklung zu beobachten ist, aber auch Zeiten, wo ein Stillstand eintritt, ja wo Rückschläge erfolgen, die nahezu einem Neuanfang gleichkommen. Das ist so bei einzelnen Menschen wie bei ganzen Völkern. Das trifft unter Umständen auch bei einer Gemeinde zu. So gleicht eine Gemeinde in ihrem Wachstum, um noch einmal ein Bild zu gebrauchen einem Fruchtbaume, der, nachdem er älter geworden ist, wenig oder schlechte Früchte trägt, zurückgeschnitten und dadurch verjüngt und zu neuem Fruchtbringen veranlaßt wird.

Eine solche Entwicklung weist auch die Kirchengemeinde Binningen-Bottmingen auf.

Das alte St. Margarethentischlein war ursprünglich eine Pfarrgemeindekirche mit eigenem Pfarrer, eigenem Pfarrhaus und eigenem Kirchhofe. Als solche erscheint sie im Jahre 1251, wo sie der Bischof dem Domkapitel abtrat, das sie 1260 dem Dompropst übergab. Zunächst blieb sie noch selbständig. Der Dompropst setzte den Pfarrer von Binningen, der wie bisher die Gemeinde bediente. Die Gemeinde war klein. Der Dompropst hatte es in der Hand, nun einen der Domkapläne zum Priester zu bestellen. Als bald darauf die Ulrichskapelle zur Pfarrkirche erhoben wurde, wurde die Kirche von St. Margarethen der Ulrichskirche einverleibt. Die selbständige Kirche von St. Margarethen wurde dadurch zu einer bloßen Filiale der Ulrichskirche, die vom Leutpriester von St. Ulrich bedient wurde. So ist es bis über die Reformationszeit geblieben. Es läßt sich wohl fragen, ob der enge Zusammenhang mit der Baslerkirche und ihrem Leben den Verlust auswog, den die Gemeinde mit dieser Beschränkung erlitt. Vieles blieb sich ja gleich. Die Gemeinde behielt ihre Kirche, ihre alte Begräbnisstätte auf dem Kirchhof zu St. Margarethen. Aber der eigene Pfarrer war ihr genommen. Die Zahl der Gottesdienste nahm immer mehr ab und beschränkte sich schließlich auf einige Festtage, den Abend vor dem St. Margarethentage und dem Margarethentag, 15. Juli, selbst, dem Abend von der Kirchweihe und am Kirchweihage und an der Nachkirchweihe.

Auch der Unterhalt der Kirche und des Kirchhofes war manches zu wünschen übrig. Erst im Jahre 1460

stellte der Leutpriester einen Mann an, der den Kirchhof mit Holz- und Mauerwerk zu vermauern und Sorge zu tragen hatte, damit das Vieh nicht mehr hineinlaufen könne.

An den genannten Festtagen kam der Leutpriester von St. Ulrich heraus, um die Vesper zu singen, Predigt zu halten und am Kirchweihfest und an der Nachkirchweihe, wo gemeinlich die allgemeine Jahreszeit gehalten wurde, mit der Gemeinde die Gräber zu besuchen. Das Inventar der Kirche wurde gelegentlich durch die Anschaffung einer zweiten Monstranz vermehrt. Aber auch die Gottesdienste selbst wurden bereichert namentlich durch das „Salve regina“, ein Gebet voll Innigkeit und Kraft, das von dem Kreuzzugsprediger Bernhard von Clairvaux stammte, schon im Jahre 1430 in Basel eingeführt und gegen Ende des Jahrhunderts durch den Bischof Rasper zu Rhein begünstigt wurde. Oder wer vernähme aus ihm nicht die Töne wahrhaftiger Frömmigkeit, wenn sie uns auch in anderer als der uns gewohnten Sprache entgegentritt?

Gegrüßet segest, künigin der barmherzigkeit,
Leben, Süßigkeit und unser Hoffnung, segest gegrüßet:
Zu dir rufen wir ellende Guelinder,
Zu dir seuffzend wir, Klagent und weinent in diesem Tal
der trehenen,
Ega darumb du unser fürsprecherin, die dien barmherzigen
augen ter zu uns,
Und Jesum, die segenet frucht diens libs, erzeig uns
noch diesem ellend.

O gütige, o milde, o süße Maria!

So hat das Eissacher Jahreszeitbuch dieses Gebet in deutscher Sprache der damaligen Zeit überliefert. Zu St. Margarethen wurde dieses Salve regina am Abend vor St. Margarethentag und am Abend vor der Kirchweihe gesungen. Vom Jahre 1511 an wurde auch alle drei Wochen wieder in der Kirche von St. Margarethen Messe gelesen. So ist deutlich sichtbar, daß auch die Gemeinde Binningen-Bottmingen an der Steigerung des kirchlichen Lebens, wie sie sich überall am Vorabend der Reformation zeigt, teilgenommen hat.

Aber freilich eine Steigerung des kirchlichen Betriebs ist noch kein wirklicher Fortschritt des rechten christlichen Lebens. Wohl kann sich in ihm eine Sehnsucht, aus einem unbefriedigenden Zustand herauskommen, kundgeben. Das ist damals sicherlich mancherorts der Fall gewesen. Es war eine Vorbereitung auf die neue Offenbarung, welche Gott damals der Christenheit in der Reformation schenkte.

Der Umstand, daß St. Margarethen eine Filiale von St. Ulrich in Basel war, hatte nun die Wirkung, daß die Gemeinde frühzeitig schon mit dem in neuen Tönen verkündigten Evangelium in Berührung kam.

Vom Jahre 1518—1520 amtierte an St. Ulrich als Leutpriester Martin Grewell. Im Jahre 1520 wurde Jakob Immeli Leutpriester von St. Ulrich. Er war in den 80er Jahren des 15. Jahrhunderts in Pfaffenweiler

bei Freiburg geboren. Sein Vater ist nicht bekannt. Seine Mutter war Margaretha Bgeler. In Freiburg besuchte er seit 1504 die Schule und sah zu den Füßen Dr. Johannes Ets, des spätern Professors von Ingolstadt und Hauptgegners Luthers, der in den Jahren 1502 bis 1510 als Lehrer und Vorsteher der Artistenburse in Freiburg wirkte und den Immeli später noch, als er schon längst in das Lager der Evangelischen übergegangen war, in schöner Dankbarkeit seinen „geliebten Lehrer“ nannte. Im Jahre 1508 siedelte er nach Basel über und studierte hier an der theologischen Fakultät. Ein Jahr später wurde er magister artium und nicht lange nachher Lehrer an der Artistenfakultät. Während dieser Zeit machte sich auch der Einfluß Luthers in Basel bemerkbar. Luthers Schriften wurden nicht nur eifrig gelesen, sondern auch von den Basler Buchdruckern abgedruckt und verbreitet. Am Münster predigte Wolfgang Fabritius Capito, ganz erfüllt von Luthers Geist, der Barfüßer Mönch Johannes Böhmer trug die Auslegung der zehn Gebote Luthers vor großer Zuhörerschaft vor und der grundgelehrte vielbeschäftigte Sebastian Münster legte alle andere Arbeit bei Seite, um die Schriften Luthers ins Deutsche zu übersetzen. Auch Immeli wurde von dem neuen Evangelium erfaßt. Ob das der Grund war, daß er den Bahrstuhl mit der Kanzel vertauschte, wissen wir nicht. Gewiß aber ist, daß er im Jahre 1520 Leutpriester zu St. Ulrich wurde und im Stande war, eine Gemeinde um sich und das von ihm verkündete Evangelium zu sammeln. Er war der erste, der dem Vorbilde Zwinglis folgend, alltäglich zu St. Elisabeth predigte.

Immeli hatte es nicht so leicht, sich durchzusetzen. Er hatte nur eine Filiale zu bedienen, stand auch als Fremder hinter dem Ratsherrensohn Wolfgang Wilsenburger zurück; da er zudem „durch die Nase“ redete, mochte er durch diesen Sprachfehler eher abstoßend wirken. Allein das alles wurde weitgemacht durch seine Tüchtigkeit und sein charaktervolles entschlossenes Wesen. Daß es ihm an Klarheit der Gedanken, an der Fähigkeit, sie zu gestalten, an Schlagfertigkeit und Trefflichkeit der Rede nicht gefehlt hat, das hat er bei verschiedenen Gelegenheiten schlagend bewiesen. Die Wirkung seines Wortes aber wurde hauptsächlich dadurch gesteigert, daß er ohne Zaudern zur Tat schritt, wo er einmal vom Recht der von ihm vertretenen Sache überzeugt war. So wurde er der erste, der in seiner Pfarrkirche Deskolampad und zwei Frauen unter zwei Gestalten „berichtete“, d. h. das heilige Abendmahl austeilte, der erste, der unter den Priestern Basels sich verheiratete, der erste, der deutsch taufte, auch der erste Priester, „der einen Bart zog.“

Es überrascht darum nicht, wenn nun Immeli auch in Binningen seine evangelische Ueberzeugung in die Tat umsetzte. Seit dem Jahre 1522 unterließ er es den Patronstag der Kirche, die Kirchweihe zu halten und die Messe zu lesen. Er unterließ auch die Jahrzeiten und

das gesungene Seetamt und schaffte das Salve ab. Man ließ ihn vorläufig gewähren; bezahlte ihm auch noch die drei Gulden aus, die ihm von Sankt Margarethen wegen gehörten. Aber es währte nicht mehr lange, so wurde er in Basel wegen seiner evangelischen Gesinnung abgesetzt.

Am 16. Februar 1524 fand in Basel eine Disputation über die Priesterehe statt, in welcher sich der Leutpriester von Riestal, Stephan Stör, über seine Verheiratung mit seiner bisherigen Haushälterin rechtfertigte. Bei dieser Gelegenheit ergriff neben Deskolampad, Pellikan, dem Laien Junker Hartmut von Kronberg, der damals in Basel weilte, und andern evangelisch gesinnten Predigern auch Immeli das Wort. Er bekannte, obwohl er ein ungeschickter und einfältiger Verkünder des göttlichen Wortes sei, doch in vergangener Zeit auf seiner Kanzel die Frage der Priesterehe behandelt zu haben und erklärte: Es sei unbillig, schädlich und könne nicht nach Gottes Willen sein, die Ehe zu verbieten. Wenn er in seinem Schriftbeweis auf Grund von 1. Kor. 7, 8, wo Paulus schreibt: „Ich sage zwar den Ledigen und Witwen, es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben wie ich“, darun wollte, daß Paulus verheiratet und Witwer gewesen sei, so hat er damit das richtige sicherlich nicht getroffen, sondern die Schrift zu seinen Zwecken gemeißelt. Um so sicherer aber hat er in der Hauptsache die entscheidenden Gesichtspunkte herausgehoben, wenn er betonte, daß „die Hurz und üppigs leben der Priester allein inen und irer arbeitsetzigen dienerin an iren conscienzen und seelen nachteilig, sonder auch iren beuohlenen Schäßflin Christi ärgerlich und dem göttlichen wort ein schmach und verachtung ist. Dann wider semlich prediger würdt gemeinlich geredt: so es war wäre, was der pfaff redt, so lebte er auch nitt also üppiglich.“

Obwohl Stör an seiner Disputation keinen Widerspruch erfahren hatte, blieb er doch abgesetzt. Der Wagemut „frummer, gotsfürchtig, gleert und tapfer“ Männer, welche bereit waren, alles ihrem Gewissen zu opfern, mußte der Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Aenderung in der Sache der Priesterehe Bahn brechen. Einer dieser Männer war Jakob Immeli. Das Schicksal seines Gesinnungsgenossen schreckte ihn nicht ab, denselben Weg zu gehen. Er bewies mit der Tat, daß er an der Disputation nicht nur große Worte im Munde geführt hatte, als er behauptet halte: der große Seelenmord habe ihn genötigt, den Thesen Störs gleichförmig zu predigen, unangehen ob darwider sein wönten bapst, bischof oder prälate,“ und daß es ihm Ernst war mit der Versicherung, er wolle bei seiner Ueberzeugung bleiben, „ob es auch soll kosten lib, er und gut bis in den Tod.“ Immeli führte seine Haushälterin, Margaretha Butsch von Schaffhausen, die so lange bei ihm gesessen, zur Kirche und hatte „groß feit.“ Der Rat antwortete wie bei Stör mit der Absetzung, nahm aber seinen Beschluß zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Binningen-Bottmingen im Zeitalter der Reformation

III 199
9

Binningen-Bottmingen im Zeitalter der Reformation

(Von Pfarrer D. R. Gauß.)

(Schluß.)

Es gelang der Stadt zu bewirken, daß Grieb das Schloß, offenbar nicht ganz freiwillig, dem Ratsherrn Hans Scholle zu Händen des Rates abtrat, der es an Damian Irmi verkaufte unter der Bedingung, daß er es ohne Zustimmung des Rates nicht veräußern dürfe. So war Basel in Bezug auf das Schloß Binningen zum Ziele gekommen. Im Jahre 1534 kam Basel auch in den Besitz der Dörfer Binningen und Bottmingen.

Offenbar um die Gemeinde fester mit Basel zu verbinden, verfügte im Jahre 1533 der Rat von Basel, daß die Gemeinde in Zukunft ihre Toten nicht mehr zu St. Margrethen sondern in Basel begraben sollte. Die Gemeinde beschwerte sich darüber am 1. April 1533 beim Bischof, daß sie zwar von alters her nach Basel zu Sankt Ulrich gehörten, wohin sie auch Zins und Zehnten zu geben hätten, daß sie aber auch von alters her ihr Begräbnis zu St. Margrethen gehabt hätten. Aber Basel habe es ihnen jetzt abgeprochen, was ihnen beschwerlich falle, wenn sie ihre Toten in ihren Kosten nach Basel führen müßten. Sie bat den Bischof, ihnen behilflich zu sein gegenüber denen, die ihre Zinsen und Zehnten einnehmen. Offenbar hatte die Gemeinde Erfolg. Der Bischof ersuchte die Stadt, die dieser Zeit die Kirche von St. Margarethen an sich gezogen habe, die Leute von Binningen und Bottmingen ihres Anliegens günstiglich und freundlich zu bedenken, damit ihnen darin geholfen werde und sie „mit neuer Begräbnis nicht beschwert“ würden.

Im folgenden Jahre machte Basel wieder einen Vorstoß beim Bischof, um in den Besitz des Dorfes zu gelangen. Es redete mit dem bischöflichen Kanzler und erhielt die Zusage, daß der Bischof das Dorf gegen gewisse Bedingungen der Stadt pfandweise abtreten wolle. Der Bischof verlangte 400 Gulden. Basel hatte zunächst die Forderung gestellt, daß der Vertrag für 8 Jahre gelte, daß, wenn der Nachfolger das Pfand lösen wolle, er 25 Jahre zuvor die Kündigung aussprechen müsse. Der Bischof hüllte sich nun für einige Zeit in Schweigen. Die Stadt erinnerte den Bischof an das wiederholte Versprechen des Kanzlers und ließ den Vorwurf durchblitzen, daß in diesem zögernden Verhalten des Bischofs eine Unfreundlichkeit gegenüber der Stadt liege. Der Bischof antwortete nun, er habe seinem Kanzler Auftrag gegeben, den Vertrag abzuschließen. Er wies den Vorwurf der Unfreundlichkeit zurück. Wenn der Bischof der Stadt nicht „sondern gern geneigt und gutwillig gefallen beweisen“ wolle, wäre ihm gar nicht in den Sinn gekommen, diese Dörfer der Stadt zu verpfänden. Er wünschte nun aber, daß der Vertrag auf Lebenszeit des Bischofs abgeschlossen werde, daß aber sein Nachfolger, wenn er das Pfand lösen wolle, der Stadt ein halb Jahr zuvor künden solle. Basel erklärte sich mit der Vertragsdauer

bis zum Tode des Bischofs einverstanden, verlangte aber eine Kündigungsfrist von einem Jahre. Am 14. September gab der Bischof seine Zustimmung und am 24. September 1534 wurde der Vertrag abgeschlossen, vom Bischof und im Namen des Rates vom Bürgermeister Jakob Meyer unterzeichnet. Damit ging der ganze Bann von Binningen und Bottmingen, der vom Dorenbach bis zum Oberwilerbann reichte wie ein Bann vom Jahre 1400 festgestellt hatte, mit hohen und kleinen Gerichten mit Zwang und Bann und Leuten an die Stadt Basel über.

Am 14. März des folgenden Jahres erinnerte der Bischof die Stadt daran, daß etliche Stück in Binningen und Bottmingen, das „groß Gut“ genannt, das der jetzige Dompropst in ruhigem Besitze habe, von der Verpfändung ausgeschlossen seien. Er tat es, damit es nicht in Vergeß komme. Im Jahre 1541 wurden die Güter der Dompropstei von neuem aufgezeichnet. Unter den Besitzern erscheinen Junker Christophel Döfenburg, Michel, der Reger zu Binningen, Conrad Vorster, der Rehger, Friedli Jundt von Bottmingen mit drei Häusern im Eter, Hans Seyler, Jakob Simon und Heinrich Schweigdhuler, Namen, die sich teilweise bis in die Gegenwart erhalten haben.

Freilich drohte den beiden Dörfern noch einmal die Gefahr, den Zusammenhang mit Basel und damit auch ihr evangelisches Erbe zu verlieren. Als der Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee sich anschickte, in seinem Bistum die Gegenreformation durchzuführen, machte er den Versuch, das Pfand zu lösen und Binningen und Bottmingen zurückzunehmen. Basel erklärte zwar in seiner Beantwortung der Klage des Bischofs, die Frage betreffend Binningen und Bottmingen sei verjährt, Basel habe seiner Zeit die Dörfer nicht des Ruhens sondern „schädlicher Lüthen“ willen erworben. „Dann diemögli dieß Dörfflin zunächst an der statt gelegen hätten, sich daselbst (wie an dergleichen orten sonst mehr geschicht) vil boshafftig Lüt ingestückt mit angriffen mördten und ander unthaten tag und nacht meniglich ohntreglich, auch wäre men nit wol ze weren gewäßen, diemögli sy von einer herrschafft inn die ander also bald wuchen mögen und der bischöfliche Vogt inen etwas wynt entlassen.“ Diese Begründung stimmte allerdings mit den Tatsachen nicht überein. Basel hatte durchaus um seines Ruhens willen die beiden Ortschaften erworben. Der Bischof hatte wohl recht, wenn er die Einwendungen als unerheblich erklärte. Die Schiedsrichter standen aber doch unter dem Eindruck, daß die Pfandschaft verjährt sei. Der Bischof gab in dieser Nebenfrage nach, um die Hauptfrage, die Aufhebung des Burgrechtes mit den Gemeinden des Laufentales und Birseds zu erreichen. Basel wußte wohl, worum es ging, daß es nicht nur für immer auf den Besitz des Birseds verzichtete, sondern daß die Leute nach der Aufhebung des Burgrechtes von ihrem evangelischen Glauben gedrungen würden. Als darum die Abgeordneten Basels am 22. März 1585 zu den Verhandlungen an die Tagsatzung von Baden kamen, die die Kinder der deutschen Schulen in Basel bis zu ihrer Rückkehr alle Tage

zweimal mit Ernst die Worte beten, wie sie der Pfarrer von St. Leonhard Israel Ritter verfaßt hatte: „stärke alle Ungefachten und Bekümmerten, insonderheit unsre lieben Nachbarn und Glaubensgenossen, welche jehund um des Zeugnisses Jesu Christi, deines lieben Sohnes willen nicht in geringer Gefahr sind. Du aber, o himmlischer Vater, wollest sie mit deinem starken Arm bewahren.“

Basel behielt die beiden Dörfer Binningen und Bottmingen. Das Burgrecht mit den übrigen Dörfern wurde aufgehoben. Die Folge davon war, daß alle in den nächsten 10 Jahren vom Bischof Blarer wieder katholisch gemacht wurden, außer Alschwil das sich noch ein Menschenalter zu halten vermochte. Eine zeitlang besuchten die innerlich evangelisch gebliebenen Oberwiler noch den Gottesdienst zu St. Margarethen. Nachdem aber der Bischof es ihnen bei schwerer Strafe verboten hatte, blieben auch sie mit der Zeit zurück.

Binningen und Bottmingen aber freuten sich ihres evangelischen Glaubens, ja die Gemeinde entwickelte sich in der Folgezeit wieder zu einer selbständigen Gemeinde. Im Jahre 1604 erhielt sie einen eigenen Pfarrer und wurde dem Pfister und Münchenseimer Kapitel einverleibt. Hundert Jahre später wurde auch ein Pfarrhaus gebaut, so daß nun auch, wie es recht und billig war, der Hirt bei seiner Herde wohnen konnte. So zeigte sich bei Binningen, was wir eingangs bereits ausgesprochen haben, daß die Entwicklung sich nicht geradlinig vollzog, sondern daß es durch einen Jahrhundertlangen Rückschlag hindurch vorwärtsging. Binningen hat sich in den letzten Jahrzehnten aus einer kleinen Dorfgemeinde zur großen Vorstadtgemeinde entwickelt. Wenn, was zu vermuten ist, diese Entwicklung anhält, dann muß einmal auch kommen, was eine solche Entwicklung in sich schließt, daß das alte St. Margarethenkirchlein zu klein wird, daß es einer neuen größeren Kirche Platz machen muß.

An dem Gespräch mit den Täufern im Pfarrhause zu St. Martin in Basel hat sich Jakob Immeli darüber ausgesprochen, was rechter Glaube sei. Mit Recht hat er sie daran erinnert, daß ihre Wiedertaufe eine neue Art von guten Werken sei, und dann die Frage an sie gestellt: Ist denn die Kindertaufe, wie ihr sagt, keine Taufe sondern nur eure Wiedertaufe, die ihr lehrt und annehmt, so sag mir: Hast du einen rechten Glauben gehabt vor der Wiedertaufe oder nicht? Hast du einen rechten Glauben gehabt, so bist du durch den Glauben gerechtfertigt vor Gott und ist dir die Wiedertaufe gegen Gott nicht notwendig zur Seligkeit. . . Sie ist dir auch nicht notwendig gegenüber den Menschen, wenn du doch in deiner Kindheit durch die Taufe einverleibt und zu gerechtfertigt bist der christlichen Gemeinde nach dem Willen des Herrn, der die kleinen Kindlein gebenedeilet hat und gebeten zu bringen, ja „unwirs“ gewesen über seine Sünner, die sie verhinderten, zum Herrn zu kommen. Hast du aber keinen rechten Glauben gehabt vor der Wiedertaufe, so sollte man dich nicht getauft haben. Ist dir dann erst in der Wiedertaufe der Glaube und Geist Christi gegeben, so folgt daraus, daß unsere Rechtferti-

gung aus der Taufe kommt: dem äußerlichen Werk und werden also gerechtfertigt wider Paulus zu den Römern im III. und wider I. Rose XV.: Abraham hat Gott geglaubt und ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet!

Darum hielt er daran fest, daß ein Christ aus dem Wort und Gnade Gottes an die Erlösung Christi glaubt und deshalb durch den Glauben wahrlich gespeist und getränkt wird mit dem Fleisch und Blut Christi, als der eine wahrhaftige Speise und Trank der Seinen ist. Der Glaube an den Tod Christi ist ungenugsam zu Verzeihung der Sünden, in ihm wird uns der Geist Christi gegeben. Sonst wären alle, die in der Kindheit getauft und im Alter, wo ihnen das Verständnis und der Glaube geschenkt wurde, nicht wiedergetauft worden wären, alle mit einander verdammt.

Immeli hat tatsächlich verstanden, was rechter Glaube ist, ein herzliches Vertrauen in die Gnade, wie sie uns in Jesus Christus offenbar geworden ist, der Glaube, der uns mitten in einer Welt der Sünde innerlich gestroht macht.

Darin stimmte er auch mit Luther überein. Nachdem der deutsche Reformator, der im Frühjahr 1523 von der Wartburg nach Wittenberg zurückgekehrt war, schrieb er an den Junker Hartmut von Kronberg, der 1524 an der Disputation Stephan Störs in Basel mit Immeli zusammentraf, wundervolle Worte über den Glauben.

Luther beunruhigte die Frage, ob er in Worms guten Freunden zu Dienst, um nicht steifsinzig zu erscheinen, seinen Geist nicht gedämpft habe, statt härter und strenger sein Bekenntnis vor den Tyrannen abzulegen. Dann fährt er fort: „Mich hat dieselbige Demuth und Ehrerbietung vielmal gereut.“

„Es sei aber an dem, wie es woll, es sei gesündigt oder wohl than, darumb unverzagt und unerschrocken. Denn wie wir auf unsere Wohlthat nicht trohen, also jagen wir auch nicht in unsern Sünden. Wir danken aber Gott, daß unser Glaub höher ist, denn Wohlthat und Sünde.“

In solchem Glauben ist Luther gewiß, daß seine Gegner ihm keinen Abbruch tun können. Er hält sich an die tröstliche Zusage seines Herrn: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Dann fährt er fort:

„Sie drauen uns mit dem Tod, Wenn sie so klug wären, als thöricht sie sind, sollten sie uns mit dem Leben drauen. Es ist ein spöttlichs, schimpflichs Drauen, daß man Christum und seine Christen mit dem Tode schreckt, so sie doch Herren und Sieger sind des Todes schreckt, Gleich als wenn ich wökt einen Mann damit erschrecken, daß ich ihm sein Ross aufsäumel, und ihn darauf reiten ließe. Aber sie glauben nicht, daß Christus auferstanden ist von den Todten, und ein Herr des Lebens und des Todes sei; er ist bei ihnen nach im Grabe, ja noch in der höllen. Wir aber wissen, trohet und sind freudig, daß er ist auferstanden, und der Tod nichts mehr sei, denn ein Ende der Sünde und sein selbst.“

Solcher Glaube ist auch heute und in alle Zeiten der Sinea. der die Welt überwunden hat.

Basel-Landschaftl. Zeichnung von 9. Nov. 1936

Volks = Zeitung

Abonnementspreise: 3 Monate Fr. 2.20 6 Monate Fr. 4.20 12 Monate Fr. 8.-

Druck und Verlag der Buchdruckerei Hans Bühler, Pratteln. Telefon 22. Postfach-Konto V 6273.

Inserate: Die 1-spaltige Petitzeile oder deren Raum 20 Cts. für Baselland und -Stadt, übrige Schweiz 25 Cts., Ausland 30 Cts., Reklamen 40 Cts.

Die Eptinger

Pratteln führt in seinem Gemeindevappen einen „gestürzten“ oder „liegenden“ schwarzen Adler. Es ist dies das Wappen des ritterlichen Hauses von Eptingen, das während mancher Generation die Herrschaft in Pratteln inne hatte.

Zu der Sempächerschlacht blieb eine ganze Reihe Eptinger auf der Platte.

Zuerst bewohnten die Eptinger die Burg Madeln, irrtümlicherweise auch „Adler“ genannt und mit ihrem Wappen in Beziehung gebracht.

Um die Zeit der Reformation herum starb der Pratteler Zweig aus, und der Blochmonter stand noch auf 2 Augen. Während kurz vorher die Sippe so verzweigt gewesen war, daß Ehen Eptingen-Eptingen möglich waren, während vorher viele Punkte des Baseltbiets und des geistlichen und weltlichen Bistums Basel von Eptingen der beiden Linien besetzt waren, wurde die Stammfolge nur noch von Jakob 5. von Eptingen-Blochmonter in die nachreformatorische Zeit gerettet.

Vom Blochmonter Zweig aber sei noch bemerkt, daß er hauptsächlich in Sagental angesiedelt war nach der Reformation. Und als der Fürstbischof in späterer Zeit (siehe Nr. 4 des „Nauracher“ 1929, Seite 39) ein Söldner-Regiment in französische Dienste stellte, waren es die von Eptingen, die es kommandierten und nach denen es hieß.

Das Wappen der Eptinger, das stark verbreitet ist und das sie offenbar mit Stolz überall anbrachten, haben die „Nauracher“ auf ihren bisherigen Fahrten mehrfach getroffen: Kirche Mittenz (Turm), Münster zu Basel (Kreuzganggewölbe), Stadtkirche Bruntrot (Grabmal), St. Ursanne (Landschaftsbild in der St. Ursanne), Disberg (Hochaltar und Saaldecke mit Ahnenprobe. Siehe Tafel in der Kunstbeilage zum letzten „Nauracher“).

Gruß und Willkommen der Gesellschaft der „Naurachischen Geschichtsfreunde!“

Die vierte ordentliche Quartalsversammlung wird Sie, verehrte Geschichts- und Heimatfreunde, morgen in unserem altertümlichen Gotteshaus zusammenführen. Wir freuen uns Ihres Kommens und indem wir Sie in unserem lieben Pratteln willkommen heißen, versichern wir Sie unseres regsten Interesses an Ihren zweifellos recht anregenden und aufschlussreichen Verhandlungen.

Unser altes Pratteln, mit seiner wechselvollen Geschichte, bietet eine Fülle historischer Erkenntnisse. Aus grauer Vorzeit weisen fast ununterbrochen sichere Spuren der Besiedlung in die keltische und gallorömische Zeit.

Das Wappen am Torturm des Schlosses Pratteln

wird nach allerneuesten Forschungen (Dr. August Buchhardt im „Schweizerischen Archiv für Heraldik“ 1929, Heft 2, Seite 94) als das der aus Laufen stammenden Familie Tschudin erkannt. Ein Zweig dieser Familie ward 1502 in Basel bürgerberechtigt, kam rasch empor, besonders nachdem sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts in französischen Militärdienst getreten waren, wobei einer dieser Tschudin, Mauriz, das Vertrauen des hugenottischen französischen Herzogs Rohan, der in die Bündner Wirren eingriff, gerade in Bündlen in hohem Maße genoss.

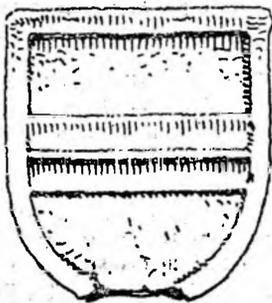
Die Bauzeit der heutigen Prattler Kirche.

Der Verfasser dieser kleinen Studie freut sich, eine ganz frischgepflückte Frucht heimlicher Forschung auf den Tisch der in Pratteln tagenden Gesellschaft Naurachischer Geschichtsfreunde legen zu können, und diese Freude ist umso größer, als für diejenigen, die sich speziell vom heimlichen Standpunkt aus um die bisher nicht sicher feststehende Bauzeit der Pratteler Kirche interessieren, die folgenden Feststellungen wertvoll sein dürften, und andererseits freut sich der Verfasser auch, an einem konkreten Beispiel zu zeigen, wie man Wappen zur Bestimmung geschichtlicher Daten verwenden kann.

Schilde an der Außenseite der Chormauer der Kirche Pratteln (Steinreliefs ohne Bemalung)



Eptingen, zu denken schwarzer Adler in gelbem Feld. Kette, wahrscheinlich zum Zeichen der hl. Grab-Ritter dazu gehörender Anhänger zerstört.



Rattamshausen, grüner Querbalken in weißem Feld, Schildrand rot.

Also 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts! Damals regierte in Pratteln als Herr des Dorfes der Ritter Hans Bernhard von Eptingen, der mit Kraft und auch mit Erfolg den jahrzehntealten Streit um das Recht seiner Familie, innerhalb des Dorfbietes zu Pratteln über Leben und Tod zu richten (d. h. den Blutbann auszuüben), ausfocht. Das Dorfjetter war ein Kallissadenhag, der die Gehöfte mit Baumgärten von den Felgen der Allmend abgrenzte. Dieser Hans Bernhard ist durch eine Glodeninschrift auf einer der Pratteler Gloden 1483 als Stifter verewigt. An der Kirche selbst aber erinnern zwei interessante Schilde an der Außenseite der Chormauer an ihn. Der Schild rechts vom Mittelfenster (vom Beschauer links; in der Heraldik orientiert man sich vom Standpunkt des Schildträgers aus) zeigt den gestürzten Adler dorer von Eptingen, in einer wunderbar detaillierten Ausführung, eine feine Steinmetzarbeit in bester heraldischer Formensprache. Zu denken ist der Adler schwarz in gelbem Felde. Um den Schild zieht sich etwas Ungewöhnliches, nämlich ein Band oder eine Kette, die wohl ohne Bedenken als Ordenskette angesprochen werden darf. Die Hauptsache, das Ordenszeichen, das unten an der Kette hing, kam einem Handwerker, der den Verputz zu erneuern hatte, später in den Weg, und er hat freventlich dies historische Dokument weggeschlagen. Wir dürfen aber annehmen, daß das Band oder die Kette ein Zeichen trug, bestehend aus einem roten, fünfzähligen Kreuz, d. h. einem Kreuz, dessen vier Arme durch kleine Balken abgeschlossen werden, und in dessen Winkeln nochmals vier genau gleiche Kreuze angebracht sind. Es war dies das Wappenbild des von den Kreuzfahrern gegründeten Ordens der Kreuzfahrer zu Jerusalem und wurde auch später noch von den Rittern getragen, die ihre Würde in der hl. Kirche zu Jerusalem erlangt hatten. Zu diesen gehörte Hans Bernhard von Eptingen. Er machte die beschwerliche und kostspielige, dazu nicht gefahrlose Fahrt ins heilige Land im Jahre 1460 und wurde dort in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli zum Ritter geschlagen. Die Nacht über ward er, wie das üblich war, in der Grabkirche eingeschlossen. Um Mitternacht trat er zum rabe Christi, wo ihm die Ritterpflichten von einem Mönch mitgeteilt wurden. Der älteste der anwesenden Ritter fragte ihn, ob er adliger Herkunft sei, und als er dies bejahte, mußte er zum Beweis der Wahrheit ein bloßes Schwert unter Anrufung der Dreifaltigkeit und St. Georgs, des Patrons der Ritter, küssen. Dann kniete er vor dem ältesten Ritter, es war ein burgundischer Edelmann, nieder und erhielt von ihm mit demselben Schwert drei Schläge über den Rücken, im Namen Gottes und des Ritters St. Georg. Er erhielt ein Schwert und goldene Sporen angeschmalt, und damit war er der Ehre teilhaftig, ein Grabritter zu sein. (Siehe Paul Ganz, „Die Abzeichen der Ritterorden und Turniergeellschaften“, Separatabzug aus dem Schweiz. Archiv für Heraldik. 1905/6. Seite 7 ff.) Da diese Ehre offenbar sehr geschätzt ward, gehen wir kaum irre, wenn wir annehmen, das Band um den Schild in Pratteln habe einst das Kreuz der Grabritter als Anhänger getragen, zur Erinnerung an den Tag, den Hans Bernhard wohl als den ehrenvollsten seines Lebens ansah. Wenn schon ein Ordensband, dann lieber dieses.

Diese wohl kaum irrige Annahme als richtig vorausgesetzt, haben wir das Jahr, in dem frühestens die Pratteler Kirche, speziell deren Chor, gebaut wurde. Vor 1460 kann der Bau nicht erstellt worden sein, da Hans Bernhard vorher dieses Band nicht hätte tragen und somit auch nicht beim Schild anbringen dürfen.

Ueber das Jahr, in dem spätestens der Chorbau angelegt werden darf, gibt das Wappen links Auskunft. Es zeigt einen schmalumrandeten Schild mit Blinde oder Querbalken. Tinkturen fehlen auch hier. Man hat schon allerlei Vermutungen über diesen Schild geäußert. Der Berner Historiker Dr. Zeltger glaubte, Hans Bernhard habe den Baslern und Eidgenossen „Kette“ seine und der ganzen Eptinger Sippe Ergebenheit für Oesterreich andeuten wollen. Dann hätten wir uns den Schild rot mit weißem Querbalken (Herzogtum Oesterreich) vorzustellen. Eine ganz unhaltbare Ansicht. Nicht nur wäre es in jener Zeit unerhört, daß jemand an einem Gebäude, das er erstellen ließ, seine Gesinnung durch ein Wappen desjenigen, dem seine Sympathie gilt, ausgedrückt hätte. Wappen sind Dokumente so gut wie Urkunden und keine Spielerei. Sodann, wenn Hans Bernhard tatsächlich seines Herrn hätte gedenken wollen, wäre es wie-

Sept. 1929

Die Kirchgemeinde Pratteln-Augst



Die Kirchgemeinde Pratteln-Augst hat eine lange und bewegte Geschichte hinter sich. Ein Grabstein, der allerdings jenseits unserer Grenzen, in Kaiseraugst, gefunden worden ist, bezeugt uns, dass schon in der alten römischen Kolonie, in der auf dem Boden des heutigen Basel-Augst das Mehrfache an Menschen ansässig war, als in der heutigen Kirchgemeinde leben, Christen den Namen unseres Herrn anriefen und sicher auch verkündigten. Mit dem Zusammenbruch der Römerherrschaft treten wir in eine Zeit, über die wir herzlich wenig wissen. Wir erfahren erst wieder, dass ums Jahr 800 die Kirchgemeinde Pratteln dem Kloster Murbach gehörte. 1281 wird unsere Kirche, die dem Heiligen Leodegar geweiht war, erstmals urkundlich erwähnt. Rund zweihundert Jahre später hat Graf Bernhard von Eptingen den ursprünglich rechteckigen romanischen Chor zu einem grossen gotischen erweitert und ringsherum mit Bildern ausstatten lassen. Von ihm stammt auch mindestens eine der drei Glocken, die noch heute die Gemeinde zu den Gottesdiensten, zu Hochzeiten und Beerdigungen zusammenerufen, aber auch altem, gutem Brauch folgend die Betzeiten übers Dorf läuten.

1529 kam die grosse Wende: die Reformation. Es war ein bedeutender Mann. Jakob Immeli, der als erster bei uns das reine Gotteswort verkündigte. Durch Pfarrer August Johann Buxtorf (1731 - 1787) kam sein Bekannter Emanuel Büchel nach Pratteln, dem wir eine einzigartige Sammlung kolorierter Zeichnungen unseres Dorfes verdanken, die uns seine damalige Gestalt lebendig vor Augen führen. Manches ist heute noch recht ähnlich, so z. B. der Kirchhof und seine Umgebung. Aber wie anders ist der Gesamtanblick unserer Gemeinde geworden von Augst her, wo die Barriere des Kraftwerkes den Rhein durchschneidet bis zum grossen Industrieviertel am Rand der Hard. Wer heute auf den grossen Eisenbahnstrecken oder Landstrassen nach Zürich oder Olten durch unsere Gemeinde fährt, sieht Industrie- und Blockbauten von

durchaus städtischer Art. Er ahnt nicht, welch anderes Gesicht der alte Dorfkern bietet, wo auf einer Strecke von wenigen hundert Metern noch mehr Bauern ansässig sind und stattliche Miststöcke die Strasse flankieren als in manchem Dorf des mittleren oder obren Baselbiets. Immerhin: unsere Einwohnerschaft rekrutiert sich heute vorwiegend aus Arbeiterfamilien, unter die sich nur sehr wenige reiche Leute mischen. Ein Vergleich der Staatssteuererträge der natürlichen Personen in einigen grösseren Gemeinden unseres Kantons gibt darüber deutlichen Aufschluss. An den Nöten und Sorgen unserer Bevölkerung, wie z. B. an dem brennenden Problem geeigneter Wohnungen zu erschwingbarem Preis kann darum auch unsere Kirchgemeinde nicht vorbeigehen.

Das rasche Wachstum unserer Gemeinde bringt aber auch allerhand Schwierigkeiten mit sich. Wo Menschen aus allen Gegenden unseres Landes zusammenkommen, droht die Vermassung. Man lebt zwar nebeneinander, aber nicht mehr miteinander. Jedes lässt das Andere seinen eigenen Weg gehen und kümmert sich nicht um seine Freuden noch um sein Leid. Es gibt Leute, die sich darüber beklagen, wieviel einem bei uns auf die Hände geschaut werde. Ich bin glücklich darüber! Denn das ist ein Zeichen, dass wir doch noch nicht so weit sind, aneinander vorbeizuleben. Das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit ist bei uns noch grösser als in andern Gemeinden mit raschem Wachstum, was vielleicht damit zusammenhängt, dass die meisten Zugezogenen in ihrer Wohngemeinde zugleich auch ihr Brot verdienen. Für die Alteingesessenen braucht es allerdings viel Kraft, die rechte Einstellung zu all den Neuen zu finden, Offenheit für das Gute, das sie mitbringen, und Beharrlichkeit, wo es gute alte Eigenart zu wahren gilt. Am Sonntagmorgen in der Kirche, wo sich die Bank- und Stuhlreihen regelmässig gut füllen (was allerdings bei der grossen Zahl von Gemeindegliedern dennoch nur einen kleinen Prozentsatz ausmacht), treffen sich alte und

neue Pratteler im gemeinsamen Singen, Beten und Hören des Wortes, und finden sich damit vom Urboden aller echten Gemeinschaft her zusammen. Noch leichter fällt die Gemeinschaft aber den Kindern. Sie treffen sich in der Schule, in den Pfarrstunden und Kinderlehren. Und wir haben in Pratteln viele Kinder, mehr als selbst manche Gemeinde mit grösserer Seelenzahl! Dankbar bin ich, dass sich die Gemeinschaft besonders auch im Leid zeigt. Es gehen bei uns sehr viele Leute an die Beerdigungen. Man kann sich nicht vorstellen, wie das werden soll, wenn einmal die Abdankungen nicht mehr in der Kirche, sondern auf dem geplanten neuen Gottesacker stattfinden sollen. Wie schön ist es auch, dass die Leidtragenden der einen Beerdigung noch immer an der nächstfolgenden teilnehmen.

Gewiss, es gäbe aus unserer Gemeinde auch Schattenseiten aufzuzählen. Wie manche Ehen sind zerrüttet, dass Ehegatten und Kinder leiden. Wie froh wären wir, wenn manche Wirtshäuser weniger Zuspruch fänden! Wir kennen auch etwas von dem, was man andernorts verwahrloste Jugend nennt. Aber in welcher Industriegemeinde kennt man das heute nicht? Gerade da sind ja wir Christen gerufen, dass wir solch heimatlosen Menschen Zeugen der wahren Heimat würden. Und da muss ich immer wieder staunen, auf wie viel Offenheit und Dienstbereitschaft wir bei unsern Gemeindegliedern immer wieder stossen. Viele sind bereit, auch neue Wege zu gehen und aktiv am Aufbau der Gemeinde mitzuarbeiten. Wir brauchen das. Denn nur dann können wir gesunder Leib Jesu Christi sein, wenn jedes Glied seinen Dienst zum Ganzen beiträgt.

Unsere Gemeinde ist im Baselbiet als gute Missionsgemeinde bekannt. In den letzten Jahren standen wir in der Gabenliste immer an der Spitze. Zu einem Hauptteil ist dies dem zu verdanken, dass die Mission durch die Tradition des evangelischen Vereinshauses bei uns seit Jahrzehnten fest verwurzelt ist. Ist es aber übertrieben, wenn wir diese Missionsfreudigkeit auch als ein Zeichen dafür nehmen, dass viele in unserer Gemeinde wissen, dass das Wort Gottes laufen muss wie bei den farbigen Völkern so auch bei uns in Pratteln und Augst? Wir danken Gott, dass er der Herr auch unserer Kirchgemeinde ist und das angefangene Werk nicht lässt.

Th. Hanhart.

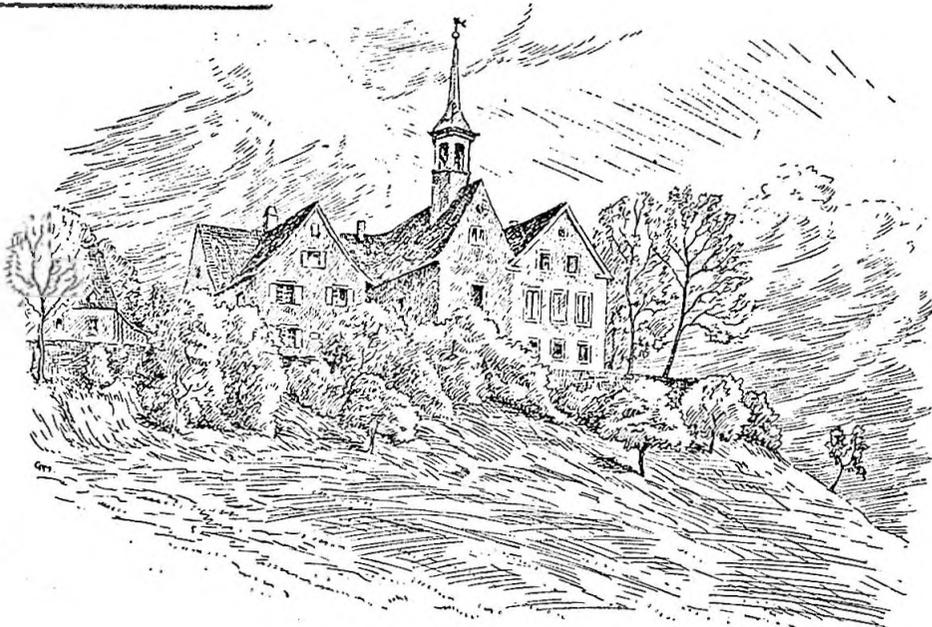


Eptingerwappen an der Aussenseite der Chormauer der Kirche Pratteln



Die Kirche zu St. Margarethen

Das heimelige, ehrwürdige St. Margarethenkirchlein in Binningen darf auf eine lange und eigentümliche Geschichte zurückblicken, über die nach der Schrift von Pfr. Dr. Gauss viel zu erzählen wäre. Die Kirche weist schon mit dem Namen Ihrer Patronin, der im Anfang des 12. Jahrhunderts aufkam, auf eine ältere Zeit als ihre erste Urkunde vom Jahr 1251 zurück, bestand damals aber nur aus



Zeichnung von C. A. Müller.

einem Langschiff mit anschliessendem Chor. Dafür war sie Pfarrkirche mit Pfarrhaus und Kirchhof. Das änderte sich aber bald, indem die Dörfer unter der Oberhoheit des Bischofs blieben, das Recht des Pfarreinsatzes aber über Domkapitel und Domprobstei mit der Reformation 1529 an den Basler Rat übergang. So wurde St. Margarethen eine Filialkirche der Stadtkirche St. Ulrich, später St. Elisabeth und von da aus bedient, was zur Folge hatte, dass zuerst nur am Patrontag, dann bloss alle Fronfasten, d. h. 4 mal im Jahr Gottesdienst gehalten wurde, womit die wachsende Gemeinde sich immer weniger zufriedengab. 1534 kamen auch die Dörfer zu Basel und blieben so evangelisch, während die Gegenreformation des Bischofs Oberwil, Therwil, später auch Allschwil zum Katholizismus zurückzwang. Der erste reformierte Pfarrer auf St. Margarethen hiess Thomas Geyerfalk. Von 1604 an war jeden Sonntag Predigt, aber der Pfarrer Agricola so schlecht besoldet, dass er beim Rat klagte, er könne seine Predigten nicht recht studieren, wenn er Frau und Kinder hun-

gern sehe; auch die vielen Armen der Gemeinde lagen ihm auf. 1615 wurde der Chor durch Schenkung wieder mit der Kirche vereinigt, 1662 vom Rat, 1673 von der Markgräfin von Baden-Durlach Abendmahlsgeräte gestiftet, 1673 die Kirche auch auf ihre heutige eigenartige Form erweitert und mit Glocken versehen. Um 1700 waren schon 400 Kommunikanten, so kam 1709 endlich auch ein eigenes Pfarrhaus in Binningen zustande. 1720 wurde eine kleine Orgel gestiftet und der Lettner erweitert. Der damalige eifrige Pfarrer Bartenschlag führte die Kinderlehre ein, hielt am Samstag sogar eine Vorkinderlehre, ebenso war er für eine würdige Erweiterung des Kirchhofs besorgt. Die Wirren der Trennung von Stadt und Land gingen natürlich auch an dieser Gemeinde nicht spurlos vorüber. Ziemlich lange war sie ohne Hirt und erhielt dann einen typischen Revolutionspfarrer, der sich durch sein Benehmen unmöglich machte. Ein grosser Segen war dagegen das Wirken des Dichterpfarrers Jonas Breitenstein (1852-1870).

und wir leben jetzt ja mit Recht in einer Zeit, wo die Gemeinde im Mittelpunkt steht. Der Kirchenbote wurde denn auch in dem hübschen Eigenheim am Hang mit ermutigender Freundlichkeit empfangen und bekam auf seine wunderfizzigen Fragen bereitwilligst Auskunft; also zum Beispiel auf die Frage: «Wie gross ist die Gemeinde und aus was für Leuten setzt sie sich zusammen?» erfuhr er folgendes: Binningen zählt rund 6000, Bottmin-

gen rund 1200 Protestanten, eine Zahl, die sich nicht einmal stark vermehrt hat, waren es doch schon 1920 im Ganzen 5000. Die Katholiken haben offenbar stärker zugenommen und machen jetzt einen Drittel der Bevölkerung aus, haben sich aber gut eingeordnet, und das Verhältnis der Konfessionen verläuft schiedlich-friedlich. Dass bei einer so grossen Gemeinde nicht einmal zwei Pfarrer mehr genügen, sondern noch einen Pfarrhelfer brau-

Jakob Schlamp, Eslampanus, der Reformationspfarrer von Winterlingen.

Im Allgemeinen erfahren wir über die einzelnen Pfarrer in den Gemeinden der Reformationszeit sehr wenig. Am so erfreulicher ist es, wenn plötzlich von einer Seite her Licht auf einen solchen Mann fällt, so daß wir sein Bild in einiger Klarheit zu erfassen im Stande sind. Das ist der Fall bei dem Pfarrer von Winterlingen, Jakob Schlamp, oder wie er sich nach der Gewohnheit der Zeit unter dem Einfluß des Humanismus genannt hat, Eslampanus.

Mit dem ältesten Taufregister der Gemeinde Winterlingen ist ein dickes Buch zusammengebunden. Es sind Erklärungen der Evangelien und Episteln, wie sie in der Kirche verlesen und als Texte für die Predigten gebraucht wurden. Sie sind verfaßt von Johannes Spangenberg und wurden nach seinem Tode (1550) von seinem Sohn Cyriacus in Basel im Jahre 1554 im Druck von Johannes Dporin herausgegeben. Dieses Buch des lutherischen Theologen hat Schlamp eifrig benützt und allerlei Bemerkungen in dasselbe eingetragen, die, sobald man sie etwas genauer ansieht, vernehmlich zu reden beginnen.

Ueber die äußeren Lebensumstände des Mannes wissen wir allerdings sehr wenig. Schlamp stammte aus Memmingen, einer Stadt, die sich frühe der evangelischen Bewegung zuwandte. Im Jahre 1520 ließ sich Schlamp in Basel nieder und ließ sich als Hörer an der Universität einschreiben. Wir gehen kaum fehl, wenn wir annehmen, daß der junge Mann durch den Fürsten der Wissenschaften, Desiderius Erasmus von Rotterdam angezogen worden ist. Daß er nicht vergeblich bei dem großen Manne gehört hat, dafür spricht das gekaufte Latein, das er später geschrieben hat. Und daß Erasmus den Studenten für die alten Sprachen zu begeistern verstand, das dürfen wir aus der Tatsache schließen, daß Schlamp später seinem Sohne den Namen des lateinischen Dichters Virgilius gegeben hat. Aber der junge Student hat in Basel noch anderes gelernt. Es war die Zeit, wo die Schriften Luthers mit großem Eifer nachgedruckt wurden, wo auf ver-

schiedenen Kanzeln das Evangelium, wie es durch Luther Gott der Welt geschenkt hatte, verkündet wurde, wo alle Welt von dem tapfern Manne redete, der es gewagt hatte, einer ganzen Welt entgegen zu treten und bei seiner Meinung zu beharren. Etwas von der Bewunderung für das „männliche Gemüt“ mit dem auch Zwingli auf Luther wie auf einen David blickte, der mit dem Niesen Goliath den Kampf aufnahm, redet aus der Bemerkung Schlamps, die er der Ausführung Spangenburgs, daß die Baalspriester dem Elia und 400 falsche Propheten dem Propheten Micha entgegengetreten seien, hinzusetzt: „So ist auch die ganze Schar der Bischöfe Luther entgegengetreten.“ Wir dürfen auch annehmen, daß Schlamp unter den Studenten gewesen ist, welche die Vorlesungen Desolampads über den Propheten Jesaja hörten, die er in den Ostertagen des Jahres 1523 vor zahlreicher Zuhörerschaft begann. Es klingt wie ein Echo dieser großen Zeit, wenn Schlamp später schreibt: „Weil der Herr der Heere geredet und befohlen hat, so ist es billig, daß wir seine Gebote eifrig befolgen. Jesaja 1.: „Hörend o ir Himmel, los uff o ertich, dan der Herr redt.“

Mehrere Jahre entschwindet Schlamp unsern Blicken. Erst im Jahre 1528 tritt er aus dem Dunkel wieder heraus. Er ist Pfarrer in Oberwil geworden, evangelischer Pfarrer, wie uns kein geringerer als Desolampad selbst bezeugt, der seinen Hirtenbrief an die im Baselpbiet das Evangelium verkündenden Pfarrer auch an Jakob Eslampanus gerichtet hat. Schlamp war seiner Sache so gewiß, daß der Rat keinen Augenblick zauderte, den Mann, nachdem am 9. Februar 1529 in Stadt und Land die Reformation durchgeführt worden war, an eine Gemeinde des Baselpbietes zu berufen. Acht Tage darauf, am 15. Februar, wurde er als Pfarrer nach Winterlingen gesandt. Schon ein Jahr zuvor hatte die Gemeinde einen evangelischen Pfarrer mit Ungestüm verlangt. Der bisherige, katholisch gesinnte Herr Michel hatte nach allerlei Streitigkeiten die Pfrund aufgegeben. Es stellte sich ein evangelischer vor, predigte und gefiel der Gemeinde so sehr, daß sie ihn unbedingt behalten wollte. Der Rat von Basel war damit einverstanden. Er schlug ihn dem Kom-

menthur von Beuggen, Georg von Andlau, der die Pfarrei zu besetzen hatte, zur Annahme vor. Allein dieser wollte davon nichts wissen, sondern ließ die Pfrund einem latholisch Gesinnten und ersuchte Basel um die Bestätigung der Besetzung. „Aber die Gemeinde und Bausame daselbst wollte ihn gar keineswegs leiden oder haben.“ Basel befürchtete, wenn Zwang angewendet würde, möchte ihm zuletzt etwas von ihnen begegnen. Der Rat gab darum dem Kommenthur zu bedenken, „wie sich leider allerlei dieser Zeit zutrage, und man den Gemeinden um Vermeidung Böseres viel, das etwa nicht beschehen, lassen muß.“ Er möge darum den auf die Pfrund kommen lassen, den die Gemeinde wolle, damit der Rat nicht mehr weiter durch das Nachlaufen der Gemeinde belästigt werde. Die Gemeinde mußte sich jedoch dem Kommenthur fügen.

Jetzt aber nach dem endgültigen Umschwung erhellt sie in Jakob Schlamp einen evangelischen Pfarrern ach ihrem Herzen. Wie die übrigen Pfarrer wurde auch Schlamp auf die Reformationsordnung vom 1. April verpflichtet. Am 13. Mai erschien er an der ersten Synod in Basel. Er mußte geloben, die Kirche von Winterlingen „mit göttlicher Lehre und Gottesdiensten zu versehen, den Untertanen und Kirchenghörigen das rechte und wahre Gotteswort aus neuem und altem Testament“ nach bestem Vermögen und Verständnis zu verkündigen.

Wie ernst Schlamp seine Aufgabe erfaßt hat, das erhellt aus dem schönen Worte, das er über die Predigt aufgezeichnet hat: „Jede Predigt muß der Ehre Gottes dienen, nichts als, was fromm, heilig, rein ist, sollen wir hören lassen, die Taten und Handlungen des Lebens sollen der Lehre des Evangeliums und den Mahnungen der heiligen Schriften entsprechen.“ Aber er weiß auch: „Hohe Wort machen weder heilig noch gerecht Menschen, sondern tugentlich Leben machet den Menschen Gott lieb. O, wie verderbent ir vil in der Welt durch üppig und unnützig Rüst, die des Dienst Gottes wenig achten. O wie bald zergeth die Ehre dieser Welt.“ Oder er ruft aus: „Einfache Reinheit und reine Einfachheit tut mehr not als die ganze Waffenrüstung der Rünste und die Wissenschaft der gesamten Philosophie, wenn sie mit

einem unfrohen Sinne verbunden ist.“ Denn davon ist er überzeugt: „Wer vom himmlischen Tau des heiligen Geistes besprengt, zu wem die göttliche Kraft gekommen ist, wer die göttliche Speise himmlischer Philosophie geschmeckt hat, der wird alle Schätze der Welt, alle Lüste, Ehren und glänzendes Gepränge mit Ekel von sich weisen und derartige Eitelkeiten wie von hoher Warte herab verachten.“ Wer Gott kennen gelernt hat, der tröstet sich mit der Gewißheit: Gott sieht uns zu, wie wir in Gefahren stehen und streiten; er weiß am allerbesten, wie und wann uns zu raten und zu helfen ist, damit seine Ehre und unser Heil gefördert werden. Er hilft zu rechter Zeit, da soll man ihn „der wil“ (bis dahin) lassen. Daß aber der Mann verstanden hat, was Glauben ist, das beweist sein Wort: „Ob er (Christus) gleich von unsern Augen dahin ist, bleibt er doch heimlich im Verborgenen gnädig und günstig, und wird uns gewißlich nicht übergeben oder stecken lassen.“ Ein Zeichen dafür, daß dieser Pfarrer nicht der Engherzigkeit verfiel, sondern sich einen offenen Blick bewahrte auch für das Gute, das außerhalb der eigenen Kirche lag, liegt in der Aeußerung: „Gott hat immer einige Menschen, die seinem Worte anhangen, unter den Großen und selbst unter den Feinden des Evangeliums.“

Schlamp mußte aus eigener Erfahrung, daß nur dem die heilige Schrift sich in ihrer göttlichen Herrlichkeit öffnet, der sie anhaltend und eifrig betrachtet und in heiliger Stille sie erforscht. Weil er offenbar auch darnach gehandelt hat, darum verfügte er auch mit der Zeit über eine reiche Kenntnis der Schrift, die ihn jederzeit das richtige Wort aus dem reichen Schätze hervorholen ließ.

Mehr als ein Menschenalter hindurch blieb Jakob Schlamp auf seinem Posten in Winterlingen. In der ersten Hälfte des Jahres 1563 muß er gestorben sein. Nichts hat er uns hinterlassen als diese wenigen Aufzeichnungen, die aber genügen, um uns das Bild eines Mannes schauen zu lassen, der seine Zeit, noch mehr, der seinen Gott, der zu ihm redete, verstanden hat und ihm gehorsam geworden ist.

R. Gauß.

A III 191

Basellandsch. Zeitung vom 2. Febr. 1929

Volkstimme

77° 8

von

Baselland.

Abonnementspreis.

Die „Volkstimme von Baselland“ erscheint wöchentlich 2mal (Mittwoch und Samstag) und kostet nur Fr. 4. 80 jährlich franko durch die ganze Schweiz.

Funfunddreißigster Jahrgang

Inserationsgebühren.

Die 1-spaltige Petitzeile 10 Cts.
2- „ „ 20 „
„ Wiederholungen“ Rabatt.

Inserate

erbitten wir uns je bis spätestens Dienstag oder Freitag nachmittags 1 Uhr.

Druck, Verlag und Expedition von J. Schaub-Buser in Sissach.

Sajerate und Abonnements werden entgegengenommen: für Gelterkinden von Papeterie J. Schaub baselbst; für den Bezirk Arlesheim von Witwe von Tobel in Arlesheim für den Bezirk Waldenburg von Herrn Lehrer Stocker in Oberdorf; für das übrige Baselland von der Expedition der „Volkstimme“ (J. Schaub) in Sissach. Sajerate aus Basel werden von den Annoncen-Expeditionen Haasenstein & Bogler, Orell Küssli & Cie., Rudolf Mosse und deren Filialen entgegengenommen, aus der übrigen Schweiz von allen solchen Annoncen-Expeditionen, sowie vom Verleger. — Telephon 53. —

Durchhalten.

Der Weltkrieg prägte ein neues Wort,
Beliebt bei Jungen und Alten,
Das klingt durch alle Lande fort:
„Durchhalten!“

Es stählt den Willen, erwecket Kraft,
Erzeuget Heldengestalten,
Und stärkt den Geist, wenn er erschläft:
„Durchhalten!“

Die Krieger stürmen mit Hurrah!
Ob Leichen auf Leichen sich ballten,
Nur vorwärts, das Vaterland will es ja:
„Durchhalten!“

Sie hungern zu Hause, Kind und Weib,
Und frieren im Winter, dem kalten,
Und wird auch krank und schwach der Leib:
„Durchhalten!“

Giebt's Witwen und Waisen auch tausendfach;
Und Blinde und Krüppelgestalten,
Man mordet fort und lebt nicht nach:
„Durchhalten!“

Wann schwindet der Kampf und Pulverrauch?
D, laßt uns die Hände falten
Und bitten, der Friede mög endlich auch
„Durchhalten!“

Daß Gott die Völker wieder versöhnt,
Daß ewig sie Frieden halten,
Daß niemals mehr das Wort ertönt:
„Durchhalten!“

Merkwürdig reserviert verhalten sich auch die südamerikanischen Republiken gegenüber Wilsons Appell. Einzig der Binnenstaat Bolivien, der nichts zu verlieren hat, macht den Bruch mit, und das ist für einen überseeischen Binnenstaat ein wohlfeiles Manöver. Die südamerikanischen Seemächte dagegen protestieren auch nur in Berlin, ohne mit Washington zu fraternisieren. Argentinien protestiert sogar nicht einmal, es bedauert nur kühl.

Nach europäischem Berriff hat Wilson also eine diplomatische Niederlage erlitten. In Amerika dürfte man indessen anders und klüger urteilen. Man wird es Wilson Dank wissen, der dafür gesorgt hat, daß die Lage ausgehellt worden ist. Nordamerika mag nun mit seinem Präsidenten erkennen, daß seiner Macht ihre Grenzen gesteckt sind, und daß keineswegs alle Neutralen nur des Winkes von Washington fürwärtig sind, um sich in einem gefahrlosen Endkesseltreiben auf das hilflos dastehende Deutschland zu stürzen.

Ob diese nun eingetretene Klarheit der diplomatischen Situation zu einer Entspannung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten führt? Ob neue Unterhandlungen stattfinden werden? In Deutschland scheint die Hoffnung auf Wiederanknüpfung bestanden zu haben. Jrgend eine Bemühung ist geschehen; man weiß bloß noch nicht,

mit allen Mitteln an einer Verständigung und an der Erhaltung des Friedens zu arbeiten. Auf der andern Seite scheint man drüben sieberhaft an den Vorbereitungen zum Krieg zu arbeiten. Die erste beste Torpedierung eines Schiffes und der Untergang eines Amerikaners kann den Konflikt herbeiführen. Bereits sollen zwei amerikanische unbewaffnete Handelsdampfer, sozusagen Versuchsschiffe, nach England unterwegs sein. Werden sie versenkt, und nach deutschen Meldungen wird das sicher der Fall sein, so wird Wilson mit der Kriegserklärung kaum länger zaudern.

Im englischen Unterhaus hat der Reichsschatzmeister Bonar Law ein neues Kriegskreditbegehren von 550 Millionen Pfund Sterling, also von annähernd 14 Milliarden Franken, eingebracht. Nach den Ausführungen des Ministers betragen die sämtlichen Kriegsausgaben Englands seit Kriegsbeginn 3722 Millionen Pfund, was beinahe die schwindelerregende Summe von 100 Milliarden Franken ausmacht. Zum Schlusse seiner Rede, in der sich der Schatzkanzler über dies und das noch verbreitete, betonte er die absolute Entschlossenheit Englands, unter allen Umständen durchzuhalten, auch wenn der Krieg noch größere Opfer verlangen würde.

Aus allem sieht man zur Genüge, daß das

Die Reformation in Oltingen.

Von Pfr. D. Gauss

Es sind nur wenige Gemeinden des Baselbiets, in welchen sich das Auftreten und das sieghafte Fortschreiten der Reformation, jener religiösen Erneuerung, deren 400-jähriges Gedächtnis wir in diesem Jahre feiern, mit einiger Deutlichkeit aufzeigen lässt. Und noch weniger Gemeinden sind es, in welchen der Wille der Gemeinde selbst, der Reformation sich zu erschliessen, sichtbar wird. Liegt der Grund für die erste Tatsache zumeist darin, dass uns die Zeugnisse zum grossen Teil fehlen, welche von der Entwicklung Kunde geben, so liegt der Grund im zweiten Falle darin, dass die Gemeinden zumeist keinen eigenen Willen hatten, sondern sich von ihren Priestern oder auch erst von der Macht der Stadt Basel schieben und ans Ziel bringen liessen. Umso erfreulicher ist es darum, wenn uns in einer Gemeinde der Fortschritt der Reformation einigermaßen sichtbar wird und erst recht, wenn das eigene Leben der Gemeinde als die entscheidende zum Ziele führende Kraft erscheint, wie es bei der Gemeinde Oltingen zu erkennen ist.

Wir stellen uns angesichts dieser Tatsache unwillkürlich die Frage, worin diese selbstbewusste und selbständige Art begründet gewesen sein mag, mit der die Gemeinde handelnd in den Gang der Ereignisse eingriff. Es kann sich freilich nicht darum handeln, darauf eine erschöpfende Antwort zu geben. Denn letztlich stossen wir hier wie überall auf die undurchdringlichen Geheimnisse persönlichen Lebens, in denen wohl die Rätsel aufgegeben sind, die aber die Rätsel keineswegs lösen. Dies würde sich auch nicht ändern, wenn wir viel genauere Kenntnis der Verhältnisse und Geschehnisse hätten, unter denen sich das Leben der Gemeinde entfaltet. Immernin kann auf einiges hingewiesen werden, was für die Geschichte der Gemeinde Oltingen nicht ohne Wirkung und Bedeutung geblieben sein dürfte. Von altersher, wahrscheinlich schon zur Zeit der Römer, wofür die Funde römischer Münzen sprechen, führte durch das Tecknauer Tal eine Strasse bis hinauf nach Oltingen und weiter über die Schafmatt hinüber ins Aaretal. Auf ihr spielte sich also durch Jahrhunderte der reiche Verkehr ab, auf ihr wanderten Menschen der verschiedensten Art, und mit den Menschen Neuigkeiten, Gedanken, hinüber und herüber, um dies und das zur Bereicherung des geistigen Besizes in dem abgelegenen Bergdorfe zurückzulassen. In dem Wirtshause, das schon sehr früh bezeugt ist, stiegen die Wanderer ab, Grafen und Edle, Ritter und Ritterfrauen, Präester und Laien, auch die vielgestaltige Schar einfacher Leute. Hier wurden wie die Ereignisse des Tages so auch die grossen Dinge des Weltgeschehens besprochen, welche Sinne und Gedanken aus dem Kleinen und Engen ins Weite und Grosse hinaus- und emporheben. Als der alte Augstgau, in dessen Mittelpunkt Oltingen lag, späterhin in den Sisgau und Frickgau geteilt wurde, da lief die neue Grenze mitten durch das Dorf und wies den einen Teil dem Frickgau, den anderen dem Sisgau zu. Die Folge war, dass in dem Dorfe verschiedene Herren zu gebieten hatten. Im frickgauischen Teile die Grafen von Habsburg-Laufenburg, und nach ihrem Aussterben die Herzöge von Oesterreich, im sisgauischen Teil die Frohurger und nach ihnen die Tiersteiner auf dem Schlosse Farnsburg. Beide Teile des Dorfes lagen indessen als Lehen in den Händen der Edlen von Kienberg. So traf in Oltingen verschiedene Art aufeinander, forderte zu Vergleich heraus und erzog zu einer gewissen Selbständigkeit des Denkens und Handelns. Das traf in gesteigertem Masse noch zu, als Basel und Solothurn in die Rechte der alten Grafengeschlechter eingetreten waren. Diese Verhältnisse wurden 1534, wo Oesterreich den Teil des Bannes zu Oltingen "so die römische könckliche majestat gehept hat an dem winkel oder spyz erdrich zwischen dem Dorff Oltingenn unnd dem bann Kienberg und in Oltinger bann gelegen ist unnd an den bann Annwyler anwandet" der Stadt Basel überliess mitsamt den Einsassen an Basel abtrat, und völlig erst im Jahre 1684 geordnet, wo Solothurn alle seine Rechte an Oltingen der Stadt Basel überliess.

Den Reichtum des Lebens vermehrte noch der Einfluss des Basler Domkapitels, das schon fröheden Kirchenschatz besass, das Recht, den Priester zu wählen und darum gestaltend auf die Entwicklung der Verhältnisse einwirkte.

Schon sehr frühe trat dieses eigene, seiner selbst bewusste Leben der Gemeinde in die Erscheinung. Im Jahre 1348 tritt die Gemeinde und die Gesamtheit des Dorfes Oltingen handelnd in die Erscheinung. Im Jahre 1443 verewigte sich die Gemeinde auf der grösseren Glocke, indem sie die Inschrift anbringen liess: "Osana heiss ich, die Gemein von Oltingen macht mich. Meister Hans Peiger von Weissenberg goss mich anno domini ~~MCCC=~~ MCCCXXXIII". (1493 - Osana heiss ich, die Gemeine von Oltinen macht mich, Meister Hans ~~von-Weissenberg~~ Meiger von Wissenborg goss mich zu Ehr Mariae und St. Niclaue anno domini MCCCCLXXXIII. Berichtigte) 1461 hören wir von der Gemeinde des Dorfes und der Kirche Oltingen und vom Jahre 1495 wird berichtet, dass "die Gemeind des kilspels zu Oltingen by Schafmatt ein worden und einhelliglich erkannt" habe. In den verschiedensten Fragen verstand es die Gemeinde, ihren Willen kundzugeben, bei der Einführung der Fronleichnamtsfeier in Oltingen im Jahre 1348, wo die Gemeinde eine Matte stiftete und einen Verwalter bestimmte, der dafür zu sorgen hatte, dass die Feier jedes Jahr stattfand, 1461 bei der Festlegung der Seelenmessen auf den Sonntag nach Hilarius, 1481 beim Beschluss über die jährlich abzuhaltenden Prozessionen, 1495 bei der Ordnung für die Kirchenpfleger.

Schon frühe bot die Gemeinde das Bild geordneter Verhältnisse dar. 1348 wählten die Gemeindeglieder oder die Gemeinde einen ehrbaren Mann zum Verwalter, der die Einkünfte der Stiftungen für das Fronleichnamtsfest stiftungsgemäss verwenden sollte. Im Jahre 1402 waren vier Kirchenpfleger mit der Verwaltung des Kirchengutes betraut, nicht anders stand es im Jahre 1495, nur dass, wie bei dieser Gelegenheit zu erfahren ist, je zwei in dem Amte abwechselten, indem die alten für ein Jahr zurücktraten und den neuen Platz machten. Die Vermehrung der Kirchenpflege war geboten, sobald das Kirchengut grösser wurde. Wir sind noch in stande, das Anwachsen dieses Gutes einigermaßen zu verfolgen, das noch später, ausser desjenigen von Rümlingen, als das grösste im ganzen Baselbiet bezeichnet wurde. Im Jahre 1348 schenkten der Priester Heinrich Negelin und sein Vater, der ehemalige Vogt der Herren von Tierstein, eine halbe Viernzel Korn, die Gemeinde selbst eine Matte und Heinrich von Bennwil einen Viertel von einem Viernzel Korn, auch das Domkapitel legte aus dem Zehnten jährlich eine Viernzel Korn dazu. In der Folge taten sich namentlich die Vitzdum, die Dienstmannen des Bischofs, durch ihre Gaben hervor. Eine ganze Reihe von Donatoren aus diesem Geschlechte zieht an unserem Auge vorüber, 1357 Herr Hug, 1361 Berchtold, 1369 Heintzmann, 1382 Rudolf und Diethelm, 1452 Hermann. Aus der näheren oder weiteren Umgebung stellten sich andere Leute ein, aus den Dörfern Anwil, Gelterkinden, Wenslingen, Kilchberg, Sissach, Lostorf, Läuelfingen, Ormalingen, Wissen, Känerkinden, Gretzenbach, Olsperg, Wittnau, Buckten, Bennwil, Schöftland, Zeglingen, Rümlingen. Die Aargauer Dörfer sind noch ein deutlicher Hinweis darauf, dass Oltingen früher zum Frickgau gehört hat. Die Namen der Stifter sind nicht mehr bekannt, da das Jahrzeitbuch der Gemeinde verloren gegangen ist. Nur der Vogt von Homburg Werlin Mott, und sein Bruder Hans vermochten sich in der Erinnerung zu halten. Am allermeisten aber ist von Bürgern der Gemeinde Oltingen selbst an die Kirche vergabt worden, ein deutlicher Beweis für ihre gute kirchliche Gesinnung. Ausser Johann Peter Kilchberger, der einen Zins gab von seinem Acker unter der Gänsfluh, und Gertrud Bennwiler, die ein Stück Matten, unter dieser Fluh gelegen, vergabte, und des Langhansen Mutter, die eine Jahrzeit stiftete, tritt uns nur noch einer entgegen, der sich durch eine Schenkung an die Kirche einen Namen machte, Johannes Gysin von Läuelfingen, der Stammvater des Geschlechtes Gysin von Oltingen. Er kam im Jahre 1444 auf einem Karren mit Weib und Kind in Oltingen an und übernahm die Mahlmühle im Dorf. Ein Sohn Hans wurde Kaplan zu Bauggen und Chorcherr zu Schönenwerd, gab aber, als sein Bruder Fridlin starb, seinen geistlichen Stand auf, und wurde an seiner Statt Untervogt. Die Familie Gysin stellte im Laufe der Zeit viele

Untervögte und zeichnete sich auch sonst durch das Gewicht ihres Auftretens aus. Jener Johannes Gysin stiftete für seine Jahrzeit der Kirche und dem Priester einige Gefälle, aus deren Ertrag die Mahlzeiten am Tage der Jahrzeit und ein neues gutes Priesterkleid bestritten wurden.

Von den "unterschiedlichen Pfaffen", welche die Kirche von Oltingen beschenkt haben, sind ausser dem bereits genannten Heinrich Negelin noch Hans Schneider, Sohn des Kunz und der Margret von Anwil, der 1433 für sich seine Eltern, Geschwister und alle Vorfahren und Nachkommen eine Jahrzeit stiftete, und Ulrich Basler bekannt, dessen Erben der Kirche von Oltingen fünf Gulden und die Bibliothek vermachten.

Die Güter lagen in der Hand der Kirchenpfleger oder Procuratoren. Wir sehen sie wiederholt an der Arbeit. Im Jahre 1358 kaufte die Kirche von Oltingen von Elsinna, der Tochter Jahann Frickers von Oltingen, eine Hofstatt zu Oltingen und einige Aecker auf Haggen und Niederholz, um flüssige Gelder sicher und abträglich anzulegen. Im Jahre 1402 wurde auf offener Strasse, vermutlich unter der Linde in Oltingen, ein Verkauf abgeschlossen. Die vier Kirchenpfleger erwarben das den Geschwistern Heinrich, Hans und Biggel von Rossneg gehörige Haus samt Gütern zu Oltingen. Später kauften sie auch einmal vom Gotteshaus Gelterkinden ein Gut, das zwei Hühner und dreissig Bier abtrug. Die Kirchenpfleger waren verpflichtet, die Zinse einzusammeln und zu verkaufen, darüber zu wachen, dass sie stiftungsgemäss verwendet wurden, und das Kirchengut womöglich zu mehren. Im Jahre 1495 beschloss die Kirchengemeinde einstimmig; "fürhin, so man neue kirchenpfleger setzt und erwählt, und dann die alten aus hinlässigkeit exstanzen (Ausstände) auf ihnen noch haben, dieselben exstanzen sollen die neuen nicht auf sich nehmen, sondern die alten sollen die einziehen mit recht oder ohne recht, und die eingezogenen dann den neuen überantworten; wo sie das nicht tun, sollen sie dem gotteshaus den schaden aus ihrem vermögen ersetzen."

Die Jahrzehnte vor der Reformation waren eine Zeit voll Bewegung und Leben. Wir müssen uns daran erinnern, dass in Basel in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Konzil stattgefunden hatte, das eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern durchführen wollte, dass damals eine Zeitlang der Papst in Basel residiert hatte, und damit die Stadt für ganze Zeit zum Mittelpunkt der Christenheit erhoben worden war. Sollte man denn, wenn die Quelle so nahe war, nicht aus ihr schöpfen und trinken? Auch die Gemeinde von Oltingen hatte von dem Strom von Segnungen und Gnaden, der vom Konzil in die Welt hinaus sich ergoss, sich etwas zu sichern gewusst. Das Konzil hatte nämlich allen denen, die am Feste von Mariae Empfängnis an der Messfeier teilnahmen und beichteten, reichlichen Ablass gewährt.

Die Belebung des kirchlichen Sinnes im Jahrhundert vor der Reformation zeigt sich weiterhin in der kirchlichen Bautätigkeit. Im Jahre 1440 wurde die kleinere Glocke im Turm aufgehängt, 3 Jahre später von Meister Hans Peiger von Weissenburg, dem das Basler Münster die grosse Papstglocke vom Jahre 1452 verdankte, die grössere Glocke, wie die Sage berichtet, auf freiem Felde bei Oltingen gegossen. Im Jahre 1454 wurde sogar die Kirche, wenn nicht neu gebaut, so doch in weitgehendem Masse erneuert und mit neuen Türgestellen versehen. Dass auch der Bau des Beinhausleins, das im Jahre 1628 an das Pfarrhaus gehängt wurde, in diese Zeit fällt, ist einigermaßen wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher zu beweisen.

Wichtig aber war noch anderes. Schon früher sah die Kirche von Oltingen Gottesdienste und kirchliche Feiern mit reichen Formen und festlichem Gepränge. Seitdem die Feier des Fronleichnamstages eingeführt war, liess der Leutpriester von Oltingen jedesmal zu den Vigilien des Tages sechs Priester kommen, von denen jeder eine Messe zu lesen hatte. Eine Messe musste für die Verstorbenen und besonders für die zelebriert werden, welche das Fest eingeführt hatten. Den Priestern wurden drei Mahlzeiten bereitet, jeder Priester erhielt einen Schilling; blieb etwas von den Mahlzeiten übrig, so wurde es durch den Verwalter an die Armen verteilt. Dass die Zahl

der Jahrzeiten sich namhaft vermehrte, ist bereits beobachtet worden. Ihren Wert suchte man durch Vermehrung der Priester, die daran teilnahmen, zu steigern. Im Jahre 1461 wurde durch Beschluss der Gemeinde festgesetzt, dass einmal im Jahre, nämlich am 5. Tag nach Hilarius, dem 18. Januar, das Gedächtnis der verstorbenen Seelen, auch aller Wohltäter der Kirche, Lebender und toter, gemeinsam gefeiert werde, und zwar in der Weise, dass die Totenvigilie mit dem Offizium der Totenmesse ~~und-zuletzt~~ gesungen und zuletzt die Messe von der glorreichen Gottesmutter Maria gelesen wurde. Am 19. Juni, dem Tage der Heiligen Gervasius und Protasius, hielt der Leutpriester mit zwei andern Priestern die Jahrzeit des an diesem Tage im Jahre 1494 gestorbenen Pfarrers von Oltingen, Ulrich Basler.

Aber mit der Jahrzeit in der eigenen Kirche begnügte man sich nicht mehr. Man wollte teilhaben an den Segnungen auch anderer Stiftungen, so vornehmlich an der Bruderschaft des Sisgauer Kapitels. Ursprünglich war diese Bruderschaft nur für die Geistlichen gestiftet. Später aber wurden auch Laien in diese Gebetsverbrüderung für den Tod aufgenommen. So finden sich auch Namen von Oltinger Bürgern im Register eingetragen, deren von der Bruderschaft bei ihrem Tode gedacht werden musste. Dass daneben auch der Pfarrer von Oltingen, Heinrich Schumacher, sich einstellte und im Jahre 1517 vier Pfund an die Bruderschaft vergabte, ist ganz in Ordnung. Er hat allerdings davon nichts mehr genossen, da bald darauf das Halten der Jahrzeiten unterlassen und das Vermögen der Bruderschaft zu andern Zwecken verwendet wurde. Er beschloss 80-jährig in Basel im Jahre 1563 sein Leben.

Es hatte indessen gelegentlich seine Schwierigkeiten, die Feste in der vorgeschriebenen Weise zu feiern. Namentlich war es nicht immer möglich, trotz gutem Willen und allen möglichen Anstrengungen für das Fronleichnamsfest sechs Priester aufzutreiben. Darum liess sich die Gemeinde vom Generalvikar des Bischofs, Heinrich Vischer, die Bewilligung erteilen, am Tage, wo die gemeinsamen Jahrzeiten gehalten wurden, die versäumten Messen nachzuholen.

Aber auch in anderer Hinsicht blieb die Gemeinde hinter den vermehrten kirchlichen Leistungen jener Zeit nicht zurück. Es ist überall zu beobachten, wie die Wallfahrtsorte, alte oder auch neue, mit gesteigertem Eifer und vermehrter Zahl aufgesucht wurden. Dem Zuge der Zeit folgend gelobte die Gemeinde, zur Ehre Gottes, des Allmächtigen, und der Mutter Gottes einmal im Jahre, am Markustage, prozessionsweise, ordnungsgemäss und andächtig nach Säkingen zum heiligen Fridolin zu wandern, und einmal im Jahre nach Bözen oder nach Schönthal zu wallfahrten, um die Mutter der Barmherzigkeit und Gnade anzurufen. Wo es an der Begeisterung fehlte, wurde durch die Bestimmung nachgeholfen, dass jede Haushaltung, die sich an den Prozessionen nicht beteiligte, ein Pfund Wachs als Strafe erlegen musste und, wenn sie die Leistung verweigerte, dem weltlichen Gericht zur Bestrafung überwiesen wurde.

Eine neue Zeit kündigte sich aber an. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst verbreitete sich das geistige Leben mit einer bisher nicht gesehenen Geschwindigkeit bis in die letzten abgelegenen Winkel. Jeder, der nur wollte, war nun imstande, um verhältnismässig kleinen Preis aus diesem Strome zu schöpfen. Seit dem Jahre 1473 hatte Johann Ulrich Basler das Leutpriesteramt in Oltingen übernommen. Mit brennender Begierde erwartete er die neuen Erscheinungen auf dem Büchermarkt, die in Basel und anderswo in den Druckereien das Licht erblickten. Manch ein kostbarer Band fand durch ihn den Weg ins Oltinger Priesterhaus. Wie gute Geister umstanden sie ihren frommen, gelehrten und wissbegierigen Herrn oder freuten sich wenn er den einen oder andern vom Gestall herunterholte, um mit ihm besonders Zwiesprache zu halten. Unter all den Büchern war eines von besonderer Bedeutung, Lyranus, Erklärungen zum alten und neuen Testamente, das Werk des gelehrten Franziskanermönches, Niklaus von Lyra. Was diesen Schriftsteller vor andern auszeichnete, war die Nüchternheit und die Fähigkeit der Selbstbeschränkung, bei dem Wortsinn zu bleiben und den ganzen Wust

geistreicher Spielereien und mystischer und dogmatischer Zwischenbetrachtungen fernzuhalten. Diese Art hat es später auch dem deutschen Reformator Luther angetan, der sich eingehend mit Niklaus von Lyra beschäftigte und bei seiner Erklärung des 1. Buches Mose fast Satz für Satz dessen Erklärungen beizog; so könnte das allerdings völlig unzutreffende Witzwort aufkommen: "Si Lyra non Lyrasset, Lutherus non saltasset" (Wenn die Leier nicht gespielt, hätte Luther nicht getanzt). Des Niklaus von Lyra Werk verliess im Jahre 1487 die Druckerei des Henricus Arminiensis in Strassburg. Lange konnte sich der Leutpriester in Oltingen seiner nicht mehr freuen; denn am 19. Juni des Jahres 1494 setzte der Tod seinem Wirken ein Ziel. Allein dass er das Werk mit grossem Interesse studiert hat, beweisen die vielen Randbemerkungen, die er hinterlassen hat. Seine Erben aber vermachten der Kirche von Oltingen fünf Gulden und die ganze Bibliothek. Die Kirchenpfleger nahmen sie in Empfang, schrieben in jedes Buch die Worte: "Sum S. Nicolai in Oltingen, nec muto dominum in aeternum" (ich gehöre S. Niklaus in Oltingen und wechsele in Ewigkeit nicht meinen Besitzer), und übergaben sie dem Leutpriester, der gehalten war, sie bei sich zu verwahren, in ihnen zu studieren, an ihnen sich weiterzubilden und sie in guter Verwahrung und in grossen Ehren zu halten. Dafür hatte aber der Leutpriester am Todestage Baslers auf seine eigenen Kosten die Jahrzeit des Stifters der Bibliothek zu halten. Der erste Priester, der die Bibliothek benutzen konnte, was Johannes Schnyder. Ein grosser Teil der Bibliothek verlor allerdings bald seinen Gegenwartswert und diente mehr oder weniger nur noch gelehrten Interessen, ausgenommen der Lyranus, der hier wie anderwärts auch noch von protestantischen Pfarrern eifrig mag gelesen worden sein. Die Bibliothek war um 1750 noch vorhanden, seitdem ist sie leider verschwunden. Der Lyranus hat sich in der Universitätsbibliothek Basel wieder gefunden. Am selben Orte werden vermutlich auch noch andere Werke aus der Oltinger Bibliothek zu suchen sein.

Abs am 31. Oktober 1517 Dr. Martin Luther an der Schlosskirche in Wittenberg seine 95 Thesen gegen den Ablass anschlug und damit die neue Zeit der Reformation einleitete, da war in Oltingen Heinrich Schumacher Leutpriester. Dass er ein Nachkomme des Liestaler Schultheissen Hans Schumacher (1430 - 1435) gewesen ist, kann miteinigem Grund vermutet werden, ist aber nicht gewiss. Auch kann nicht gesagt werden, wann er nach Oltinger gekommen ist. Johannes Schnyder ist noch 1504 bezeugt, kann aber noch länger seines Amtes hier gewaltet haben. Ob ihm Schumacher unmittelbar gefolgt ist, kann auch nicht mit Sicherheit behauptet werden. Sicher aber ist, dass im Jahre 1517 Heinrich Schumacher Leutpriester in Oltingen war, dass er in diesem Jahre der Bruderschaft des Sisgauer Kapitels, in die schon sein vermutlicher Vorfahr, der Liestaler Schultheiss Hans Schumacher, aufgenommen war, 4 Pfund stiftete und damit bezeugte, dass er ganz in den frommen Anschauungen seiner Zeit lebte! Dass er aber auch, was durdhaus nicht die Regel war, einen durchaus ehrbaren Lebenswandel führte, geht aus der Tatsache hervor, dass er niemals wie so viele seiner Amtsbrüder für irgendwelche Verfehlungen gegen die Ehrbarkeit oder die Ordnung die entsprechende Busse erlegen musste. Wie lange er in Oltingen geblieben ist, ist auch nicht zu erkennen. Zu der Zeit, wo wieder von einem Priesterwechsel in Oltingen die Rede ist, am 8. Juli 1524, da hatte die reformatorische Bewegung im Baselbiet schon ihre starke Wirkung sichtbar werden lassen. Nicht nur in Liestal hatte bereits Stephan Stör die Feier der Jahrzeiten unterlassen, das Evangelium mit Ernst und Treue gepredigt, aus ernster Gewissensnot heraus, nachdem er sich zuvor der Zustimmung seiner Gemeinde versichert hatte, seine bisherige Haushälterin in öffentlichen Kirchgang geheiratet und den Schritt in öffentlicher Disputation in Basel verteidigt. Nicht nur hatte in Liestal die neue Predigt schon Anhänger gefunden, sodass im Frühjahr 1524 einige Bürger während der Fastenzeit Bier und Kutteln gegessen hatten, auch anderwärts war die Bewegung in Fluss gekommen. In Rümlingen hatte der dortige Priester Jerg Stächelin es gewagt, sich offen

gegen die Verordnung des Bischofs aufzulehnen, ohne sich vor angedrohtem Banne zu fürchten, auch in Kilchberg und Rothenfluh waren Priester, welche mit Begeisterung sich der neuen Bewegung hingegeben hatten. Wie es mit dem bisherigen Leutpriester in Oltingen stand, ist nicht klar. Ob er die Gemeinde verliess, weil er anderswohin berufen worden war, oder ob er vom Domkapitel abgesetzt wurde, weil er auch die evangelische Bewegung förderte lässt sich vorerst nicht feststellen. Als neuer Leutpriester kam anfangs Juli 1524 Johann Rudolf Ulrich nach Oltingen. Er war vom Probst, Dekan und Kapitel von Basel gewählt und vom Rate der Stadt bestätigt worden. Da das Kapitel am alten Glauben festhielt, ist es selbstverständlich, dass auch der neue Priester noch ganz katholisch gesinnt war. Die Gemeinde war offenbar mit einem solchen Manne nicht zufrieden, und der Rat von Basel hielt es für angezeigt, den Vogt Offenburg auf Farnsburg anzuweisen, dass er die Untertanen zum Gehorsam gegen den neuen Priester allen Ernstes auffordere. Bald nach seinem Aufzug in Oltingen wurde Johann Rudolf Ulrich durch den Dekan Heinrich Scherer in Sissach nach Liestal beschieden. Der Rat von Basel hatte nämlich am 26. Juli den Schultheissen von Liestal aufgefordert, durch den Dekan sämtliche Priester des Kapitels in Liestal zu versammeln, damit ihnen das Reformationsmandat vom verflossenen Jahre 1523 noch einmal übergeben und eingeschafft werden könnte. Dieses Mandat, das erste Basler Reformationsmandat, war im April oder Mai 1523 erlassen worden. Gegenüber der Verfügung vom vorhergehenden Jahre, auf welche der Bischof und der Rat von Basel sich geeinigt hatten, bedeutete es einen sehr entschiedenen Fortschritt. Denn damals war den Priestern geboten worden, dass sie das Evangelium nur nach der Auslegung der alten Heiligen, nicht nach ihren eigenen Köpfen und im Gegensatz zur Schrift, auch nicht gegen die bewährten Bräuche der Kirche und den Gebrauch der Sakramente predigen sollten. Auf dem Reichstag von Nürnberg 1522/23 war eine Formel vorgeschlagen worden; wonach die Prediger verpflichtet sein sollten, "das heilige Evangelium nach bewährten Schriften und nach Auslegung der vier Lehrer, nämlich Hieronymi, Augustini, Gregorii und Ambrosii, zu lehren." Von Markgraf Albrecht von Brandenburg aber war damals der Vorschlag gemacht worden, die vier Namen zu streichen und statt "nach Auslegung der vier Lehrer" zu setzen: "und christliche Auslegung". Es war also wirklich ein Fortschritt, wenn das Basler Mandat im Anschluss an das von Zürich verfügte, dass die Pfarrer annemen werden, nüt anders dann allein das heilige evangelium und leer Gottes, fry öffentlich und unverborgen, desgleichen was sie trüwen können und mögen durch die ware heilige geschrift, als nämlich durch die vier Evangelisten, den heiligen Paulum, Propheten, und Bibel, und in summa durch das alt und nūw testament beschirmen, bybringen und beweren, und alle andere leeren, disputation, und stempanien, den heiligen evangelien und geschrifften (wie vorgemeldet) ungemäss, sy syen von dem Luther, oder anderen doctoribus, wer die syen, geschriben oder usgangen, gantz und gar unterlassen, die nit predigen, allegieren oder uff den cantzeln dem gemeynen volck meldung darvon thun, sonder neben sich stellen, und deren nit gedencken." Was also auf dem Reichstag zu Nürnberg von Markgraf Albrecht von Brandenburg gewünscht war, das ist hier den Bürgern und Untertanen Basels bewilligt: Die Predigt des Evangeliums gemäss der heiligen Schrift. Verboten war nur die Berührung auf Luther und andere Doktoren und die offene oder versteckte Beschimpfung der Gegner. Wieweit der neue Pfarrer von Oltingen von der Erlaubnis des mandats, das Evangelium zu verkündigen, Gebrauch machte, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls setzten bald darauf unruhige Zeiten ein. Am Anfang des Jahres 1525 wurde der Leutpriester von Rothenfluh, Johannes Stückli gefangen gelegt, weil er die Heiligen in der Kirche von Rothenfluh in Stücke zerhauen und umgestürzt hatte. Kurze Zeit darauf brach der Bauernkrieg aus, an welchem sich auch die Untertanen des Farnsburgeramtes lebhaft beteiligten. Die Artikel, welche sie der Obrigkeit von Basel eingaben, sind ein beredtes Zeugnis für die Begeisterung, mit welcher die Bewegung aus Deutschland in den Bauerngemeinden des Baselbiets Eingang fand. Die fünf ersten Artikel sind in-

haltlich dieselben wie die der schwäbischen Bauern. Für uns kommen hier nur diejenigen in Betracht, die sich mit der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse befassen. Im ersten Artikel verlangten die Untertanen des Farnsburgeramtes und mit ihnen also auch die Oltinger die Gewalt, die Pfarrer zu setzen und zu entsetzen. Im zweiten stellten sie die Forderung, dass sie in Zukunft nur noch die Kornzehnten abliefern müssten und dass dieser nur noch für den Unterhalt der Pfarrer dürfe verwendet werden. Der letzte Artikel verlangte die Aufhebung des Bannes. Basel rief die Vermittlung der Nidgenossen von Zürich, Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn an. Am 8. Mai fanden die Besprechungen einen vorläufigen Abschluss. Basel erklärte sich am 15. Mai zu der Zusicherung bereit, dass in allen seinen Aemtern das göttliche Wort gemäss dem Mandat, vom Jahre 1523, gepredigt und dem gemeinen Volke zu der "Ere Gottes lieb, leid und einigkeit des nächsten trüwlich verkündigt werden solle", versprach sodann, ein treu Einsehen zu tun, damit die Leutpriester von dem grossen Zehnten versehen, "also das sy ir zimbliche narung haben und nit wie bitzher beschehen, ir narung mit beschwerd der underthanen suchen massen, " und zuletzt, nicht mehr zu gestatten, dass die Pfarrer oder Leutpriester auf Lebenszeit eingesetzt würden, sondern unter der Bedingung, "so ein priester unbehürlich handelt, das dan die so die pfarrer zu setzen gewalt haben, denselben wider hinweg zu tun, doch allezeit mit der oberkeit wissen und willen." "Der Bann", so wurde endlich beschlossen, "soll hiefür umb schulden nit mehr geprucht werden". Am 17. Mai wurde in Sissach mit den Untertanen des Farnsburgeramtes verhandelt. Soweit die kirchlichen Fragen in Betracht kamen, machte sich kein Widerspruch mehr geltend, aber mit den Vorschlägen für die politische Neuordnung waren sie nicht einverstanden; sie verlangten weitere "Mölderungen", und versprachen, auf den folgenden Tag nach Liestal Antwort zu geben. Am 19. Mai sassen die Räte in Basel wieder beisammen. Tags darauf wurde mit den Aemtern wieder verhandelt. Auch jetzt wurde noch keine Einigung erzielt. Die Bauern stellten, wie die Laufenthaler und Birsecker es getan hatten, die Forderung, dass die Stadt Basel die Kosten der Bauernerhebung auf sich nehme. Dazu konnte sich Basel nicht entschliessen. Am 29. Mai beschlossen die Räte, den Bauern diese Forderung rundweg abzuschlagen, und wenn die Bauern darauf beharren sollten, lieber die Verhandlungen abubrechen. Dieser Festigkeit gegenüber liessen die Bauern ihre Forderung fallen. Am 1. Juni schworen die Untertanen des Farnsburgeramtes bei Gott und den Heiligen der Stadt Basel wieder Treue und erhielten nun ihren Freiheitsbrief. Von den politischen Errungenschaften, der Aufhebung der Leibeigenschaft, des Erlasses des kleinen Zehntens u. a. abgesehen, hatten sie allerlei erreicht. Es war ihnen um die Verkündigung des Wortes Gottes, "so do ist ein spyss der seelen", zugesichert; sie erhielten die Zusicherung von Basel, dass, "wenn sich ein priester ungepürlich haltet, dass wir inne dann dannen tun und die, so die lychung zustat, einenn andern bequemlichen, geschickten priester, so unns unnd den underthanen anmuthig sye, dahin verordnen lassenn"; ebenso dass die Bannbriefe in Schuldsachen abgeschafft wurden, wies bereits in Basel geschehen war. Dabei ist vor allem bemerkenswert, wie dem Bischof ein Recht nach dem andern aus der Hand genommen wurde, einmal die Investitur und sodann der Bann, ohne dass der Rat von Basel es gewagt hätte, beides in vollem Umfange für sich in Anspruch zu nehmen.

Der Bauernkrieg hatte das Landvolk erst recht in Bewegung gebracht und in seiner Weise nun auch die Herzen für die Predigt des Evangeliums empfänglich gemacht, wie der Pflug den Acker für den Samen bricht. Mit neuer Kraft traten jetzt die religiösen Fragen wieder in den Vordergrund. Der Leutpriester von Kilchberg ging vom blossen Reden zur Tat über. Er unterliess es, die Messe zu lesen und die Jahrzeiten zu halten. Der Rat von Basel sprach ihm am 9. Sept. sein Befremden aus und drohte mit seiner Absetzung, falls er nicht wie bisher sein Amt versehen werde. Am 17. Okt. 1525 trat in Sissach das Kapitel unter dem Dekan Heinrich Scherer von Sissach zusammen. Der Pfarrer Jerg Stächelin von Rümlingen trat mit Ent-

schiedenheit gegen das heilige und hochwürdige Sakrament des heiligen Fronleichnams und Bluts des Herrn Jesu Christi, gegen die Fürbitte der heiligen und der Muttergottes und gegen das Fegfeuer auf. Er fand Zustimmung, aber auch Widerspruch, namentlich der Dekan trat ihm entschieden entgegen.

Allein die evangelische Bewegung liess sich nicht aufhalten. Sie fand vielmehr einen neuen Antrieb durch das Auftreten der Täufer, die sich seit dem Sommer 1525 in Basel und etwas später auch auf der Landschaft bemerkbar machten. Ausser in Liestal und Umgebung wurde namentlich das Homburgertal von der neuen Strömung erfasst. Oltingen freilich scheint ganz unberührt geblieben zu sein. Denn es wird kein Fall bekannt, dass ein Täufer aus Oltingen vor Gericht in Basel erschienen wäre. Dagegen zeigen sich die Nachwirkungen des Bauernkrieges in Wenslingen. Frau Agnes, Königin von Ungarn und Aebtissin des Klosters Königsfelden, die Tochter des ermordeten Königs Albrecht von Habsburg, hatte im Jahre 1327 einige Gefälle von Bruder Ulrich dem Ritter und Kommentur des Hauses St. Johann, des Spitals von Jerusalem, nahe bei Rheinfelden erworben. Das Dorf hatte seitdem an das Kloster Königsfelden allerlei Abgaben zu leisten gehabt. Allein die Landleute wiegerten sich nun, ihrer Pflicht nachzukommen. Die Aebtissin beschwerte sich beim Räte in Bern; dieser forderte den Rat von Basel auf, seine Untertanen in Wenslingen zur Bezahlung der Zinse anzuhalten. Allein das Eingreifen bewirkte das Gegenteil. Die Wenslinger sperrten sich je länger je mehr und handelten verächtlich mit dem Hofmeister des Klosters. Am 30. Juli 1527 sah sich der Rat von Bern noch einmal veranlasst, zu vermitteln und verlangte die Bezahlung der Zinse und Rückerstattung der Kosten, welche dem Hofmeister aus seinen Massnahmen erwachsen waren. Ob er Erfolg gehabt hat, lässt sich nicht erkennen. Eine Zeitlang blieb es in der Landschaft verhältnismässig ruhig. Allein im Herbst 1527 machte sich von neuem ein Vorwärtsdrängen evangelisch gesinnter Priester geltend. Im Sept. erliess darum der Rat ein Mandat, das jedem Priester bei Verlust der Pfründe zwang, Messe zu lesen. Damals hatte ohne Zweifel der Priester Johann Rudolf Ulrich Oltingen bereits verlassen; an seine Stelle war Matthäus Hiltprand von Brugg getreten. Er war entschieden evangelisch gesinnt. Sollte er sich gegen das Mandat des Basler Rates auflehnen? Was hätte er damit erreicht? Nichts anderes, als was der Pfarrer von Reigoldswil erreichte, der dem Mandat zum Trotz die Messe zu lesen unterlassen hatte und darum, weil er sich nicht dazu verstehen wollte, zum alten Brauchen zurückzukehren, das Land verlassen musste. Matthäus Hiltprand hielt also in Geduld an sich. Gegen Ende des Jahres wurde von Bern zu einer Disputation eingeladen. Nun regte sich auch im Baselbiet alles, was von Priestern evangelisch gesinnt war. Die entschiedensten entschlossen sich, an die Disputation nach Bern zu reisen, Johannes Grell von Kilchberg, Matthäus Merk von Buus, Johannes Stucki von Rothenfluh und schliesslich auch Matthäus Hiltprand zu Oltingen an der Schafmatt. In Bern hatten die Männer Gelegenheit, mit den Führern der evang. Bewegung in persönlich Berührung zu kommen, mit Ulrich Zwingli selbst, dann mit Oekolampad, mit Bucer und Capito von Strassburg, mit Ambrosius Blaurer von Konstanz, Joachim Vadian von St. Gallen und Berchtold Haller von Bern. Am 6. Jan. 1528 wurde die Versammlung eröffnet. Da wurden all die Fragen verhandelt, welche auch die Pfarrer der Landschaft schon so ernstlich bewegt und erregt hatten. Es wurde als unbiblich bestritten, "dass Christi Leib und Blut im Abendmahl wesentlich und leiblich empfangen werde", und die These verfochten, "dass die jetzt gebräuchliche Messe, als ein Opfer für Lebendige und Tote, der Schrift zuwider, dem Opfer Christi eine Lästerung und um der Missbräuche willen ein Greuel vor Gott sei." Es wurde gekämpft gegen das Fegfeuer, gegen die Verehrung der Bilder, namentlich aber auch gegen das Verbot der Priesterehe und gegen die Unkeuschheit der Priester, welche die 10. These, genau nach der 4. These Stephan So Störs, verurteilte. Die Wirkung der Berner Disputation zeigte sich nicht nur im grossen, in der Durchführung der Reformation im mächtigen Bern, sondern auch im kleinen. An verschiedenen Orten, wo Teilnehmer an der Berner Disputation als Pfarrer wirkten, wurden im folgenden Frühjahr die Bilder gestürzt, so in Laufen, wo der ehemalige Pfarrer von Reigoldswil, Jerg

Battenheimer, für das Evangelium eintrat, oder in Therwil, wo der Pfarrer Simon Weber an Pfingsten predigte, dass Gott das Holz im Walde nicht zur Anfertigung von Bildern, sondern zum Feuermachen wachsen lasse, und damit einen deutlichen Wink gab, was mit den Bildern zu geschehen habe. Auch die Pfarrer am Fuss der Schafmatt schwiegen ohne Zweifel nicht stille, sondern predigten entschiedener als je vorher gegen Messe und Bilder. Das ist ohne weiters von Johannes Grell in Kilchberg und Johannes Stucki in Rothenfluh anzunehmen, ist aber auch ganz gewiss bei Matthäus Hiltprand in Oltingen. Hat er doch in Bern es ausgesprochen, dass er "alle artickel grecht" halte. Er trat mit seiner Ueberzeugung hervor, so offen und entschieden, dass das Domkapitel in Basel ihn abberief. Das Domkapitel sandte nun einen andern Priester, der die gefährdete Gemeinde für die katholische Kirche retten sollte. Dass er mit "guter lehre und ehrbarem wesen sich in Oltinge halten werde", wäre der Gemeinde willkommen gewesen, aber dass er "nach christlicher Ordnung", wie der Bischof sich ausdrückte, Messe zu haben geneigt war, bestimmte die Gemeinde, seine Annahme abzuschlagen. Sie wandte sich gemäss dem Freiheitsbrief des Farnsburgeramtes an den Rat in Basel und beschwerte sich darüber, dass ihnen die Messe wieder aufgezwungen werde. Der Rat legte ihnen nahe, ja ermunterte die Gemeinde, selbst nach einem Pfarrer nach ihrem Sinne sich umzusehen, der gar nicht Messe halte. Der katholische Priester wurde von der Gemeinde hintertrieben, er konnte sich in Oltingen nicht halten. Das Domkapitel beschwerte sich hierauf beim Bischof, und der Bischof Philipp von Gundelsheim sprach am 29. mai 1528 von Pruntrut aus sein Bedauern aus, dass der Rat von Basel nicht an seinem Mandat gegen die Abschaffung der Messe festhalte, an welchem er so grosses Gefallen gehabt habe und das auch ohne Zwäffel der Stadt zu Ehren und zum Guten gereicht hätte, und forderte den Rat auf, das Domkapitel bei der Leihung der Pfründe in Oltingen unentsetzt bleiben zu lassen und den Oltingern nicht zu gestatten, davorzu sein, dass messe gehalten werde. Die Antwort des Rates ist nicht bekannt. Allein die Gemeinde setzte es durch, dass sie einen evangelischen Pfarrer, Peter Beck, erhielt. Peter Beck gehörte zu den evangelischen Pfarrern der Landschaft, an welche am 13. Nov. 1528 Oekolampad seinen Hirtenbrief sandte, um sie zu immer treuerer Verkündigung des Evangeliums durch Wort und Leben und zu festem Zusammenhalten in Eintracht und fleissigem Besuch ihrer Versammlungen zu ermahnen. Er erlebte nun auch bald die Durchführung der Reformation in Stadt und Land Basel. In den Tagen von 10.-12. Febr. 1529 vollzog sich in Basel der Umschwung. Um falschen Vorstellungen zu begegnen, als ob die Reformation nur eine Befreiung von äussern Lasten bedeute, und um die neue Ordnung mit aller Ruhe einzuführen, erging am 23. Febr. an alle Vögte die Weisung, dass alle Zinsen und Zehnten auch nach der Aenderung bezahlt werden müssten, und dass alle Kirchenzierden, Kelche und Messgewänder von dem Vögten und Gemeinden beschrieben und verwahrt werden müssten. Am 1. April aber wurde für Stadt und Land die Reformationsverordnung erlassen, welche die kirchlichen Verhältnisse neu ordnete.

Wie bisher, so zeigte sich auch jetzt, dass die Gemeinde nicht nur von aussen sich schieben liess, sondern dass sie bei der Gestaltung der Verhältnisse selbsttätig mitwirken wollte. Bisher hatte das Domkapitel den Zehnten eingenommen, "die pfarr auch mit seelsorgern oder pfarreren versehen, desglich ouch das pharus sampt der zugeheerden als wittumb und anderes in gewonlicher buw und eren" erhalten. Alle diese Rechte wünschte nun die Gemeinde an sich zu bringen. Sie trat darum mit dem Domkapitel in Verbindung. Am 15. mai 1529 fand in der Herberg zum Hasen in Neuenburg im Breisgau eine Verhandlung statt. Vom Domkapitel waren erschienen Peter Rich von Richenstein, Cornelius von Lichtenfels, der Schulherr Dr. Jakob Byhelschmidt und der Dekan Jakob von Pfirt. Die Gemeinde Oltingen hatte Hans Gysin, den Müller, und Hans Simon abgeordnet. Man gewinnt ordentlich Respekt vor diesen beiden Männern, welche nicht nur den Mut hatten, mit diesen in jeder Hinsicht gewandten und erfahrenen Männern in Unterhandlung zu treten, sondern auch imstande waren, die Verhandlungen zu einem erfreulichen Abschluss zu bringen. Hans Gysin war offenbar von jeher der Ansicht gewesen,

dass Wissen Macht ist. Darum hatte er seinerzeit seinen Sohn nach Sissach, vermutlich zu einem Verwandten, dem Kaplan Niklaus Gysin, gebracht, und hatte "für sein Kind Johannes Gysin, den Schüler, der im Jahre 1504 in Sissach sich aufhielt und 1518 in Basel Theologie studierte, einen Gulden in Gold an die Kirche von Sissach gestiftet. Der Müller Hans Gysin war also offenbar der rechte Mann, um für die Gemeinde die Verhandlungen zu führen. Die Abgeordneten wurden eins, dass das Domkapitel der Gemeinde Zehnten und Kirchensatz pfandweise um 1600 Gulden überlasse. Beide Teile sollten zu Hause Bericht erstatten, und acht Tage später sollte die definitive Antwort erfolgen. Der Oltinger Vogt und die Geschworenen wurden aufgefordert, dem Kapitel behilflich zu sein, dass es zu seinen ausstehenden Guthaben in Oltingen gelange. Die Abrede fand beiderseitige Zustimmung; der Vertrag kam zustande; Oltingen verpflichtete sich, tausend Gulden in bar zu hinterlegen und die übrigen 600/ Gulden zu 5% mit 30 Gulden zu verzinsen. Am 5. Juni 1529 hatte jedoch Oltingen erst 600 Gulden einbezahlt. Unterdessen hatte die Stadt von dem Handel Kenntnis erhalten. Der Rat verlangte, dass die 600 Gulden beim Stiftsschaffner liegen gelassen würden, und dass die Oltinger in der Sache einen Ratsbescheid erwarteten. Oltingen teilte die Weisung Basels dem Domkapitel mit. Die Absicht Basels war klar. Die Stadt wollte das Geld nicht dem Domkapitel ausliefern, an welches es mancherlei Forderungen hatte. Das Domkapitel hatte aber ebensowenig das Geschäft für die Kasse Basels besorgen wollen. Sonst hätte es "so viel beredens und schreibens wol über syn und sparen mögen". Es suchte darum den Handel rückgängig zu machen. Es erklärte, nicht gewusst zu haben, dass Oltingen nicht "gewaltig" gewesen sei, sonst hätte es die Sache nicht vorgenommen, machte auch geltend, dass die Gemeinde statt 1000 erst 600 Gulden hinterlegt habe, und erbotsich, die Summe zurückzugeben und den Zehnten wieder an sich zu ziehen. Der Schaffner des Kapitels verhandelte darauf persönlich mit der Gemeinde. Basel gab die Zusage nicht, dass die 600 Gulden zum Nutzen des Kapitels verwendet würden. Das Kapitel vernichtete darum die Abrede und gab seinem Schaffner Auftrag, die 600/ Gulden der Gemeinde wieder zuzustellen, verlangte auch am 10. Sept., dass man das Kapitel des Zehntens halb "friddige" und ihn oder seinem Wert ihm ablicfere. Allein die Gemeinde gab, was sie einmal gewonnen hatte, nicht wieder aus der Hand, und das Kapitel musste sich schliesslich dazu bequemen, der Gemeinde ihren Gewinn zu lassen. Allein auch die Gemeinde behielten den Zehnten nicht für längere Zeit. Am 25. Mai 1531 kauften die Pfleger der hohen Stift den Oltingern den Zehnten um 2000 Gulden ab. Basel verpflichtete sich, wie vor altersher dem Leutpriester drei Viernzel Früchte, nämlich zwei Viernzel Dinkel und einen Viernzel Haber, zukommen zu lassen. Erst im Jahre 1533 erfolgte im Beisein des Junkers Hermann Offenburg die endgültige Abrechnung. Die Stadt zahlte der Gemeinde 700 Gulden, übernahm die Verzinsung der 1000 Gulden, welche die Oltinger bei ihrem Kirchengut zur Bezahlung des Zehntens aufgenommen hatten und versicherten es durch genügsame Verschreibung. Die letzten 300 Gulden verzinst die Stadt der Gemeinde mit 5%. Die Gemeinde hatte also ein ganz respektables Geschäft gemacht. Die Stadt gab aber der Gemeinde noch obendrein 12 Pfund "für briefkosten", welche sie beim Kauf des Zehntens gehabt hatten. Als im Jahre 1583 der Bischof Christoph von Blarer der Stadt Basel gegenüber seine alten Rechte geltend machte, da beanspruchte er auch den Zehnten von Oltingen, von dem behauptet wurde, dass er 200 Stück betrage. Er drang jedoch mit seiner Forderung nicht durch und musste sie nach dem Entscheide von Baden endgültig fallen lassen.

Auch in einer andern Frage setzte die Gemeinde ihren Willen durch. Am 11. Mai 1529 wurde in Basel die erste Synode gehalten. An ihrerschien auch der Oltinger Pfarrer Peter Beck. Die Gemeinde hatte aber irgendwie zu verstehen gegeben, dass sie einen andern Pfarrer haben wollte. Es wurde darum an der Synode beschlossen, dass die Gemeinde auf Mittwoch, den 19. Mai zwei Geschworene nach Basel schicken sollte, damit sie berichten könnten, wum sie ihn nicht dulden wollten. Auch Peter Beck musste erscheinen. Was damals in Basel alles verhandelt wurde, ist nicht bekannt.

Sicher ist nur soviel, dass Beck schon in der nächsten Zeit Oltingen verliess und Pfarrer zu Münzach wurde, wo er mindestens bis zum Herbst 1531 blieb. Wir erfahren freilich über ihn gar nichts mehr, als dass er einmal in Basel am 30. Juni 1530 in einem Streite als Zeuge erscheinen musste. Beck hatte einmal mit dem Liestaler Schulmeister Hans Ruchenacker im "Pilgerstab" zu Basel zu Imbiss gegessen, hatte dort Dr. Alexander Sytz, einen etwas unruhigen Mann, getroffen und war mit ihnen guter Dinge gewesen. Als sie weggegangen waren, war vordem Hause Hans Jakob Breitschwert zu ihnen gekommen. Der Doktor, von dem Manne gestossen, hatte ihn zur Rede gestellt "Warum stossest du mich?" - indem hatte Hans Jakob gezuckt "zu dem Doktor schlagen wollen", aber er war von Ruchenacker daran gehindert und in ein Haus gestossen worden. Der Streit hatte ein gerichtliches Nachspiel.

Der Nachfolger Becks in Oltingen war Meister Hans Huser. Wir erfahren indessen ausser dem Namen eigentlich nichts von ihm. Allein es darf ihm vielleicht doch ein Anteil an der evangelischen Bewegung in den naheliegenden solothurnischen Gemeinden Kienberg und Lostorf zugeschrieben werden. Als nämlich im November 1529 und noch einmal im Januar 1530 die solothurnischen Gemeinden sich darüber auszusprechen hatten, wie sie es mit der Reformation halten wollten, da erklärten die Lostorfer: "wollen alles wegtun, Messe und Bilder, man besetze denn mit biblischer Schrift, dass es recht sei," und bei der zweiten Abstimmung lautete ihre Erklärung: "haben sich ein hellig erklärt, dass sie bei der vorigen Antwort bleiben wollen; sie wollen weder Messen noch Bilder haben, denn allein das lautete klare göttliche Wort; was dasselbige vermöge, dem wollen sie geleben. Begehren, dass man die Priester aneinander weise, damit man eins werden möge." Noch schroffer tönte es aus Kienberg herüber: "wollen die Messe nicht, die Bilder irren sie nicht, sie begehren einen Priester, der ihnen das Gotteswort verkündige, weil der ihrige zu alt und ungeschickt sei." In der zweiten Abstimmung liessen sie sich noch radikaler vernehmen: "Sind des Willens wie vormals, dass sie die Messe nicht haben wollen, weder gesotten noch gebraten, und die Bilder wollen sie auch wegtun. Sie bitten, dass die Herren von Solothurn sie mit einem Priester versehen wollen, indem sie keineswegs versehen seien, weil der jetzige Priester ganz an Kindesstatt sei." Dass die Kienberger den Spott gegen die Messe nicht selbst erfunden, sondern von den Prädikanten aus dem Baselbiet, die bei ihnen Propaganda machten, übernommen haben, mag wohl richtig sein, dass er von ihnen sogar diktiert worden sei, lässt sich nicht nachweisen. Aber das ist tatsächlich nicht zu leugnen, dass die energische Sprache der Kienberger wie ein Echo klingt aus der entschiedenen evangelisch gesinnten Ecke des Baselbiets. Glücklicherweise haben die Solothurner Nachbarn nicht nur das Nein der Auflehnung gegen bisherige kirchliche Sitte und Ordnung, sondern auch das kräftige Ja des lautereren göttlichen Wortes vernommen.

Ziemlich spät machte sich in der Gemeinde die Täuferbewegung geltend. Die Obrigkeit sah sich im Jahre 1530 veranlasst, die Täufer im Baselbiet fangen zu lassen, da sie sich immer mehr ausbreiteten. Allein 40 Männer von Rothenfluh sowie 11 Männer von Anwil, welche beiden Dörfern damals noch unter der Oberherrlichkeit des Hauses Oesterreich standen, gaben sich das Wort, den Täuferr nichts zu tun und sie nicht einzufangen, gewährten ihnen vielmehr Aufenthalt. Unter den Anwilern befand sich auch der Vogt Heini Schaffner und der Geschworene Michel Krafft. Anfangs 1530 wurden alle diese Männer gefangen nach Basel geführt und in die verschiedenen Türme der Stadt gelegt. Gegen einen Eid, in Zukunft den Täuferr keinen Aufenthalt mehr zu gewähren, wurden sie am 11. Februar entlassen. Sie wurden jedoch um 5 Pfund, Vögte, Geschworene und Amtleute sogar um 10 Pfund gebüsst. Die hohe Strafe ist auffällig. Man gab ihnen damit zu verstehen, dass die Strafe sehr milde ausgefallen sei, da sie wegen ihres Ungehorsams eigentlich das Leben verwirkt hätten; allein man nehme an, dass sie "aus einfältiger Dornheit" gehandelt hätten und von den verführerischen Täuferr also verführt worden seien. In Anwil scheint die Strafe ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben, denn es ist später von Täuferr in dem abgelegenen Bergdorfe

nicht wieder die Rede. Es mag aber auch zur Ueberwindung der Täuferbewegung in Anwil beigetragen haben, dass im Jahre 1534 das Haus Oesterreich die hohe Herrlichkeit und Gericht der beiden Dörfer Rothenfluh und Anwil samt den Leuten, die in dem Dorfe sassen, der Stadt Basel zu Händen stellte. Denn von nun an war die Stadt imstande, die Zügel der Regierung strafbar anzuziehen.

Hans Muser blieb noch bis zum Jahre 1537 Pfarrer in Oltingen. Was aus ihm geworden ist, ist unbekannt. Sein Nachfolger war Peter Brem aus Bregenz. Ausser seinem Namen hat sich aber keine erkennbare Spur seiner Wirksamkeit erhalten, wiewohl er mehr als ein Jahrzehnt, bis zum Jahre 1549, in Oltingen sich aufgehalten hat.

Die Zeit der Reformation fand in Oltingen ihren Abschluss in einem Beschluss des Rates von Basel vom 7. Februar 1540. Demselben wurde verfügt, dass, was an der Kirche selbst zu bauen sei, von der Gemeinde aus dem Kirchenvermögen müsse bestritten werden, was aber am Pfarrhause Notwendiges zu bauen, das sollte der Rat, als der die Zehnten einnehme, in seinen Kosten machen lassen. Dagegen sollten die Pfarrherren zu Oltingen das Pfarrhaus in Ehren halten, wie es einem jeden übergeben werde, dazu auch die Pfrundgüter in der rechten Weise unterhalten.

So war äusserlich durch die Neuordnung der ökonomischen Verhältnisse für die Bedürfnisse der Kirche gesorgt; die Hauptsache war freilich nicht die äussere Organisation der Kirche, sondern der Geist, der diese erfüllte, durchdrang und belebte. Dass es der rechte Geist war, das musste die Gemeinde im Verlauf ihrer Geschichte durch die Jahrhunderte beweisen, dafür muss sie heute noch ein lebendiges Zeugnis geben durch ihren am Evangelium genährten und gefestigten Glauben und ihre für alle Bedürfnisse und Nöte christlicher Brüder in der Nähe und Ferne aufgeschlossenen Liebe.

Basellandschaftliche Zeitung

Tagblatt von Baselland

Inzeratenpreis: Die kleinstmögliche Zeitdauer...

Abonnementspreise: per Quartal für Basel...

Ausland: Bei der Post bestellt: Fr. 3. 20 per Quartal...

Inzeraten-Annahme für Baselland und Nachbarregionen...

Erstes Blatt.

Die Notlage des Fabrikarbeiters.

(Eingeliefert.)

Etwas über die Verteuerung der Lebensmittel, imbezug auf die gewerbetreibende Bevölkerung...

Zweck dieser Zeilen ist nicht, das Mißverhältnis zwischen diesen beiden Richtungen zu vergrößern...

War schon vor dem unfeligen Männer mordenden Krieg und vor den Höchstpreisen der Nahrungsmittel das Los obgenannter Klasse kein beneidenswertes...

Nun rechne sich jeder selbst was mit diesen kolossalen Mitteln alles gekauft werden kann...

Nun, — wird mir einer sagen: „Da, es wäre schon so, es wäre alles recht, wenn es nur mit der Not und dem Jammer so wäre wie da geschildert wird.“

Da tritt in jeglicher Zeit die Barzahlung für solche Leute als fast unausführbar auf, ist aber äußerst heilsam...

Da geht so ein Mädchen von ca. 15 Jahren an in die Fabrik, wo es im Auftrage oder Tagelohn 9, 10 oder 11 Stunden arbeitet...

Der Fall von Millbank. Von George Dyre Eldridge. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Fr. Bernh. Müller.

Nachdem Mc Manus gegangen war, stellte Trafford die Ergebnisse seiner dreiwöchigen Arbeit zusammen...

ner (die vielfach auch Schuld sind) ins Wirtshaus laufen und sich da — mit ihrem Geld? — etwas zu Gute tun.

Allerdings gibt es auch da löbliche Ausnahmen. Der große Haufe dagegen ist eher auf Vergnügen und Bitter gestimmt...

Es wird geflagt, wenn der Boden sein Bewächs gegeben, wenn die Bäume voll und im Stall alles in bester Ordnung ist...

Wenn dann ein Bauer mit seiner Milch, statt dieselbe bei diesem großen Milchmangel in die Käseerei zu liefern...

Also kommen wir zu dem Schluß, daß auch der Fabrikarbeiter von Teufelswegen mehr verlangen sollte, wenn er könnte...

Was kostete vor 5 Jahren ein Ei? 8—10 Cts., jetzt 25—30 Cts., 1 q Kartoffeln? ca. 8 Fr., jetzt 20 Fr.; 1 q Mehl? 10—14 Fr., jetzt 20—45 Fr.;

Tag legen, indem vielleicht mit einem weitem Ausschlag bis Ende des Kriegs, der, so Gott will, bald ein Ende nimmt...

Die Reformation in Oltingen.

Von Fr. D. R. Gauß.

(Schluß.)

Allein auch die Gemeinde befehlt den Zehnten nicht für längere Zeit. Am 25. Mai 1531 kauften die Pfleger der hohen Stifft den Oltingern den Zehnten um 2000 Gulden ab...

Nach in einer andern Frage setzte die Gemeinde ihren Willen durch. Am 11. Mai 1529 wurde in Basel die erste Synode gehalten...

Der Nachfolger Bedts in Oltingen war Meister Hans Hüser. Wir erfahren indessen außer dem Namen eigentlich nichts...

mehr zu haben und traf alle Anstalten, das Flußufer und alle feuchten Stellen von Millbank ab bis zur Fähr zu durchsuchen.

Den praktischen Teil der Durchsuchung konnte er andern überlassen; für ihn gab es anderes zu tun, und bis spät in die Nacht hinein war er in seinem Hotelzimmer mit dem Gegenstand beschäftigt...

„Ich kämpfe gegen meine eigene Ueberzeugung,“ sagte er fast klagend, „statt daß ich mich ihr hingebende und ihr freien Lauf lasse.“

So kam es, daß ihm die Nacht keine Hilfe brachte und er sich am nächsten Morgen ohne jenes Gefühl gehabter Ruhe erhob...

An einer winzigen Wiese, die sich wie ein grüner Streifen an einer Biegung des Flusses entlang zog, war etwas von dem zurücktretenden Wasser angeschwemmt worden...

dem Junihimmel entgegen, vor ihr glitzerte der Fluß im Scheine der Sonne, und auf der andern Seite lag die braune Ackererde...

Trafford und der Doktor traten hinzu und nahmen eine genaue Untersuchung des abstoßenden Dinges vor.

Der Coroner folgte ihnen. „Was halten Sie davon?“ fragte er.

„Er ist ein Kanadier — ich möchte sagen, ein Holzflößer,“ verfechtete der Arzt, „ein Arbeiter auf jeden Fall.“

Oltingen, den 5. Sept~~r~~. 1951.

Sehr geehrter Herr Eglin,

nun ist es also möglich geworden, die ganze Abhandlung aus den alten Zeitungen abzuschreiben und Sie erhalten, wie Sie wünschten natürlich auch ein Exemplar.

Herr Eglin, ich danke Ihnen herzlich dafür, dass Sie mich auf diese Abhandlung aufmerksam machten.

Ich hörte, dass Sie nicht ganz gesund seien, wenn es wahr sein sollte, dann wünsche ich Ihnen von Herzen gute Besserung.

Herr Eglin, herzlichen Dank!

Freundlich grüsst Sie mit Hochachtung



Die Reformation in Oltingen.

Vorbemerkung der Redaktion. Herr Pfarrer D. K. Gauß in Dietsal hatte die Freundlichkeit, uns den Vortrag über die Reformation in Oltingen zum Abdruck in diesem Blatte zu überlassen. Bekanntlich wird im Lauf dieses Jahres das 400jährige Jubiläum der Reformation gefeiert. Historische Darstellungen aus der Reformationszeit dürfen deshalb gegenwärtig auf allgemeines Interesse rechnen. Daß die Entwicklung der großen Bewegung innerhalb einer Gemeinde besonders anziehend ist, braucht keines Nachweises; dieser wird durch die nachfolgende Darstellung zur Genüge erbracht. Warum speziell von Oltingen die Rede ist, wird der Leser aus der Einleitung des geschätzten Bearbeiters unserer Reformationsgeschichte ersehen.

Es sind nur wenige Gemeinden des Baselpbiets, in welchen sich das Auftreten und das sieghafte Fortschreiten der Reformation, jener religiösen Erneuerung, deren 400jähriges Gedächtnis wir in diesem Jahre feiern, mit einiger Deutlichkeit aufzeigen läßt. Und noch weniger Gemeinden sind es, in welchen der Wille der Gemeinde selbst, der Reformation sich zu erschließen, sichtbar wird. Liegt der Grund für die erste Tatsache zumeist darin, daß uns die Zeugnisse zum großen Teil fehlen, welche von der Entwicklung Kunde geben, so liegt der Grund im zweiten Falle darin, daß die Gemeinden zumeist keinen eigenen Willen hatten, sondern sich von ihren Priestern oder auch erst von der Macht der Stadt Basel schieben und ans Ziel bringen ließen. Um so erfreulicher ist es darum, wenn uns in einer Gemeinde der Fortschritt der Reformation einigermaßen sichtbar wird und erst recht, wenn das eigene Leben der Gemeinde als die entscheidende zum Ziele führende Kraft erscheint, wie es bei der Gemeinde Oltingen zu erkennen ist.

Wir stellen uns angeichts dieser Tatsache unwillkürlich die Frage, worin diese selbstbewußte und selbständige Art begründet gewesen sein mag, mit der die Gemeinde handelnd in den Gang der Ereignisse eingriff. Es kann sich freilich nicht darum handeln, darauf eine erschöpfende Antwort zu geben. Denn lehrlich stoßen wir hier wie überall auf die undurchdringlichen Geheimnisse persönlichen Lebens, in denen wohl die Rätsel aufgegeben sind, die aber diese Rätsel keineswegs lösen. Dies würde sich auch nicht ändern, wenn wir viel genauere Kenntnis der Verhältnisse und Geschichte hätten, unter denen sich das Leben der Gemeinde

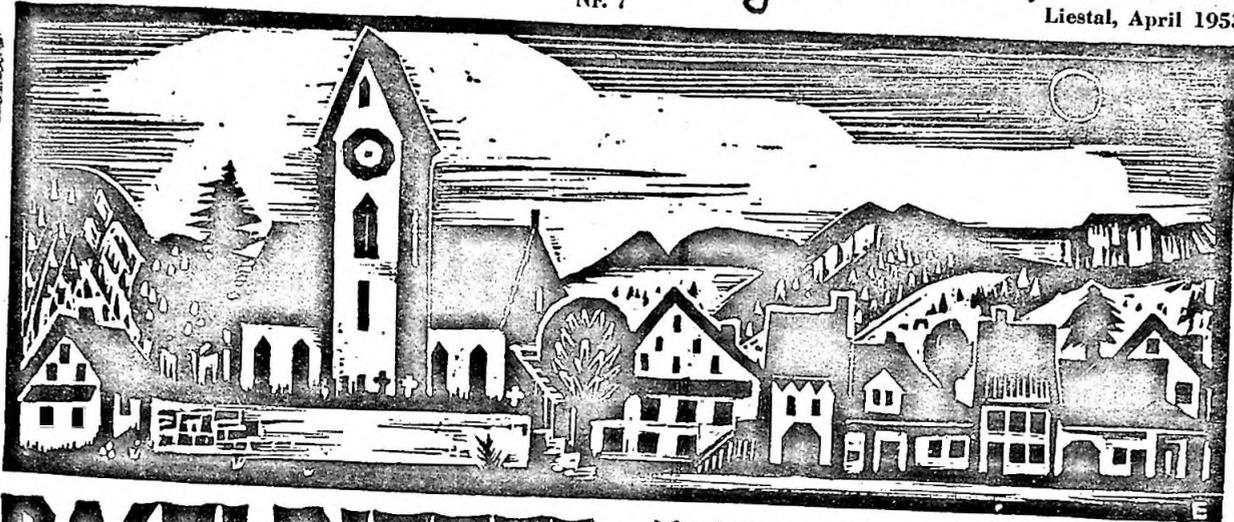
entfaltete. Immerhin kann auf einiges hingewiesen werden, was für die Geschichte der Gemeinde Oltingen nicht ohne Wirkung und Bedeutung geblieben sein dürfte. Von Alters her, wahrscheinlich schon zur Zeit der Röler, wofür die Funde römischer Münzen sprechen, führte durch das Lednauer-Tal eine Straße bis hinauf nach Oltingen und weiter über die Schafmatt hinüber ins Aaretal. Auf ihr spielte sich also durch Jahrhunderte der reiche Verkehr ab, auf ihr wandelten Menschen der verschiedensten Art, und mit den Menschen Neigkeiten, Gedanken, hinüber und herüber, um dies und das zur Bereicherung des geistigen Besitzes in dem abgelegenen Bergdorfe zurückzulassen. In dem Wirtshause, das schon sehr früh bezeugt ist, stiegen die Wanderer ab, Grafen und Edle, Ritter und Pflerfrauen, Priester und Laien, auch die vielgestaltige Schar einfacher Leute. Hier wurden wie die Ereignisse des Tages so auch die großen Dinge des Weltgeschehens besprochen, welche Sinn und Gedanken aus dem Kleinen und Engen ins Weite und große hinaus und emporhoben. Als der alte Lugstgau, in dessen Mittelpunkt Oltingen lag, späterhin in den Siggau und Fridgau geteilt wurde, da lief die neue Grenze mitten durch das Dorf und wies den einen Teil dem Fridgau den andern dem Siggau zu. Die Folge war, daß in dem Dorfe verschiedene Herren zu setzen hatten. Im fridgauischen Teile die Grafen von Habsburg-Aufenburg und nach ihrem Aussterben die Herzöge von Oesterreich, im siggauischen Teil die Froburger und nach ihnen die Tiedeiner auf dem Schlosse Farnsburg. Beide Teile des Dorfes lagen indessen als Lehen in den Händen der Edlen von Rienberg. So traf in Oltingen verschiedene Art aufeinander, forderte Vergleich heraus und erzog zu einer gewissen Selbständigkeit des Denkens und Handelns. Das traf in gesteigertem Maße noch u., als Basel und Solothurn in die Rechte der alten Grafensgeschlechter eingetreten waren. Diese Verhältnisse wurden 1531, wo Oesterreich den Teil des Bannes zu Oltingen „so die römische könndliche maiestat gehept hat an dem winkel oder spyz erich zwüschen dem Dorff Oltingen und dem bann Rienberg ind in Oltinger bann gelegen ist unnd ann den bann Unwylser amanduet“, der Stadt Basel überließ mitsamt den Einsassen an Biel abtrat, u. völlig erst im Jahre inn 1684 einheittlich geordnet, wo Solothurn alle seine Rechte an Oltingen der Stadt Basel überließ. Den Reichthum des Lebens vermehrte noch der Einfluß des Basler Domkapitels, das schon frühe den Kirchensatz besaß, das Recht, den Priester zu wählen und darum gestaltend auf die Entwicklung der Verhältnisse einwirkte.

Schon sehr frühe trat dieses eigene, seiner selbst bewußte Leben der Gemeinde in die Erscheinung. Im Jahre 1348 tritt die Gemeinde und die Gesamtheit des Dorfes Oltingen handelnd in die Erscheinung. Im Jahre 1443 verewigte sich die Gemeinde auf der größeren Glocke, indem sie die Inschrift anbringen ließ: *Osana heiß ich, die Gemein von Oltingen macht mich. Meister Hans Peiger von Weiffenberg goß mich anno Domini MCCCCXXXIII.* 1461 hören wir von der Gemeinde des Dorfes und der Kirche Oltingen und vom Jahre 1495 wird berichtet, daß „die Gemeind des Rispels zu Oltingen by Schafmatt ein worden und einhelliglich erkannt“ habe. In den verschiedensten Fragen verstand es die Gemeinde, ihren Willen kundzugeben, bei der Einführung der Fronleichnamfeier in Oltingen im Jahre 1348, wo die Gemeinde eine Matte stiftete und einen Verwalter bestimmte, der dafür zu sorgen hatte, daß die Feier jedes Jahr stattfand, 1461 bei der Festlegung der Seelenmessen auf den Sonntag nach Hilarius, 1481 beim Beschluß über die jährlich abzuhaltenen Prozessionen, 1495 bei der Ordnung für die Kirchenpfleger.

Schon frühe bot die Gemeinde das Bild geordneter Verhältnisse dar. 1348 wählten die Gemeindeglieder oder die Gemeinde einen ehrbaren Mann zum Verwalter, der die Einkünfte der Stiftungen für das Fronleichnamsfest stiftungsgemäß verwenden sollte. Im Jahre 1402 waren vier Kirchenpfleger mit der Verwaltung des Kirchengutes betraut, nicht anders stand es im Jahre 1495, nur daß, wie bei dieser Gelegenheit zu erfahren ist, je zwei in dem Amte abwechselten, indem die alten für ein Jahr zurücktraten und den neuen Platz machten. Die Vermehrung der Kirchenpfleger war geboten, sobald das Kirchengut größer wurde. Wir sind noch im Stande, das Anwachsen dieses Gutes einigermaßen zu verfolgen, das noch später außer desjenigen von Rümelingen als. das größte im ganzen Baselpbiet bezeichnet wurde. Im Jahre 1348 schenkten der Priester Heinrich Regellin und sein Vater, der ehemalige Vogt der Herren von Tierstein, eine halbe Viernzel Korn, die Gemeinde selbst eine Matte und Heinrich von Bennwil ein Viertel von einem Viernzel Korn, auch das Domkapitel legte aus dem Zehnten jährlich eine Viernzel Korn hinzu. In der Folge taten sich namentlich die Bihdum, Dienstmannen des Bischofs, durch ihre Gaben hervor. Eine ganze Reihe von Donatoren aus diesem Geschlechte zieht an unserm Auge vorüber, 1357 Herr Hug, 1361 Berchtold, 1369 Heimann, 1382, Rudolf und Diethelm, 1425 Hermann. Aus der nähern oder weitern Umgebung stellten sich andere Leute ein, aus den Dörfern Unwil, Gelterkinden, Wenslingen, Rischberg, Sissach, Postorf, Läufl-

(Baselst. Zeitung)

Ende Februar oder Anfang März 1917.)



BASELBIETER KIRCHENBOTE

Monatsblatt für das reformierte Volk von Baselland

Kirchgemeindeblatt von Muttenz

Christ ist erstanden von der Marter alle. Des sollen wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein, Halleluja!

Der Sieg auf engstem Raum

Der Tod ist verschlungen in den Sieg. 1. Kor. 15, 55.

In Paris steht auf weitem Platz der Triumphbogen. Namen sind in ihn eingehauen, Namen von Städten rings in Europa und Nordafrika. Was tun sie hier? Sie erinnern an die Siege, die der Kaiser Napoleon erfochten hat, um solch grosser Herr zu werden. So weit war sein Kampf- und Siegesfeld. Ein grosser Sieger braucht viel Platz.

Der Kaufmann Meier ist nicht solch grosser Sieger. Aber doch hat er Erfolg in seinem Geschäft. Dieses vergrössert sich und bekommt Filialen in den verschiedenen Quartieren der Stadt. Auch fährt Meier nun in einem grösseren Auto als früher. Ein erfolgreicher Mann «dehnt sich aus».

Dem Bauern Fritz irgendwo im Osten bot sein ererbtes Land genug Arbeit und Verdienst. Als es ihm immer besser ging, schaffte er sich nicht einmal ein Telephon an. Wozu auch? Ein Bankkonto hatte er sich schon lange angeschafft, und das war wichtiger. Um so besser, dass die Vergrösserung, die das Bankbüchlein Jahr um Jahr bezeugte, ein Wachsen war, das man nicht in die Welt hinausposaunen musste. Fritz allein kannte die erfreulichen Ziffern seines Gewinnes. Wer gut erntet, gewinnt.

Jesus Christus, der lange vor diesen dreien lebte, verliess nie jenes kleine Land Palästina, wo sein Volk wohnte. Ueber die Juden zu regieren, wäre einem Napoleon zu wenig gewesen. Aber Jesus hat nicht einmal über diese «regiert». Er hat sich um

sie bemüht, aber in einer Weise, deren Erfolg nach Kaufmann Meiers Sprache ein «Bankerott» zu nennen war. Und gewonnen hat er bei diesen Leuten nichts — «eine totale Missernte», würde Fritz sagen. Jesus hat nur verloren, zuletzt sein Leben.

Napoleon wurde schliesslich doch besiegt und auf eine kleine Insel gebracht. Dort war wenig Platz zum Siegen und Erobern.

Meier verliess eines Tages Geschäft und Auto und siedelte in ein kleines Spitalzimmer über. Wenn er einmal für eine Stunde das Bett verlassen konnte, so wars eine grosse Leistung. Bescheiden waren jetzt seine «Erfolge».

Fritz aber nahm, wie so viele andere, den Weg ins Flüchtlingslager. Ueber sein Land und Bankkonto geboten nun andere Herren. Wenn er einmal für einen Tag Arbeit bekam, musste er nicht so viel über das Verlorene und das zusammengepferchte Elend in der Baracke nachdenken. So weit war es nun mit seinem Ernten und Gewinnen gekommen.

Solches Unglück, das diesen dreien und vielen anderen widerfahren ist, scheint Jesus Christus geradezu gesucht zu haben. Und darüber müssen sich diese drei und viele andere wundern. Während sie sich immer wieder zurücksehnen nach dem grossen Kaiserreich, dem schönen Geschäft und dem weiten Bauernhof, sehnt Jesus sich hinein in die Not und das Leid der Menschen, will bei denen in der Enge, im finstern Tal sein, zu denen er doch eigentlich nicht gehört (vgl. Phil. 2, 5—8).

Napoleon, Meier und Fritz wurden begraben,

verschieden prächtig, gewissermassen erster, zweiter und dritter Klasse. Aber es ist doch das gleiche für alle drei: ein Grab. Da ist es mit weltbewegenden Siegen, mit stadtbekanntem Erfolgen, mit gewinnbringenden Ernten für immer vorbei. Haben wir Menschen einmal diese enge Wohnung bezogen, so gibt es nur noch einen Sieg, einen Erfolg, eine Ernte: des Todes.

Auch Jesus Christus wurde begraben. Aber es heisst, hier habe es mit ihm nicht aufgehört, hier habe er gesiegt. Erfolg gehabt, geerntet (vgl. Phil. 2, 9—11). Vom Kaiser Napoleon, vom Kaufmann Meier, von Fritz, ehemals Grossbauer, zuletzt Flüchtling, ist nichts Neues mehr zu berichten, seit sie begraben sind. Aber Jesu Grab sei am dritten Tage leer gewesen.

Als es den dreien gut ging, als sie Erfolg im weiten Raum hatten, da dachten sie wohl wenig an Jesus. Sie hatten ja das alles von Gott, mit Gottes Erlaubnis (aber dachten sie daran?), was Jesus nicht haben wollte. Als es ihnen schlecht ging, da wurde ihnen der Schmerzensmann näher gerückt. Merkten sie, dass Gott ihnen nicht nur Absetzung, Krankheit, Heimatlosigkeit geschickt hatte, sondern dass er ihnen dazu den von seinem Volke abgesetzten König, den Schmerzensmann, den von den Seinen Verstossenen, Jesus Christus gesandt hatte?

Die Kirche zu Bretzwil

Mancher Wanderer, den es auf die prächtigen Jurahöhen im Passwanggebiet zieht, wird künftig wohl gern einen kleinen Absteher in die renovierten Kirchen im hintern Baselbiet machen. Und so mag es auch Leser des «Kirchenboten» interessieren, einiges aus der Baugeschichte der Bretzwiler Kirche zu vernehmen, soweit sie an der jetzigen Gestalt des Gotteshauses noch sichtbar ist.

Dass diese abgelegene Gemeinde zum Baselbiet und nicht zum Schwarzbubenland gehört und dass hier seit der Reformationszeit endlich auch das reine, unverfälschte Evangelium Jesu Christi ge-

Solange der Raum weit ist, tummeln wir uns munter und vergessen in unseren Siegen, Erfolgen und Gewinnen Gott. Wird der Raum enger, können wir nicht mehr ausreissen, müssen standhalten. Wem? Dem Tod? Jesus hat im engsten Raum dem Tod standgehalten, aber nicht wie einer seinem Schicksal standhält, das er nicht ändern kann, sondern angesichts des Todes hat er dem Willen Gottes standgehalten, der sich der Menschen erbarmen, sie retten will. Als der Tod kam, war es für ihn nicht das Ende eines Erfolges, der Verlust eines Sieges, sondern der Vater, der den verlorenen Menschen richtet—und zurückruft. Darum konnte Jesus den Tod durchschreiten. Sieg auf engstem Raume, weil Gottes Herz weit offen bleibt.

Das, was sie nicht können, hat Jesus für Kaiser Napoleon, Kaufmann Meier, den Bauern Fritz, für viele andere, für alle getan. Darum wollen wir, wenn es uns wie ihnen geht, sie weder beneiden noch bedauern. Lasst uns nicht bitten: Herr, mach mich gross! — bevor wir gebeten haben: Herr, mach mich frei! Das heisst aber: Keine Triumphbögen, sondern das Kreuz und die Auferstehung! Zeige mir den Sieg auf engstem Raum! Stärke, tröste und schliesslich rette mich mit dem Siege des Herrn Jesus Christus!

M. A. Schmidt.

Berlin — das „Loch im Vorhang“¹

In seinem Elbingerode-Vortrag hat Prof. Martin Fischer darauf hingewiesen, dass der Spalt, der heute die Welt in zwei Lager trennt, in Deutschland mitten durch das lebendige Fleisch eines und desselben Volkes geht, und dass er darum dort eine offene Wunde bleiben und der Welt als solche in Erinnerung gerufen werden müsse. Der neuralgische Punkt dieser «offenen Wunde» ist unstreitbar in Berlin zu suchen, der zweigeteilten Stadt, die mit ihren durchschnittenen Telefonleitungen (man kann von der Schweiz aus nach Ostberlin telefonieren, nicht aber von Westberlin aus!) und ihrer doppelten Währung zwei grundverschiedene Welten repräsentiert, und die dennoch der Punkt ist, wo sich diese zwei Welten einzig noch wirklich begegnen können. Die bis jetzt mehr oder weniger aufrechterhaltene Bewegungsfreiheit zwischen Ostzone und Ostberlin einerseits und zwischen Ost- und Westberlin andererseits ermöglichte es gerade über Weihnachten vielen durch den «Vorhang» getrennten Familien, sich in Berlin zu treffen. Berlin ist das Durchgangstor für viel materielle und geistige Hilfe nach dem Osten und umgekehrt für viel Not und Elend, das im Westen Zuflucht sucht. In Berlin konnte und kann noch in gewissen Dingen gesamt-

predigt werden darf, das ist darauf zurückzuführen, dass 1518 Christoph von Ramstein in seinen Geldnöten gezwungen war, sein Schloss mitsamt Bretzwil an die Stadt Basel zu verkaufen. An diese Edelknechte von Ramstein erinnert heute noch die wertvolle Wappenscheibe ihres Geschlechtes mit den gekreuzten Lilienstäben am vordersten Südfenster der Kirche.

Im vergangenen Winter sind wir unter dem Fussboden auf die Fundamente einer ungefähr 40 cm tiefer gelegenen, nur 4,75 m breiten, aber gleich langen Kirche gestossen, wohl die Ueber-

deutsch und vor allem gesamt-kirchlich gedacht und zum Teil Teil gehandelt werden (obwohl seit einiger Zeit die Kirchliche Hochschule und das Burckhardt-Haus sich in ein westliches und ein östliches Unternehmen spalten mussten). Endlich ist Berlin der Ort, wo es auch dem Ausländer möglich ist, einen Blick «hinter den Vorhang» zu tun.

I. Was mir da vor allem aufgefallen ist, ist die messianisch-eschatologische Prägung des gesamten öffentlichen Lebens. Steigt man bei der berühmten Stalin-Allee aus der U-Bahn, so gerät man in einen Ameisenhaufen emsiger Arbeit. Vor allem Frauen und Jugendliche sind, ausgerüstet mit Pickhacke, Schaufel und Steinhammer, im Dreck und Schneegestöber eifrig beim Kleinschlagen und Wegräumen der Trümmer beschäftigt. Man hat nicht das Gefühl, diese Schwerarbeit werde widerwillig verrichtet, sondern es geschieht alles (wenigstens dort) in einer Art eschatologischer Begeisterung. Wobei mit dem Eschaton gemeint ist: die erstrebte, in etwa 20—50 Jahren verheissene Existenz Aller in Glück, Frieden und Wohlstand. Eschatologische Zeichen werden darum bereits jetzt errichtet, als «Unterpfand» dessen, was dann einst für alle herbeistehen wird: so die ganze Stalin-Allee, eine ca. 100 Meter breite und mehr als einen halben Kilometer lange Strecke, gesäumt beidseitig von 8- bis 9stöckigen Palästen, mit Marmorsäulen beim Eingang und komfortablem Ausbau, die alle nur Arbeiterwohnungen enthalten. Innerhalb eines Jahres ist hier ein Riesenwerk errichtet worden, und zwar meist durch Hand-

¹ Eindrücke von einer Berliner Reise im Dezember 1952.

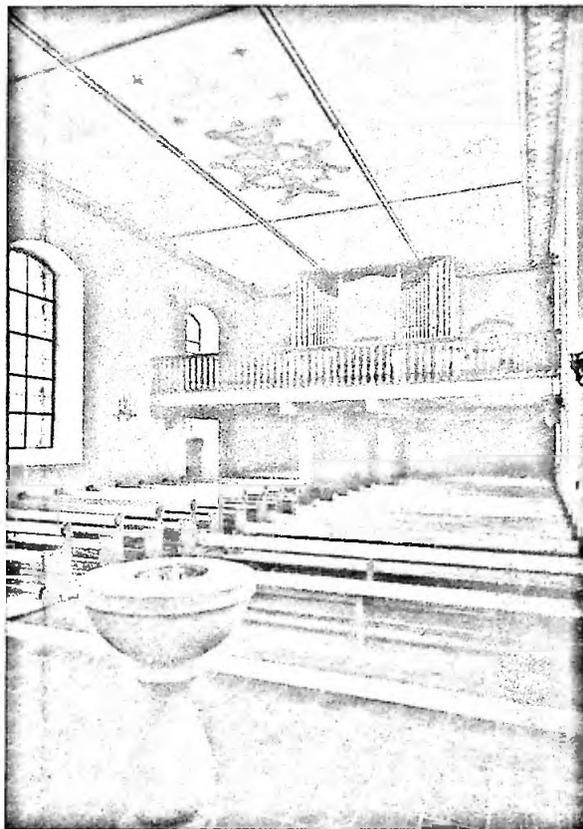
reste jener früheren, der Maria geweihten Kapelle, die im Jahre 1610 «umb ettliche Kloster verlegt» wurde.

Nach alten Urkunden wurde am 13. Dezember 1624 beschlossen, «in Bretzwil bei der Kilchen einen nuwen Turn uss dem fundament uffzuführen». Er steht heute noch und ist mit seinem Käsbissendach das Wahrzeichen einer schönen Baselbieter Kirche.

Die Jahreszahl 1786 an der Kanzel zeigt an, dass damals jene alte, schmale Kirche abgerissen und auf die heutige Breite vergrössert wurde. Da diese neue Kirche mehr der Ostrichtung angepasst wurde, der alte Turm aber stehen blieb, liegen Turm und Schiff der Kirche nicht mehr auf der gleichen Achse. Anlässlich des Neubaus anno 1786 ist die eichene Kanzel von der Südwand an die Ostseite verlegt, mit dem originellen Aufgang versehen und um die tannenen Seitenteile erweitert worden, so dass die Klage jenes Pfarrers aus dem Jahre 1703 hinfällig wurde, er könne sich auf der Kanzel nur kümmerlich wenden;

In die im vergangenen Winter renovierte Kirche sind nur noch diese Kanzel, der Abendmahlstisch, 2 Wappenscheiben und Grabtafeln übernommen worden. Alles übrige, ausser Fenstern und Mauerwerk natürlich, hat Architekt W. Arnold neu gestaltet:

Hell flutet nun das Licht auch zu den mittleren Fenstern herein, seit dem die graue, mit Brettern verschaltete, hochbeinige, hufeisenförmige Empore abgebrochen ist. Eine neue Empore mit prächtiger *Brüstung* an der Westwand der Kirche trägt die Königin der Instrumente, die von ihrem ausgezeichneten Standort aus mit ihren bald warmen, bald silberhellen Klängen Gott loben und danken hilft. Unter der alten, kalten und rissigen Gipsdecke kamen im letzten Herbst rote Deckenbretter mit weissen Ornamenten und Blumenmotiven aus jener alten Kirche zum Vorschein, die 1786 auch weggerissen wurden, aber damals umgekehrt aufgenagelt noch einmal Verwendung gefunden hatten als Träger des Schilfes für die Gipsdecke. Mit



Kirche Bretzwil

dem gleichen roten Farbton hat Kunstmaler Walter Eglin auch die neue Holzdecke wieder geschmückt: Ein mächtiges rotes Hugenottenkreuz mit der Taube in der Mitte der neunfeldrigen Decke, ein Sinnbild dafür, dass das Kreuz Christi das Zentrum, der Heilige Geist die Kraftquelle des wahren christlichen Glaubens und Lebens ist, zugleich aber auch eine Mahnung, treu wie jene verfolgten Protestanten damals in Frankreich zur reinen, biblischen Lehre zu stehen.

Eingerahmt und zusammengehalten werden die

arbeit, denn man sah kaum einen Kranen oder Bulldozer (für die Stromentwicklung wurde eine in einer Seitenstrasse montierte Dampflokomotive dauernd mit Kohlen gefüttert...). Ausserdem hat die ganze Bevölkerung vom Schüler bis zu den Alten in freiwilligen Dreistundenschichten mitgearbeitet; die fertiggestellten Wohnungen wurden dann ausgelost unter diejenigen, die hundert Schichten daran gearbeitet hatten. Ein imposantes Gemeinschaftswerk, das in Westberlin seinesgleichen nicht findet.

Nur ist die Kehrseite der Medaille, dass das, was an Arbeitskraft und vor allem an Material hier verwendet wurde, den 18 Millionen Bewohnern der Ostzone dafür radikal gefehlt hat! «Schaufenster Berlin» soll dem Westen und dem Osten ad oculos demonstriert werden, was im «Reich des Friedens» des arbeitenden Volkes wartet. Und um dieser Hoffnung willen wird dem jetzt lebenden Volke zugemutet, zu leiden und zu entbehren. So sind die Preise der Lebensmittel im Osten z. B. dreimal höher als im Westen, viele Artikel, wie Lederschuhe u. a., sind «noch nicht» käuflich, und oft stehen die Leute Schlange vor den Läden der staatlichen Handelsorganisation.

Es ist klar, dass es dem Osten ein Dorn im Auge ist, dass diese erstrebte zentrale und eschatologische Ausrichtung des Volkes gerade in Berlin immer wieder gestört wird durch die Gelegenheit, den jetzt schon besseren Lebensstandard, die jetzt schon gefüllten Läden und besseren Dinge des Westens

zu sehen. Darum ist es nicht verwunderlich, dass der Gürtel um Berlin immer enger geschnallt wird, immer strengere Kontrollen das Hinüberwechseln zwischen Ost und West zu einem Risiko machen, ja dass erwartete neue Reisebeschränkungen es mit der Zeit den Leuten aus der Ostzone verunmöglichen werden, nach Berlin zu kommen. Man erwartet, dass vom Moment der dritten Lesung des Bonner Abkommens ab die Grenze gesperrt sein wird, und dass, wer noch fliehen will, es vorher wird tun müssen. Denn nach der Ratifizierung wird nichts mehr die Ostregierung daran verhindern, die gesteckten Ziele durch vollständige Sowjetisierung und Russifizierung des Landes zu verfolgen.

Wie diese Ziele erreicht werden sollen, wird bereits jetzt klar: es wird einerseits appelliert an die Arbeitswilligkeit des Volkes, und andererseits bürgt dafür die messianische Gestalt Stalins.

Die Arbeitswilligkeit des Volkes wird angestachelt durch Prämien, durch Heldenverehrung der Arbeiter, die mehr als ihr «Soll» erfüllt haben. Sogar der Weihnachtsmann begründete seine Ermahnung an die Kinder zum Bravsein damit, dass «Vati und Mutti im nächsten Jahr immer unbesorgt zur Arbeit gehen können.» Die Sorge um die Kinder wird den arbeitenden Eltern überdies abgenommen durch ein tadelloses eingerichtetes und geführtes Kindertagesheim bei der Stalin-Allee.

Es fällt auf, dass die Wochenrundschaue im östlichen Kino

neun Felder der Holzdecke durch einen 45 m langen Fries. Dieses Band zeigt in der Mitte seiner 27 lilienförmig endenden Abschnitte auf der Nordseite Motive und Symbole aus dem Alten, auf der Südseite solche aus dem Neuen Testament. Auf der Ostseite, über der Kanzel also, sieht sich die Gemeinde drei Symbolen der heiligen Dreieinigkeit gegenübergestellt.

Die freundliche, helle Farbe des ungebeizten Holzes, der warme Ton der Wände, wie auch die rote Farbe an der Deckenbemalung haben unsere früher so kalte Kirche in eine heimelige Stube für unsere Gemeinde verwandelt. Möge sie nun fleissig aufgesucht und zu einer Stätte werden, wo eine bussfertige, gläubige und dankbare Gemeinde lebt, die Gott lobt und ehrt mit Wort und Tat.

Max Berchtold.

Vom Auswendiglernen der Kirchenlieder

Es ist keine beliebte Sache bei unsern Schülern, bei den Mädchen nicht und noch weniger bei den Knaben, Choräle gewissenhaft auswendig zu lernen. Selbst wenn sich die Schüler redlich bemüht haben, die Aufgabe des Lehrers oder Pfarrers zu erfüllen, wie zögernd, mühsam holpert und stolpert der Vers heraus, wenn er aufgesagt werden soll. Mit allerlei Fehlerchen und Fehlern, mit oft drolligen Verwechslungen und schlechter Betonung muss die inhaltschwere Strophe angehört werden. Das Steckenbleiben wird beinahe zur Regel und klar wird, dass der Sinn der Strophe ziemlich unverstanden blieb. Ja, selbst die Erwachsenen, die beim Auswendiglernen Hilfe leisten sollten, können sich eines Seufzers nicht erwehren und werden über den Sinn und die Bedeutung des Auswendiglernens nicht klug. Ja, eine sog. gebildete Mutter — versehen mit Maturität — gibt ihrem Unwillen Ausdruck darüber, dass sich auch ihr Sohn dieser Aufgabe unterziehen soll, so schwierige Lieder auswendig zu lernen. Sie hat offenbar nicht bemerkt, wieviel ihrem Gymnasiasten auch in den übrigen Fächern Geheimnis geblieben ist, ja dass sogar nach einer gut ausgefallenen «Schriftlichen» behauptet wird, keinen Dunst mehr zu haben von der soeben geprüften Wissenschaft. Ihr ist die Fragwürdigkeit alles Lernens in der Schule nicht aufgegangen. Zur Entschuldigung darf gesagt werden, dass das Auswendiglernen ganz allgemein in Misskredit geraten ist und vielerorts vernachlässigt wird. Wie weit sind wir doch von der altindischen

Erziehung entfernt, nach der die heiligen Texte fehlerlos auswendig gesprochen werden mussten, weil durch fehlerhaftes Sprechen, die in ihnen wirksame magische Potenz verloren gehe. S. Lexikon d. Pädagogik.

Was gibt es aber nun zugunsten des Auswendiglernens eines geistlichen Liedes zu sagen? Liebe Mutter, wenn ich mich mit meiner Antwort ganz kurz fassen soll, dann rate ich Dir folgendes: Besuche einmal die Kinderlehre unserer Jüngsten und höre auf ihren Choralgesang. So treuherzig, innig, wirklich mit Anteilnahme, kannst Du in einer Kirche die Erwachsenen nicht singen hören. Wir brauchen die Kinder nicht zu überzeugen von der Kraft des Kirchenliedes, sondern das Kind belehrt uns mit einemale, überzeugt uns von dem unvergänglichen Wert einer Choralstrophe. Wir sitzen beschämt da, als Kleingläubige, Unwissende. Wir kehren heim und setzen uns ganz anders neben ein Kind, das ein Kirchenlied zu lernen hat. Denn: Wir alle, die kirchlich Gesinnten und die weniger kirchlich Gesinnten, wir wollen dem Kinde doch nicht die Freude verderben, ihm den treuherzigen Glauben, sein Vertrauen rauben. Im Gegenteil, wir wollen die so mager gewordenen Güter des Trostes, des Glaubens und Vertrauens, der Liebe zu Gott und den Mitmenschen erhalten, mehr und stärken. Dazu sind Eltern, Pfarrer und Lehrer da. Dazu führen uns auch die 389 Lieder des neuen Kirchengesangbuches.

Freilich, das Auswendiglernen von Kirchenlie-

keine Kriegs- und Waffenbilder zeigt, sondern hauptsächlich die «Helden der Arbeit» feiert. Es fällt weiter auf, dass im Bahnhof-Zeitkino (der an Stelle eines Wartsaales alle wartenden Menschen automatisch unter die Propaganda vereint!) kein Revolver- oder Kitschfilm gezeigt wird, sondern neben der Wochenschau z. B. ein Naturfilm und dann ein deutsches oder russisches Märchen in sehr gutem Trickfilm. Die Helden haben darin immer slawisch-mongolischen Typus. Tapferkeit, Mut, grenzenlose Möglichkeiten des Menschen gegenüber aller Naturgewalt sind das Thema, das in dieser ursprünglich primitiven Gestalt von Mythen und Märchen viel tiefer eindringt als der seichte Kitsch amerikanischer Durchschnittstreifen. So entsteht aus dem Deutschen der neue Sowjetmensch: es wird appelliert an die Urkräfte seines naturhaft primitiven Daseins, und diese werden unter dem Trommelfeuer der Propaganda dann staatlich gelenkt und fixiert, einerseits im stolzen Bewusstsein der eigenen Kraft in der Arbeit, andererseits im glühenden Hass gegen alle und alles, was der Erreichung des Sowjetparadieses im Wege steht, allem voran gegen Amerika.

Alles das aber erhält seine Spitze, Garantie und seinen Sinn in der überragenden messianischen Gestalt Stalin. An seinem Geburtstag (21. Dez.) war ganz Ost-Berlin dekoriert mit Riesenbildern und Sprüchen zu seinen Ehren. Bereits vereinigt er auf sich die verschiedenen Attribute Gottes: er ist «der Lenker und Führer aller friedliebenden Völker», der «weise Lehrer der Völker». Die «Weisheit Stalins» und seine Menschenliebe übertreffen alles, «ewiger Ruhm» gebührt

ihm. An der Humboldt-Universität steht: «Wir lernen von Stalin, dem Genius der Wissenschaften» und «Die Sowjetwissenschaft ist die fortschrittlichste Wissenschaft der Welt.» Bei Umzügen werden die Bilder der Grossen in streng vorgeschriebener Reihenfolge und Distanz in einer Art Götterprozession mitgetragen. Stalin (mit Lenin zusammen) nimmt gleichsam den Platz Gott Vaters ein, der mit weiser Fürsorge und Voraussicht das Geschick der Völker lenkt, aber auch den Platz des Messias, der das kommende Reich verbürgt, ja sogar den Platz des Heiligen Geistes, denn bereits gibt es Gedichte, die einer Parodie neutestamentlicher Worte gleichkommen: «Wo zwei oder drei zusammen die Lehren des Kommunismus bedenken, da ist Lenin (oder Stalin) mitten unter ihnen.» Oder: «Wo Lenin spricht, da blühen die Wüsten und grünt das dürre Land.» Oder: «Wenn der Getreue am Morgen aufsteht, so empfängt er den Tagesbefehl von Stalin, dem Weisen.»

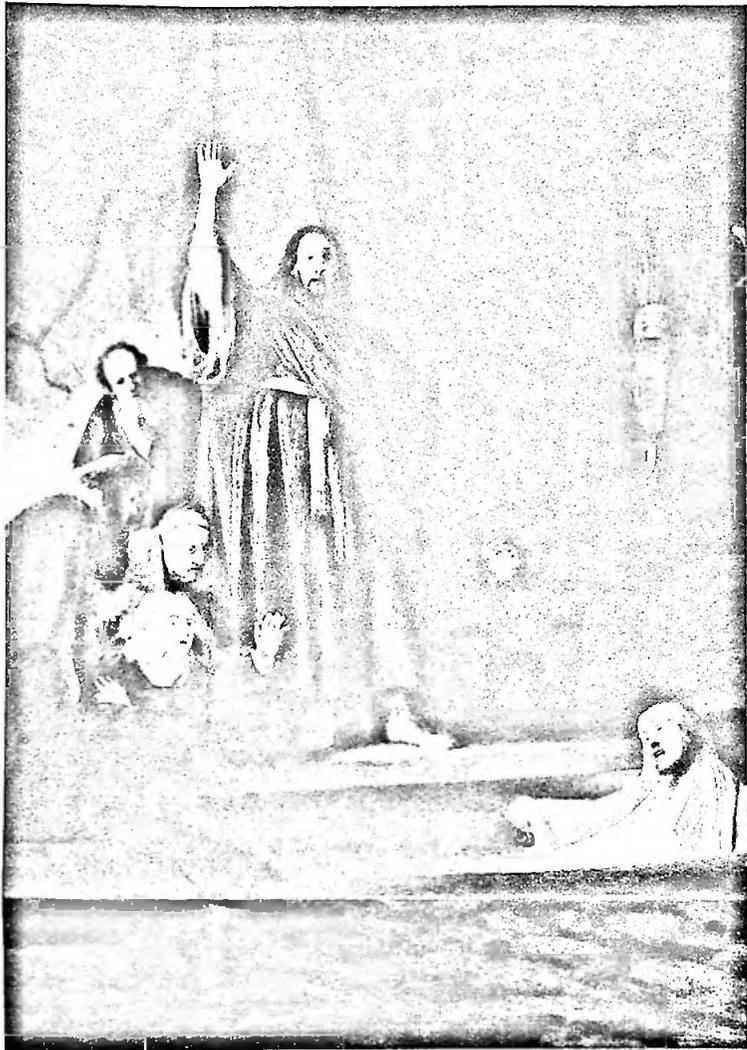
So nimmt auch die Partei als höchste Instanz für die Gewissen die Schuldbekennnisse («Selbstkritik») der Glieder entgegen und hat als einzige das Recht, zu binden und zu lösen.

Zugleich mit Stalin und der Partei rückt aber auch das russische Sowjetvolk in den mythischen Lichtkreis der Menschheitsbeglückter. Nicht nur dadurch, dass die Helden der Kinomärchen östliche Typen sind, nicht nur dadurch, dass die Sowjetunion als das Paradies der Völker überall gepriesen wird, sondern vor allem dadurch, dass der Kampf und das Leiden der Sowjetunion im letzten Krieg als das für alle dar-

dern ist keine leichte Sache. Es gibt im Schullesebuch kaum ein einziges Gedicht, das auch nur annähernd so schwierig zu lernen wäre wie ein Kirchenlied. Nach meiner Erfahrung lernt denn auch die grosse Mehrzahl der Schüler ungenügend, wenn sie daheim keine Hilfeleistung, keine Kontrolle erfährt. Vielleicht genügt aber schon das liebevolle Mitgehen der Mutter, wenn der Bub oder das Mädchen weiss, dass die Mutter nicht vergisst, vor der Religionsstunde zu fragen: Hast du das Lied für den Herrn Pfarrer gelernt? Sage es mir einmal vor, ich höre so gerne Verse aus dem Kirchengesangbuch. Ist die Leistung ungenügend, dann wird das Kind ermuntert, nochmals sich anzustrengen und genauer zu lernen. Findet aber die Mutter sogar ein paar Minuten Zeit, sich n e b e n das Kind zu setzen, so wird sie ihm den Beweis erbringen: Die schwersten Strophen spazieren ja von selbst in den Kopf, man muss sie nur halblaut, *genügend oft wiederholen*. So schwierig das Auswendiglernen scheint, eins ist gewiss: In einer Klasse von 40 Schülern sitzt eine verschwindend kleine Zahl, kaum ein oder zwei Schüler, die es nicht vermögen, die Strophe fehlerlos auswendig zu lernen. Es ist eine blosser Willenssache. Dieser Wille kann aber von Dir, Mutter, am allerbesten unterstützt und gestärkt werden. Auf diese Art übt sich das Kind im Ausharren, in der Geduld, die ihm überall und für sein ganzes Leben zugute kommen. Der sichtbare Erfolg wird nicht ausbleiben. Du, Mutter, hast es in der Hand, dass dein Kind nicht bei den Gedächtnisblöden sitzt. Mit Genugtuung wirst du sehen, wie Deine kleine Hilfe Freude, Stolz und Liebe zum Lernen erzeugt. Du verhilfst zugleich dem Kinde zu einem Schatze von Kirchenliedern, die ihm als treue Begleiter, als geistiger Besitz, als Trost und Aufmunterung durchs Leben gehen.

W. Hug.

gebrachte Opfer und der für alle Völker bezahlte Preis zum Friedensreich dargestellt wird. Dies wird einem sehr eindrücklich vor Augen geführt im grossen russischen Kriegdenkmal im Treptower Park. In der Hungerperiode sofort nach Kriegsende entstanden, bringen die Riesenreliefs dieser gewaltigen Anlage mit echtem Pathos und wirklichem Volksempfinden die «Leiden des Sowjetvolkes im Krieg» in künstlerisch guter Form zum Ausdruck. Dort noch viel mehr als bei den urwüchsigen Kinoprogrammen drängt sich einem die Frage auf, was denn die westliche Welt aufzubieten hat gegen dieses Kraft- und Leidensbewusstsein eines erst im Aufwachen begriffenen Volkes. Dies besonders, wenn man bedenkt, wie sehr gerade in Westberlin das ganze Leben amerikanisiert wird in dem Sinne, dass die Arbeit gerade noch Mittel zum Gelderwerb ist und der Zweck des Lebens Genuss und Vergnügen. D. Hoch. (Fortsetzung folgt.)



Ich bin die Auferstehung und das Leben Rembrandt

Zur Frage der Pratteler Bilder

Unserm Versprechen gemäss lassen wir hier zwei weitere ergänzende Stimmen zum Wort kommen. Für eine dritte, die sich mehr mit der künstlerischen Erhaltung der Bilder befasst, fehlt leider der Raum. Um die Gemüter zur Ruhe kommen zu lassen, möchten wir hiemit vorläufig die Diskussion schliessen. Redaktion.

I.

Gedanken hin und her

Merkwürdig: dass vor 400 Jahren die Heiligenbilder entfernt wurden, finden wir Protestanten in Ordnung. Wenn heute dasselbe geschieht, gibt es Gerichtssachen.

*

Vor 400 Jahren waren die Bilder eine Gefahr und Versuchung: man wollte sie anbeten. Heute würde kein Protestant vor einem Bilde knien. Was aber keine Gefahr ist, kann ruhig geduldet werden in der Kirche.

*

Alte Bilder sind uns wert, nicht als etwas Anzubetendes; aber weil unsere Vorväter mit Liebe und Kunst sie geschaffen. Sie sind letzte verwehte Spuren derer, die vor uns dagewesen, dazu soll man Sorge geben.

*

So viel ist zu Grunde gegangen in Europa, wollen wir die

Wir baten dich um die Verlängerung seines Lebens, du aber gabst ihm die großen Tage der Ewigkeit. Ambrosius.

Inskrift auf dem Grabmal von Sandammann
Arnold Rößlin auf dem Friedhof von Kerns.

Reste, die bei uns erhalten geblieben sind, mit Fleiss verschwinden lassen?

Eine Maria war abgebildet; wir Protestanten beten nicht zu Maria; darum soll ein Marienbild nicht in der Mitte einer protestantischen Kirche stehen.

Die Maria gehört nicht nur den Katholiken; auch uns ist sie lieb als die demütige Magd Gottes. Darum darf man ruhig auch in einer protestantischen Kirche ein Marienbild haben.

Maria als Himmelskönigin und Maria die demütige Gottesmagd sind durch einen Abgrund geschieden. Die Himmelskönigin ist eine andre Gestalt der Muttergöttheit, die die Heiden anbeten als Astarte, Aschera, Kybele, Isis, Diana, Artemis, Magna Mater. Die hat nichts zu suchen in einer christlichen Kirche, und die lag in Pratteln unter dem Verputz.

Soll eine Kunstkommission, in der Leute sitzen, die sonst der Kirche wenig oder nichts nachfragen, darüber entscheiden, wie das Haus aussehen soll, in dem sich die Gemeinde Christi versammelt?

Darf ein Pfarrer, wenn er das als die biblische Wahrheit erkannt hat, sagen: «in eine Kirche gehören keine Bilder» — oder ist er dann ein Fanatiker?

Merkwürdig, wie sich Zeitungen für die Kultur und Menschlichkeit einsetzen, wenn schöne alte Bilder zerstört wurden, und keine Hemmungen haben, von Boxkämpfen, Grand Prix, Bobwagnläufen, Kriegen, sehr ausführlich zu berichten.

Stahlbürsten und Stahlhelme reimen sich schlecht auf den Christenglauben. Des Christen Waffenerüstung ist in Epheser 6 beschrieben. Die genügt gegen Teufel und Muttergöttheiten.

H. Sch.

II.

Uns Protestanten ist die Klarheit des Wortes heilig. Wenn uns dürstet, schöpfen wir die Wahrheit direkt aus ihrem Quell, aus Gottes Wort. Wie Paulus klarsichtig und entschlossen die frohe Botschaft in die Heidenwelt hinausgetragen und damit aus der engen Gebundenheit an die hebräische Volkstradition gelöst hat, so befreiten die Reformatoren einen Teil der Menschheit, der damals dafür reif war, aus der Gefühls- und Traditionsgebundenheit der katholischen Kirche. Es war ein Sichlosreißen aus den schützenden Armen einer mütterlich bewahrenden Macht. Gewiss hat dieses mütterlich behütende Prinzip seine menschengeschichtliche Aufgabe erfüllt und hat es an einem Teil der Menschheit heute noch zu erfüllen. Der Teil aber, der sich vor 400 Jahren davon freimachte, warf damit auch das Symbol dieser Lebenseinstellung: den Marienkult, über Bord. Dies geschah damals wohl oft auf eine übereifrige oder hässliche Art; aber der Grundsatz war klar: es musste reiner Tisch gemacht werden für die Welt des Sohnes. «Einer ist euer Meister: Christus.» Wer heute als Protestant versucht, ihm nachzufolgen, frei von aller seelischen Hilfe, die aus einer Gebundenheit an Gefühl, Tradition und kirchlicher Autorität strömt, als ein moderner Christophorus in völliger Einsamkeit durch die Fluten wadet und nichts über sich kennt, als «das Kind, das die ganze Welt trägt», so mag das ihn als eine ungeheure Last drücken. Aber er wird sie tragen mit dem Bewusstsein, dass er das Richtige tut. Und wohl ihm, wenn er erkennen darf, dass sein dürrer Wanderstab wieder Wurzeln schlägt und einen grünen Spross treibt.

Und nun geschieht heute, im 20. Jahrhundert folgendes:

Bei der Renovation einer reformierten Kirche findet man Fresko-Bilder aus der katholischen Zeit. Kenner behaupten, sie seien von einem fähigen Künstler gemalt. In der Gemeinde entsteht eine Diskussion. Die einen Kirchgenossen möchten diese Zeugen einer vergangenen Zeit erhalten, andere sind dagegen, weil diese Bilder nicht in den reformierten Gottesdienst gehören. Einzelne ereifern sich bei ihrer Stellungnahme, weil sie der Sache grösste Wichtigkeit beimessen. Eine Partei wirft der andern Verständnislosigkeit für Kunst vor, diese befürchtet das Eindringen katholischer Elemente in die protestantische Ueberzeugung. Bevor die Argumente dafür und dagegen in sachlicher Weise geprüft und gegen einander abgewogen sind, werden die Fresken von jungen, kirchlich gesinnten Leuten zerstört.

Wir wollen nun versuchen, in klarer und unvoreingenommener Weise zu überlegen, aus welcher Absicht dies geschehen ist und was damit erreicht wurde.

Der Zerstörer des Madonnenbildes hat sich bei der Untersuchung geäußert, wenn er ein profanes Kunstwerk zerstört hätte, würde er es bereuen, nicht aber die Beseitigung dieses katholischen Bildes in seiner reformierten Kirche. Er würde heute die Tat unbedenklich wiederholen.

Er vertritt also die Auffassung, dass von diesem Bild eine Wirkung ausgehe. Weil es eine unerwünschte Wirkung ist, will er sie bekämpfen. Er sieht in diesem Bild oder hinter dem Bild eine Gefahr lauern, die der evangelisch-reformierten Auffassung seiner Kirchgenossen oder seiner eigenen schaden könnte. Es ist eine geistige Gefahr. Er kann ihr mit den Waffen des Geistes begegnen — oder mit der Faust. Er tat es mit der Faust. Ohne sich dessen klar bewusst zu sein, gab er damit zu, dass er nicht den Mut fand zu einem geistigen Kampf, dass er sich auch nicht die Kraft und die Fähigkeit zutraute, zu einer solchen Auseinandersetzung. Es ist überall ein Zeichen eigener geistiger Ohnmacht, wenn einer anfängt, mit der Faust in die Diskussion einzugreifen. Und hier liegt nun der Denkfehler des Täters und seiner Hintermänner: sie wollten ankämpfen gegen den Einfluss des aktiven Katholizismus. Indem sie sich nicht auf das geistige Kampffeld wagten, gaben sie ihre eigene Ohnmacht zu und damit die geistige Macht ihres Gegners. Wie leicht hätte man die Ueberreste dieses Madonnenbildes zur Vertiefung und Klärung des reformierten Glaubens heranziehen können, indem man es als Beispiel einer für den Protestantismus überwundenen Auffassung hinstellte. Nun ist aber das Gegenteil davon erreicht: Aussethende sagten sich: der Protestantismus richtet den Katholizismus, denn er wagt es nicht, ihm mit den Waffen des Geistes zu begegnen. Die unüberlegte Tat in Pratteln hat uns geschwächt und den Gegner gestärkt statt umgekehrt. Die Bilderstürmer haben dem Protestantismus keinen Dienst erwiesen und ihm keine Ehre eingelegt. Wir müssen uns ihrer schämen. Es erübrigt sich nun wohl auch die Frage: Welches Handeln wäre vom christlichen Standpunkt aus das richtige gewesen? In geistiger Ueberlegenheit, mit Mut und Demut überwand Christus seine mächtigen Gegner: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist. Und zu uns Protestanten des 20. Jahrhunderts spricht er: O, ihr Kleingläubigen!

S.

Voranzeige

Auf Grund der über alles Erwarteten guten Erfahrungen, die Teilnehmer und Veranstalter des ersten Werkmissionars-Kurses machten, laden wir mit Freuden ein zum

2. Kurs für Werkmissionare,

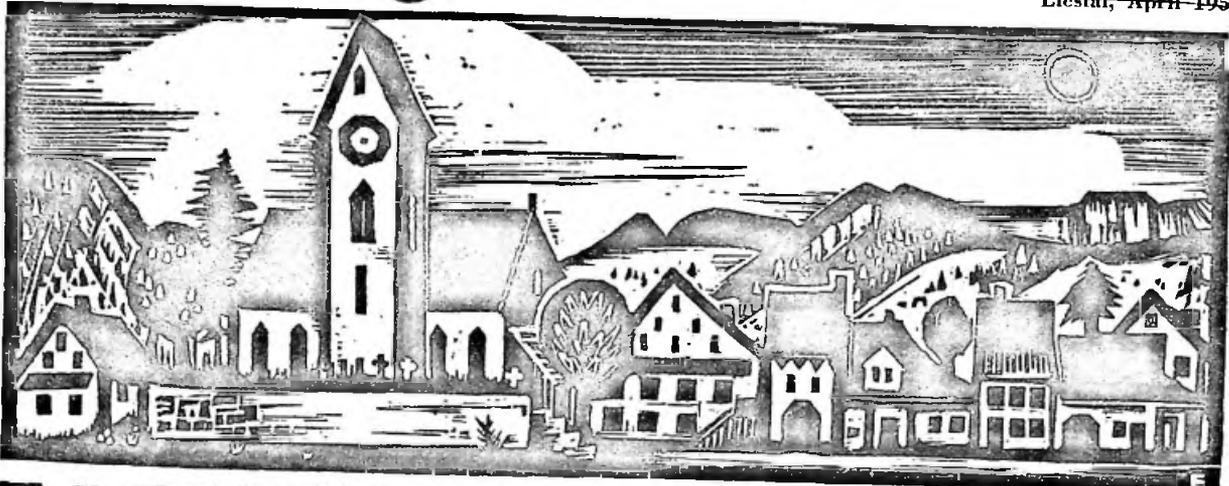
der vom 12. September bis 10. Oktober im Missionshaus in Basel durchgeführt wird.

Ein geladen sind Gemeindeglieder beiderlei Geschlechts von 18 Jahren an.

Programm: Die Bekanntgabe des Programms erfolgt später, doch ist es für die Festlegung der Ferien gut, sich das Datum schon jetzt zu merken.

Kurskosten: Fr. 180.— alles inbegriffen (Anfragen wegen einer eventuellen finanziellen Beihilfe sind an den untenstehenden Kursleiter zu richten).

Wir hoffen, dass auch diese vier Wochen den Kursteilnehmern mehr bedeuten werden als nur eine Zeit wertvoller Ausbildung, dass sie zu wirklicher christlicher Gemeinschaft und zu der so nötigen geistlichen Zurüstung führen, die wir brau-



BASELBIETER KIRCHENBOTE

Monatsblatt für das reformierte Volk von Baselland

Kirchgemeindeblatt von Muttenz

Ich weiss nichts, was mich in der Welt ängstigt, wenn ich bedenke: **J e s u s l e b t !** Kein Volk und keine Gesellschaft, keine Geschichte, keine Unordnung, kein Toben und Tosen der Völker, kein Leben und Streben der Gottlosen, der Unverständigen, gar nichts kann irgendwie ängstigen. Auch keine Anfechtung, kein Herzenskummer, keine Krankheit, gar nichts! – mag kommen was will! Jesus lebt, und er lebt als der Auferstandene!

Chr. Blumhardt.

Nach Ostern

Sie sass allein an ihrem Frühstückstisch, allein wie immer in den sechs Jahren, seit ihr Mann gestorben war. Eine helle Frühlingssonne fiel durch die Fensterscheiben und beschien den reinlichen Tisch mit dem Brot darauf und der Milch im blaugetupften Krug. Die Frau sass da und hatte Zeit zum Sinnieren; es war ja Ostermontag heut und das Geschäft geschlossen. Eine eigentümliche Sache war es, worüber sie nachdachte: gestern in der Kirche hatte der Prediger gesagt, Christus sei auferstanden und lebe. Das hatte sie gestern ganz in Ordnung gefunden, denn das gehört doch schliesslich zu Ostern. Aber heute kam ihr das seltsam vor: Er lebe.

Das war ja doch wohl nicht buchstäblich zu nehmen. Wie sollte das wahr sein: dieser Jesus, der vor 2000 Jahren existierte, noch jetzt am Leben! Man musste es wohl bildlich auffassen, wie so manches in der Bibel. «Jesus lebt» heisst wohl: sein Andenken lebt weiter; so wie mein lieber toter Ruedi für mich weiterlebt, aber eigentlich ist er tot. So ist Jesus eigentlich tot, und bildlich sagt man: er lebt. — Aber nein, so konnte es auch nicht gemeint sein; in der Ostergeschichte, die verlesen worden, waren die Jünger ja bestürzt und wie vor den Kopf geschlagen. Und wenn Jesus bloss in ihrem Andenken und ihrer Erinnerung weitergelebt hätte, so hätten sie durchaus nicht so bestürzt sein müssen, denn das ist das natürlichste von der

Welt. Es muss also etwas anderes sein mit diesem «Jesus lebt».

Merkwürdig ist das ja schon, wie so ein Satz, der einem am Ostertag in der Kirchenbank ganz normal vorkommt, am Werktag so seltsam fremd und fern erscheint. «Jesus lebt.» Was in aller Welt soll ich damit anfangen?

Da kam die junge Frau Elisabeth auf einen ausgefallenen Gedanken: sie dachte den Ostermontag damit zuzubringen, bei den Leuten zu fragen, was das sei: Jesus lebt. Oh, die werden Augen machen, lächelte sie, am Ende sperren sie mich noch in den Hasenbühl. Und sie verspies das letzte Brötchen mit Brombeerkonfitüre, stand auf und wusch flink ihr Morgengeschirr.

Was zieh ich wohl an? Den grossen Hut? Nein, der sieht nach Sektenpredigerin aus — also den kleinen. So schloss sie die Wohnung ab und stieg behende die Treppe hinunter.

Sie fing an beim Garagisten, der mit blendend weisser Mütze neben der Esso-Säule stand. Der lachte und zeigte ein mächtiges, weisses Gebiss (macht sich gut zur weissen Mütze, dachte Elisabeth) und sagte: «Auf solche Fragen versteht sich unsereiner nicht; über Differentialgetriebe und Hubraum — na schön, da kann ich Ihnen etwas erzählen; aber Jesus lebt...? Hangen sie keinen Mucken nach, das wäre schade für Sie; tücken Sie doch lieber die Sonne an, wie schön sie scheint!»

«Ich dachte nur» — sagte Elisabeth — «Sie seien doch auch ein Christ.» «Na ja, das schon; aber jetzt hab ich Dienst.» Da zog Elisabeth weiter. Ich frag ihn, was das heisst: Jesus lebt, und er sagt mir: gucken Sie doch lieber die Sonne an, wie schön sie scheint.

Das zweite Opfer war dreiköpfig. Drei Männer sassen auf einem Bänklein am Fluss — es waren die Redaktoren des «Kirchenboten», die die Mai-nummer besprachen — und weil sie dachte, das seien doch Christen, hoffte Elisabeth hier eine klare Antwort zu bekommen. Aber ach, es war nicht so leicht zu verstehen, wie sie es meinten, dass Jesus lebe. Von Endzeit und Urzeit kam etwas vor und von kosmischem Ereignis, und das kam Elisabeth zu schwierig vor. Zum Schluss sagte man ihr noch: «Reden Sie mit dem Herrn selber darüber, er selber muss es durch seinen heiligen Geist Ihnen kundtun.»

Dann ging sie weiter, dem Flussweg nach und sah vor sich einen alten, etwas verwahrlosten Mann mit einem gelben Band um den Arm. Den sprach sie an und er hatte eine grosse Freude, dass so eine nette junge Frau etwas zu ihm sagte. Aber er konnte keine Antwort geben, denn er war ein Taubstummer. In die Ohren schreien mochte ihm Elisabeth ihre Frage auch nicht, weil sie sich genierte. Wie sie sich mit einem freundlichen Lächeln verabschieden wollte, weil da ja doch nichts zu holen war, kam ein kleines Mädchen dahergehüpft und sprang an dem Alten hoch und sagte Grosspappi zu ihm. Wie der eine Freude hatte! Glanz glänzig wurden seine Augen! Das kleine Mädchen zog ein wenig Schoggi aus der Tasche und wickelte sie aus dem Silberpapier und gab dem Grosspappi davon, und wieder hatte er eine grosse Freude.

Ach, ich werde kaum eine rechte Antwort bekommen, seufzte Elisabeth, ich gebs auf. Ich weiss was! Ich leiste mir einmal ein gutes Zmittag in der Küechliwirtschaft und vorher reichts grad noch für einen kleinen Besuch bei meinem Ruedi. Und so nahm sie den Weg über den Gottesacker. Ein Gärtner war da und setzte grad ein paar Stöcklein Vergissmeinnicht. Sie kam mit ihm ins Gespräch und er sagte: «Ja, ja, es ist eigen: bei den Samen und Knollen, die man in den Boden legt, weiss man, dass es noch etwas gibt draus. Wenn man das von den Begrabenen hier auch so sicher sagen könnte...!»

Am Abend sass die Frau wieder an ihrem Tischlein am Fenster und breitete in Gedanken vor sich aus, was sie heimgebracht auf ihre Frage. Vom Garagisten: «Freu dich an der Sonne!» Von den Redaktoren: «Frag den Herrn selber!» Vom Gärtner: «Wenn man das von den Begrabenen auch so sicher sagen könnte.» Und vom Taubstummen? Ja, die Freude, die das kleine Mädchen ihm bereitet hat!

Und nun war es eigen: die Frau merkte, dass diese vier Säckelchen etwas zu tun hatten mit einer Antwort auf ihre Frage. Nämlich so: «Jesus lebt», das bedeutet, dass er mir immer wieder Freuden schickt, kleine und grosse. Wohl dem, der merkt, dass sie von ihm kommen. Und: «Jesus lebt» heisst: er ist da, wie eben ein Lebendiger da ist, ich kann ihn fragen und er gibt Antwort, er lebt und hat eine Stimme. Wohl dem, der auf sie zu hören gelernt hat. Und «Jesus lebt» bedeutet: Seine Art, die Liebe zu den Verschupften, lebt weiter, er lebt in denen, die die Geringen lieb haben. Und das Letzte: Weil er auferstanden ist und lebt, ist der Gottesacker nicht ein Totenfeld, sondern eine Saat auf Hoffnung.

H. Sch.

Kirchenrenovation in Reigoldswil

Nicht nur dem Redaktor des «Kirchenboten», sondern noch manchem Leser mag es ein überraschender Bericht gewesen sein, als Mitte Februar die Tageszeitungen zu berichten wussten, dass im hintern Frenkental in aller Stille ein grosses und schönes kirchliches Werk zum Abschluss gebracht werden konnte. Der Nachmittag des 18. Februar versammelte nebst der Gemeinde die für die äussere und innere Gestalt unserer Kirche verantwortlichen Persönlichkeiten zu einer eindrücklichen Einweihungsfeier. Wohl werden in der Regel nur neue Kirchen eingeweiht. Aber nach acht Monaten Arbeit war eine so gründliche Veränderung über den Raum gegangen, dass es sich rechtfertigte, von einer «neuen» Kirche zu sprechen und den Einzug in diesen renovierten Raum gebührend zu feiern.

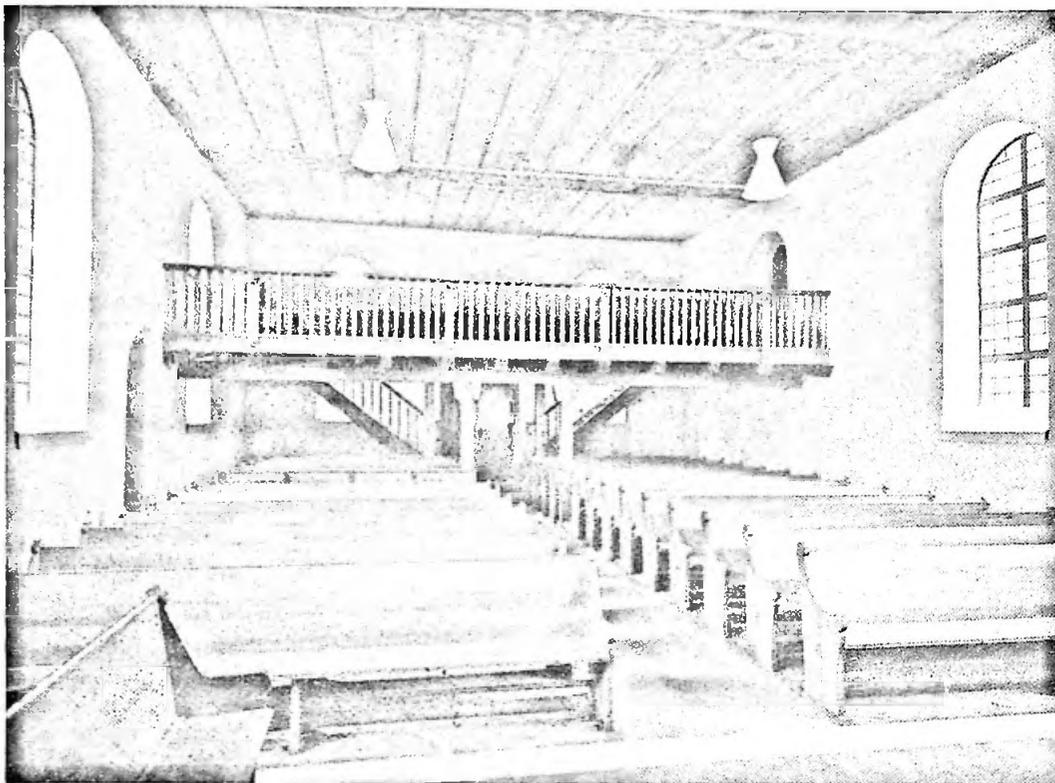
Was war nun alles anders geworden? Alles, aber auch restlos alles. Nur die Kanzel, die schon die Renovation von 1768 überstanden hatte, wurde als erhaltenswert befunden. Aber auch sie musste eine gründliche Wäsche von allen Anstrichen und einen Platzwechsel über sich ergehen lassen. Geändert werden musste auch die Orgel. Nicht nur brauchte es ein neues Instrument, sondern vor allem einen

neuen Standort. Den rechten zu finden war die eigentliche Knacknuss dieser Renovation. Die Lösung wurde in einer Umgruppierung von Kanzel und Orgel gefunden, wobei die Orgel aber in einen Ausbau zu stehen kam und damit zurücktrat, während die Kanzel an der linken Seitenwand zu überaus günstiger Wirkung gelangte.

Neu wurde sodann die Empore, die in massiver Eichenholzkonstruktion jetzt den hintern Teil des Raumes kräftig und ruhig zugleich durchzieht. Neu sind die Bänke mit der elektrischen Heizung darunter. Nicht zuletzt sei auch die Holzdecke erwähnt mit drei schmuckvollen Querfriesen aus der Künstlerwerkstatt Walter Eglins.

Neu und neuartig wirkt der trutzige Taufstein, eine Plastik, welche Jakob Probst seiner Heimatgemeinde geschenkt hat. Der neueste Bestandteil wird der Abendmahlstisch werden. Hoffen wir, dass er bis zur Einweihung der Orgel im Juni der Kirche zur Verfügung stehen wird.

Es ist die Kunst des Bauens, die praktischen Erfordernisse, um deretwillen ein Raum gebaut wird, zweckmässig zu erfüllen und dabei Lösungen zu treffen, die das Schönheitsempfinden vollauf befriedigen. Wir bekennen offen, dass dieses Ideal



Innenansicht der Kirche

Photo Claire Roessiger, Basel

nicht erreicht werden konnte. Die bestehenden Raumverhältnisse inwendig und mehr noch rings um die Kirche zwangen zu Kompromissen, bei denen die praktischen und die ästhetischen Forderungen einander entgegenkommen mussten. Nun aber das Werk fertig geworden ist, ist es unsere Freude, dass Lösungen getroffen worden sind, die die praktischen Forderungen berücksichtigt haben und doch den Eindruck eines überaus gefreuten Kirchenraumes erwecken.

Die Kirchgemeinde hat bei der Einweihung allen Beteiligten, besonders dem Architekten M. Schnei-

der, den Dank für die grosse Arbeit ausgesprochen. Aber darüber hinaus ist uns durch diese erneuerte Kirche die Bedeutung aufs Herz gelegt worden, dass wir als «reformierte» Kirche von unserm Herrn selbst zu einer ständigen Reformation unseres Glaubens und Lebens berufen sind. Ein Kirchenraum ist ja auch nur «irdenes Gefäss» für den Schatz des Wortes Gottes. Möge darum die Gemeinde, die sich in diesem neuen Raum versammelt, an sich das Werk des erneuernden und heiligenden Geistes Gottes ständig erfahren, das ist der herzlichste Wunsch, den wir für dieses Gotteshaus haben.

E. B.

Die Antworten auf unsere Umfrage

(Fortsetzung)

Was erwarten Sie von einer neuen Kirchenverfassung?

K. St. in L.: «Mit dem Baselbieter Volk freue ich mich, dass der Herr uns durch die neue Verfassung nochmals eine Gelegenheit zur Besinnung auf die zentralen Forderungen des Glaubens geben will. Diese Verfassung wird ja davon zeugen, wie weit wir Gemeinde Jesu Christi sind.»

E. R. in M. sehr kurz: «... dass sie (die Verfassung) weitherzig sei. — Wohl in die gleiche Richtung zielt Frau J. Sch.-H. in B., wenn sie schreibt: «Von einer neuen Kirchenverfassung erwarte ich, dass dort auch die freisinnigen Stimmen gehört und geachtet werden. Freisinnig ist ein dehnbarer Begriff; wer freisinnig ist, ist kein Atheist, wie mancher streng Positive vermutet. Freisinnig sein will nicht bedeuten, dass man die Wunder der Bi-

bel wissenschaftlich begründet. Nein, freisinnig sein heisst offenes Christenbekenntnis, aber auch offenes Verstehen. Wir wollen nicht glauben, dass eine kleine auserlesene Schar ‚gerettet‘ ist; wir haben alle die unendliche Gnade nötig; denn durch ein noch so frommes Leben verdienen wir uns den Himmel nicht. Darum bin ich freisinnig und noch viele mit mir. Und darum bin ich traurig, dass man z. B. im Probeband die Wünsche der Freisinnigen gar nicht beachtet hat.» (Dafür, wie es scheint, um so mehr im endgültigen Gesangbuch. Red.). — Darf ich dazu eine kurze Bemerkung anbringen? Wenn alle, die der «freisinnigen» Richtung angehören, darunter verstünden was Frau Sch., wäre eine Verständigung zwischen den «Richtungen» wohl nicht so schwer, ja brauchte es gar keine besondern Richtungen, wie wir sie in unsrer Basel-

Basellandschaftliche Zeitung

Tagblatt von Baselland

Inseratenpreis:
Die kleinstmögliche Zeile
oder deren Raum im Lokal-
Raum 11 Cts.
Schweiz und Ausland
15 Cts.

Bei Wiederholungen Rabatt
laut Rubrik-Zeitl.

Reklametexte (unter dem
Redaktionsstrich): 50 Cts.

für Restat (abgeholt oder durch Austräger)
für die Schweiz (bei der Expedition bestellt)
Bei der Post bestellt: Buschlag

Abonnementpreise:

per Quartal 2. 20
per Halbjahr 4. 70
per Jahr 8. 20

Postauszahlung für
Schweiz 20 Cts. Bestellgebühr

6 Monate 4. 20
12 Monate 8. —

Ausland:
Bei der Post bestellt:
Fr. 3. — per Quartal zuzügl.
Zeitungs-Transporttaxe des
betreffenden Landes.
Bei der Expedition bestellt:
Fr. 7. 50 per Quartal
für tägl. Frankentransport;
Fr. 6. 50 per Quartal
für Zubehör 3/4 der Woche

Telephon 95

Druck und Verlag von Eudin & Co., vorm. Gebr. Eudin, in Biestal.

Telephon 95

Erstes Blatt.

Die Kirche von Bubendorf.

(Gr.-Korrespondenz.)

Gegenwärtig werden Reparaturen vorgenommen am Kirch-
turm von Bubendorf, indem die defekt gewordene Mischbedachung
durch eine neue ersetzt werden muß. Da am 28. dieses Monats
um 34 Jahre verfloßen sind seit der Uebergabe dieses Gottes-
hauses zum öffentlichen Gottesdienste, geziem es sich wohl, einige
kurze historische Streiflichter zu werfen auf die merkwürdige
Vergangenheit der frühern und jetzigen Kirche, zumal namentlich
die jüngere Generation nur beschränkte Kenntnisse besitzt von der
geschichtlichen, oder wie wir besser sagen kirchengeschichtlichen Ent-
wicklung. Es ist ziemlich bekannt, daß die Pfund Bubendorf
ehemals ein sogenanntes *Clehen* bildete der Familie Strübin
von Biestal. Im Jahre 1486 erkaufte diese Familie die Pfund
Niesen von der Familie Rotberg und besaß nun solche bis 1535,
wo sie dann Leonhard Strübin, erster reformierter Pfarrer,
damals „Präbikant“ genannt, einem gewissen Leonhard Spieß
von Niesen zum Lehen übergab, welcher der Pfund dafür 2
Stebler entrichten mußte. In diesem Rechte war auch der
sogenannte „Kirchensatz“ inbegriffen, d. h. das Recht der Bestellung
und Installation der Geistlichen. — Seit 1535 war Basel im
Besitze dieses Vorrechtes und belehnte nun, da die Familie
Strübin mehrere berühmt gewordene Männer besaßen, welche
sich im Dienste der Heimat ausgezeichnet, mit dem Recht der
Besetzung der Geistlichen in der Kirche von Bubendorf — d. h.
sofern eben in dieser Familie fähige Geistliche vorhanden waren,
was hien in der Folge nicht jedesmal zutraf.

Als vorreformatorische Geistliche können namhaft gemacht
werden ein Hans Münch, welcher dadurch bekannt wurde, daß
er sich eine Seelenmesse stiftete, Johannes Rippe, Vikarius vom
Jahre 1399, Hermann Zuhof, „Lütpriester des Dorffes zu
Bubendorf“ — er kommt in verschiedenen Urkunden vor als
Zeuge — Ulrich Pfaffner vom Jahre 1481, Heinrich Schärer,
Anthoni Heinemann und Marx Heiland. Seit 1535 amtierte
Leonhard Strübin als Oberhelfer und Antistes der Geistlichen
der Landschaft in Bubendorf und Niesen. Er war ein Schüler
Desolampadius, des Reformators von Basel, dessen Lehre suchte
er auch in seinem Arbeitsfelde auf der Landschaft einzuführen.
Ursprünglich stammten die Strübin von Lattwil im Elsaß. Der
Großvater von dem eben genannten Leonhard, Hans Strübin,
war seiner Zeit als Tuchmann nach Basel ausgewandert, stieg
zum Zunftmeister zum Schlüssel — Ratsherr und Hauptmann.
Der Sohn Heinrich, Gastwirt zum Schlüssel in Biestal, bekannt
als tüchtiger Kriegsmann in den Burgunderschlachten, brachte die
berühmte Trinkhale des Herzog Karls mit, in welcher die
Worte eingraviert sind, mit dem Strübin-Wappen:

„Heinrich Strübin von Biestal bracht
Dise Schalen aus Nancee Schlacht.
Flüch Hochmuth, fürcht Gott, sins Wort
acht. Im Jahr 1477 es geschah.“

Die dankbare Vaterstadt Biestal ließ diesem Heinrich Strübin
bei der Renovation des Rathauses ein Plätzchen sichern, worin
er vom Künstler abtonterte ist, mit der erbeuteten Trinkhale.
Lange Jahre war dieser Trinkbecher hier im Pfarrhause aufbe-
wahrt und gezeigt worden als kostbare Tropfäe. Der erwähnte
Sohn des Heinrich Strübin, Leonhard, führte in der Kirch-
gemeinde manche Neuerung ein, legte z. B. das Taufregister und
Trauregister an, und Bubendorf darf sich mit Recht rühmen,
eines der ältesten Register Basellands zu besitzen. Im Jahre
1564 stiftete er das sogenannte noch heute bekannte und vor-
handene Kammergut zur Unterstützung von bedürftigen Geistlichen,

welches namhaft durch Zuschüsse vergrößert wurde. In allen
seinen Taten und seinem ganzen Handeln ein ganzer Mann,
stark er nach langem Krankenlager den 13. Juli 1582. Eine
gemalte Scheibe aus dem 16. Jahrhundert zum Andenken an den
würtigen Leonhard Strübin, welche sich in der neuen Kirche be-
findet, trägt unter dem Wappen der Aeligen von Bubendorf
folgende Inschrift:

„Bubendorffs alter Adel
„dieß ist Gottesforcht
„tugend adlet jeder Frift
„fürcht und lieb du Gott o
„frommer Christ“

mit der Widmung: „Herr Leonhard Strübin von Biestal ward
„Priester zu Niesen im Jahre 1525 beyder Kilchen Niesen und
„Bubendorf Pfarrherr im 34. Archidiaconus im 62 Jahr. Ist
„im Herrn entschlafen 1582 den 13en Juh, sins Alter in 80.
„Jahr war beyder Kilchen Vorsteher der in die 57 Jahre lang.“
Nebenbei das Wappen der Strübin mit der Umschrift: „Heinrich
„Strübin Pfarrherr allhier zu Bubendorf und Niesen 1583.“
Legterer war Leonhard Strübins Nachfolger und hatte es im
sogenannten Rappenkrieg dahin gebracht, daß die Gemeinde
Bubendorf an dem Aufstand keinen Anteil nahm. In Anerkennung
dieser löblichen Verdienste wurden ihm vom Rat von Basel 3
Zucharten Neben auf Guggershalben hinter der Kirche „wegen
„des getreuwten Dienst so er uns bischerr unterthänig erwiesen
„an fürterhin thun soll und mag.“, überlassen und zehnten-
frei erklärt. Dieser Bauernaufstand fand einen ehrenvollen Ab-
schluß auf der Wildenstein im Jahre 1594. — Unter
diesem Pfarrer und zwar schon bei seinem Antritt wurde die
Pfund Bubendorf zu einem Erblich erklärt. — Hierauf folgten
mehrere Strübin als Pfarrer dieser Gemeinde, und zwar in fol-
gender Reihenfolge:

Im Jahre 1626 Christoph Strübin, geboren 1587, früher
Ausbildung fremde Hochschulen bezieht, hatte aber später viele
Händel mit der Gemeinde wegen des Heuzehntens, und manchen
Streit mit der eigenen Verwandtschaft wegen eines seiner Auf-
fassung zuwiderlaufenden Vermächtnisses. In Ermangelung eines
Theologen aus der Strübin Familie trat 1638 ein Andreas
Karger in die Lücke; da jedoch ein ernstkranker ihn befiel,
so mußte Schulmeister Schlichter dieses Amt übernehmen bis
zum Jahre 1642, da er dann durch einen Jakob Stegmeyer
abgelöst wurde. 1645 kam nun wieder ein Hans Heinrich
Strübin als Pfarrer in die hiesige Ortshaf, ein Sohn des
vorigen Crispian. Von ihm meldet das Kirchenbuch: „Die
„Zeit seines Amtes war beinahe ein beständiger Rechtsandel
„und dauerte 47 Jahre lang.“ 1693 figurirte ein Heinrich
Strübin, geb. 1648, früher Lehrer. Er legte das Todesregister
an und führte die Kirchenbücher pünktlich. Er verwaltete die
Pfarrrei 12 Jahre lang und starb 1705, wo ihn dann ein Wil-
helm Strübin ersetzte, Sohn des Strübin Johanns Pfr. zu Stein
bei Mürsbach, Großsohn des Crispian. Er war vorher Dekanus
des Waldenburger Capitels 12 Jahre und amtierte als Pfarrer
von Bubendorf 21 Jahre lang. Auf ihn folgte 1726 sein Sohn
Wilhelm bis zu seinem Ableben 1734. Ein Geistlicher bemerkt
zu diesem Abschlusse im Register:

„In Ermangelung eines tüchtigen Strübins und aus Mit-
leid gegen die Witwe und die Waisen, freilich nicht nach der
allerstrengsten Gerechtigkeit, wurde durch eine Rathsherrverkenntnis
vergönnt die Pfund ferner zu besitzen und die Pfarrei durch
Bikare verwalten zu lassen, bis einer ihrer Söhne das Alter
und die Fähigkeit erlangt haben würde, seines Vaters Stelle zu
ersetzen.“ Dies ging nun allerdings geraume Zeit, bis zum
Jahre 1750. Als Bikare amtierten seit vorerwähntem 1734 Jahre
ein Bonifacius Burkhard.
1739 Joh. von Speyr.

1741 Joh. Heinrich Fichter, welcher jedoch seines schlechten Lebens-
wandels auf Ende April 1744 entlassen werden mußte.
1744 Joh. Jakob Brudner, welcher 1747 nach Klein-Hünningen
berufen wurde.

1747 Bischoff (Taufname unbekannt).
1750 dann wieder ein Joseph Strübin, allem Anscheine nach
sein großes Kirchenlicht. In öffentlichen Vorträgen soll er
schwach, aber in der übrigen Amtsverwaltung nicht so schläfrig
gewesen sein. 1768 wurde er durch den ältesten Sohn des Joh.
Wilhelm ersetzt. Leider lernte er keine Bestimmung nie recht
kennen. Die Gemeinde wurde über ihn unwillig, beschwerte sich
bei der Obrigkeit, die dann das Erbleben mit vollem Rechte auf-
löste. Auf ihn folgte 1795 Nikolaus von Brunn, ein Theologe
ersten Ranges. Geboren war er 1766 als Sohn des Simon
von Brunn, Pfarrer zu Winterlingen. Er war der erste Pfarrer,
der durch eine ordentliche Wahl der Einwohnerschaft zu dieser
Stelle gelangte. Da die kirchlichen Verhältnisse zu wünschen
übrig ließen, wurde auf obrigkeitliche Prüfung hin erkannt:
„Daß fortin alle Adjuncti zu Niesen wohnen, die Kranken, den
„Unterricht, die Leichen- und Hochzeitreden besorgen und halten
„und besondere Aufsicht auf die Schulen zu Niesen, Arboiswil
„und Lupingen haben sollen, die Aufsicht der Armenpfedel werde
„der Adjunct mit dem Pfarrer zu Bubendorf gemein haben und
„die Sonntags-Prebigen alle 14 Tage mit demselben wechseln.“

Niklaus von Brunn amtierte in Bubendorf sowohl als Prediger
auf der Kanzel, wie im Umgange mit den Leuten wirklich
im Segen, und noch jetzt hat der Name von Brunn hier
einen guten Klang. Den 23. Juli 1804 berief ihn die Kirch-
gemeinde Biestal zum Pfarrer. 1804 wird ein Pfarrer Andreas
Edlin geb. 1746 genannt, vorher Pfarrer in Diegten, welcher
bis 1822 amtierte. Jakob von Brunn, Sohn des schon erwähnten
Niklaus, des Vaters würdiger Nachfolger, betrat nun durch
Wahl und Loos der Gemeinde die Kanzel und verfaß sein Amt
zu seinem vollen Lobe, bis die Wirren der 30er Jahre seine
Wirksamkeit hemmte und er Ende Juli des Jahres 1833 von
in die Armenanstalt Buggen, dann als Pfarrer nach
Basel zu St. Theodor und starb nach längerem Leiden am
19. Februar 1861. Seit 1834 wirkten dann noch die Geistlichen
Johann Heinrich Weber von St. allen, 1840 Albert Barth,
1852 Theophil Stähelin geb. 6. Nov. 1827, dessen 2 Söhne
gegenwärtig als Pfarrer amten. Auf ihn folgte 1879 Eduard
Bernoulli-Holzach geb. 21. Aug. 1830 in Birmensdorf, wo sein Vater
ebenfalls Pfarrer gewesen. Von 1853—1866 Hilfsgeistlicher
in der Pfarrei Freudenberg (Breufen), dann mehrere Jahre
deutscher Pfarrer in Aigle und Yverdon, — ferner Pfarradjunct
in Mühlihausen im Elsaß, kam er 31. August 1879 hierher. —
Er ist der letzte Prediger welcher in der alten Kirche seine
Stimme erhob. 1884 folgte er einem Rufe der Kirchengemeinde
Merishausen, St. Schaffhausen. Der Bahu der Zeit hatte im
Laufe der Jahrhunderte allzusehr an dem Kirchlein genagt. Als
ein auswärtiger Pfarrer das Innere der Kirche besichtigte, brach
er in die Worte aus: „Was alt und verjährter ist, ist nahe bei seinem
Ende.“ In Folge eines heftigen Sturmwindes im Jahre 1877
wurde das mächtige eiserne Kreuz des Turmes arg demoliert.
Der damalige Seelsorger, Hr. Pfr. Theophil Stähelin, dichtete
auf diesen Anlaß, nachfolgende Worte, welche dann in einer Blech-
dose in den unter dem Kreuze befindlichen Knauf versorgt wurden,
um der Nachwelt diesen Vorfall zu übermitteln.

„Im Jahr des Heils, da man geschrieben
Eintausend, achthundert, siebzig und sieben,
Da ward der Turmhelm renoviert
Mit einer neuen Spitze verziert.
Zuvor war oben ein großer Knauf
Mit einem eisernen Kreuze darauf.
Das tat der Sturmwind niederdrücken

Feuilleton.

Die weiße Frau.

Ein Roman von Lauenstein von Ann y W o t h e.

Copyright 1912 by Ann y W o t h e, Leipzig.

Hol ihn der Teufel! Er ist ein Dämon, ein Vampir, was weiß ich.
Aber so viel steht bei mir fest, das arme Weib da werde ich seinen
Klauen entreiben, und Du, Holm, Du sollst mir dabei helfen!
„Alle guten Geister, Junge, Du bist verrückt. Weißt Du, ich zwis-
schen Eheleute drängen, das ist noch nie mein Fall gewesen. Aber komm
jetzt, sonst wird uns das Essen kalt.“
Zögernd nur folgte Peter Jörgens dem Freunde die schmale Treppe
in den Burghof hinab. Sein Auge suchte immer wieder die Fenster des
Lorwarthhäuschens, wo die Sonne verglomm.
Am Burgtor unterwies Peter den Freund in den Mechanismus,
durch den man selbst das eiserne Gitter des Burgtors öffnen und schlie-
ßen konnte, dann traten sie durch das Tor und schritten über die Brücke
des Wallgrabens dem Burgfried zu.

In dem großen, etwas niedrigen Gemach des Lornparthhäuschens
mit dem altfränkischen Hausrat, der durch einen mächtigen Kleiderschrank
aus der Biedermeierzeit in zwei Hälften geteilt wurde, von dem die
vordere als Bohrraum diente, während die hintere das Schlafgemach
bildete, stand Katharina v. Rittberg an einem der kleinen Fenster, das

nach dem Burgfried zu gelegen, und starrte Jen v. Rittberg, der soeben
durch die Tür trat, mit finsternen Augen entgegen.

„Das muß ich sagen, Karen“, postierte Rittberg, sich auf einen der
bequemen Polsterstühle des Wohngemaches werfend, „Du machst es mir
wirklich schwer! Heute nachmittag läufst Du mir davon, und ich muß wie
ein Lahmsinniger fast bis nach dem Hammer hinter Dir herlaufen, und
jetzt ertappe ich Dich da unten auf der Plattform im gefühlvollen Ge-
spräch mit diesem Federsucher, dem leichfertigen Doktor, und seinem
Freund, dem Rendsfähr, von dessen Liebesaffären ganz Berlin spricht.
Habe ich Dir nicht unterzagt, Dich mit Fremden zu unterhalten? Ist Dir
mein Befehl nichts? Staubst Du, mit trogen zu können?“

Er schob zornig den bunten Wallbumentisch auf der Tischplatte
von sich, und seine grauen Augen suchten die blasse Frau feinselig an.
Diese stand noch immer unbeweglich am Fenster des langen Ge-
maches, das nach der Vorburg zu, dem Burgfried gegenüber, lag, und
ihre Blick irte weit in die schimmernde Ferne, über die der Abend kam.
Karen schwie, als hätte sie kein Wort von dem, was der Mann
sprach, verstanden.

„Willst Du mir nicht wenigstens antworten?“ grollte der Professor
aufspringend und an das eine der drei Fenster tretend, die nach dem
inneren Burghof die Aussicht frei ließen, während das vierte nach der
Plattform hinausging. „Du nimmst meine Gebuld in geradezu unver-
antwortlicher Weise in Anspruch.“

Die Frau wich wie müde mit der schmalen Hand über die weiße
Stirn. Ihr Antlitz schien starr und unbewegt wie weißer Marmor.
„Ich habe Deine Nachsicht nicht verlangt, Jen, Du hast sie mir auf-
gezwungen. Vergiß das nicht.“

„Ja, weil ich unsere Schande nicht in die Welt schreien will, weil
ich gut machen will, was Du verbrochen hast.“

„Du?“ Schneidend kalt, höhnvoll, klang es aus dem Munde der
schlanken Frau.

„Jawohl! Ich! Staubst Du, ich würde Dir sonst mein ganzes Leben,
mein Fühlen und Denken weihen?“

„Ich habe nicht darnach verlangt, Jen. Jen! Laß mich frei, das ist
der einzige Wunsch, den ich habe.“

„Niel! Du gehörst zu mir! Gemeinsam müssen wir die Schuld, die
grauenvolle, tragen.“

Ein Zittern durchbebt den zarten Leib der Frau, die sich jetzt, wie
einen Halt suchend, fester an das Fenster lehnte.

Ihre weiße Stirn feuchtete sich wie in siebender Angst, ihre Zähne
schlugen fast hörbar aufeinander, als sie jetzt mühsam die Worte herbor-
stieß:

„Es ist nicht wahr, Du weißt es, ich bin unschuldig an dem Ver-
hängnis, das über uns gekommen!“

Ein funtelnder Blick der hellen, grauen Augen glitt über sie hin,
ein Blick, in dem es unter dem kalten Lächeln doch wie von tiefen Leiden-
schaften tobete.

„Du bist unschuldig, wenn ich es will, Karen, vergiß das nicht.“

„Ich will nicht von Dir abhängig sein, ich will Dir nichts zu danken
haben, nichts“, kam es leidenschaftlich aus ihrem Munde.

„Du wirst wohl müssen, Katharina, oder soll Dein Kind —“

„Halt“, schrie sie entsetzt auf. „Sprich das Unerhörbare nicht aus, ich
ertrage es nicht.“

„Sel doch vernünftig, Karen“, begütigte er, und seine Stimme wurde

Zeit möglichst gerecht werden, hieß es, die Generation von heute stelle andere Anforderungen an Kirche und Predigt, als die frühere, die bisherige Form der Abhaltung des Gottesdienstes sei nicht mehr haltbar, sondern habe den modernen Verhältnissen und der veränderten Zeit Rechnung zu tragen. Mancher Geistliche ging darauf ein, hielt diese Gründe für wirklich und stichhaltig genug und suchte entweder durch etwas anders gestalteten Gottesdienst oder dann durch Anpassung der Predigt seine Kirchgänger aus der alten Zeit in die modernere, vielleicht auch kritischer veranlagte ohne große Schwierigkeiten, gleichsam unbemerkt hinüberzuleiten. Es lag dabei hie und da noch die leise Hoffnung zugrunde, es werde auf diese Weise der Kirchenbesuch, der in den letzten Jahren eher ab- als zugenommen hat, leichter wieder eine Zunahme erfahren, da manchem Zuhörer die neuzeitliche Predigtweise besser zugehe. Das Bestreben des Predigers war leicht begreiflich, und es ist auch ferner begreiflich, wenn die Predigten selbst Gebiete einbezogen, die nicht gerade streng aus dem Texte hervorgehen oder den Zuhörer innerlich erquickten. Die soziale Frage, die Mission, wichtige Vorgänge wirtschaftlichen und politischen Lebens wurden in die Predigt verflochten in bester Meinung, dem Zuhörer durch die Ereignisse und das Leben des Alltags die christlichen Heilswahrheiten klar und anschaulich zu machen. Das hat gewiß seinen Grund, aber leider lag die Gefahr nahe, daß dabei ein wichtiges Moment verloren ging und das ist gerade, weshalb wir unsern „Wunsch“ dem Blatte anvertrauen. Bei aller guten Absicht vergaß man schließlich die Hauptsache: das Menschenherz. Wenn ich die Kirchenbesucher — ich meine nur die regelmäßigen, fleißigen, diejenigen, die gerne kommen — durchgehe, so finde ich wenige, die nicht irgend eine schwere Sorge, einen Druck, eine Last auf dem Herzen tragen. Seis dieser oder jener Art, darunter manches Weiblein mit gedrücktem Rücken, das sich von des Werktags Mühe kaum hat losreißen können, um am Sonntag des Herrn Wort zu hören; darunter aber auch manchen Mann, dem eine harte Führung vorzeitig die Haare gebleicht hat und der am Festtag seines Gottes wieder Trost und Aufmunterung für seine bedrängte Seele holen möchte, wieder neue Kraft schöpfen

möchte für die neuen Mühen der kommenden Woche. Daneben sitzt vielleicht auch hie und da eine oder einer, der mehr aus andern Gründen kommt; aber wer ziemlich fleißig die Predigt besucht, der kommt doch aus einem innern Bedürfnis. Es gibt eben noch viel religiöses Bedürfnis, noch manches Sehnen und Suchen nach Trost und Erquickung, noch viele Fragen der Seele, ein Verlangen, Sorgen und Sünde irgend wohin zu werfen und wieder frei zu sein von einem innern Druck, den niemand sonst abnehmen kann. Und wenn dann so ein schwerbeladenes Herz in die Kirche kommt und nichts findet für seine Seele? Wenn es hört von dem und jenem, wenn es eine schöne und formvollendete Rede hört, aber seine Frage ist nicht gelöst, sein Suchen nicht gestillt, wenn es mit seinem Druck wieder heim muß in die Sorge hinein? Heute hört man viel, fast ausschließlich vom Kriege predigen und es wird niemand sein, der dem Prediger einen Vorwurf deswegen macht. Die große Zeit beeinflusst auch die Kirche. Aber man vergesse auch da nicht, was uns Menschenkindern not tut. Unter den Kriegsgreueln wollen wir unsere Seele doch nicht verkümmern lassen. Es ist ja jedenfalls äußerst schwer, jedem recht zu predigen; aber wir glauben doch, die Mehrheit der kirchlichen Leute wird von der großen Frage bewegt: „Was muß ich tun, daß ich selig werde!“ und die Antwort möchte sie doch in den Predigten selbst finden. Dies wäre ein kleiner Wunsch eines Kirchenbesuchers. Vielleicht regen unsere Zeilen zu weiterer Aussprache an.

Die Kirche von Laufen.

Abseits vom Dorf, am Waldestrand, welcher den Grammont umsäumt, liegt die Kirche von Laufen. Die Lage ist auffallend. Sonst liegt die Kirche im Dorf, oder thront über demselben. Hier liegt sie in der Einsamkeit, vom Dorfe selbst durch die Ergolz getrennt. Die Frage, warum das so ist, ist leichter zu stellen, als zu beantworten. Die Sage, daß die alten Lausener die Kirche beim Dorf bauen wollten, dann der Teufel ihnen aber die Steine weggerollt habe, weil er gefürchtet, die Bewohner würden zu kirchlich, ist recht gut erfunden, hat aber kaum geschichtlichen Wert; wahrscheinlicher ist,

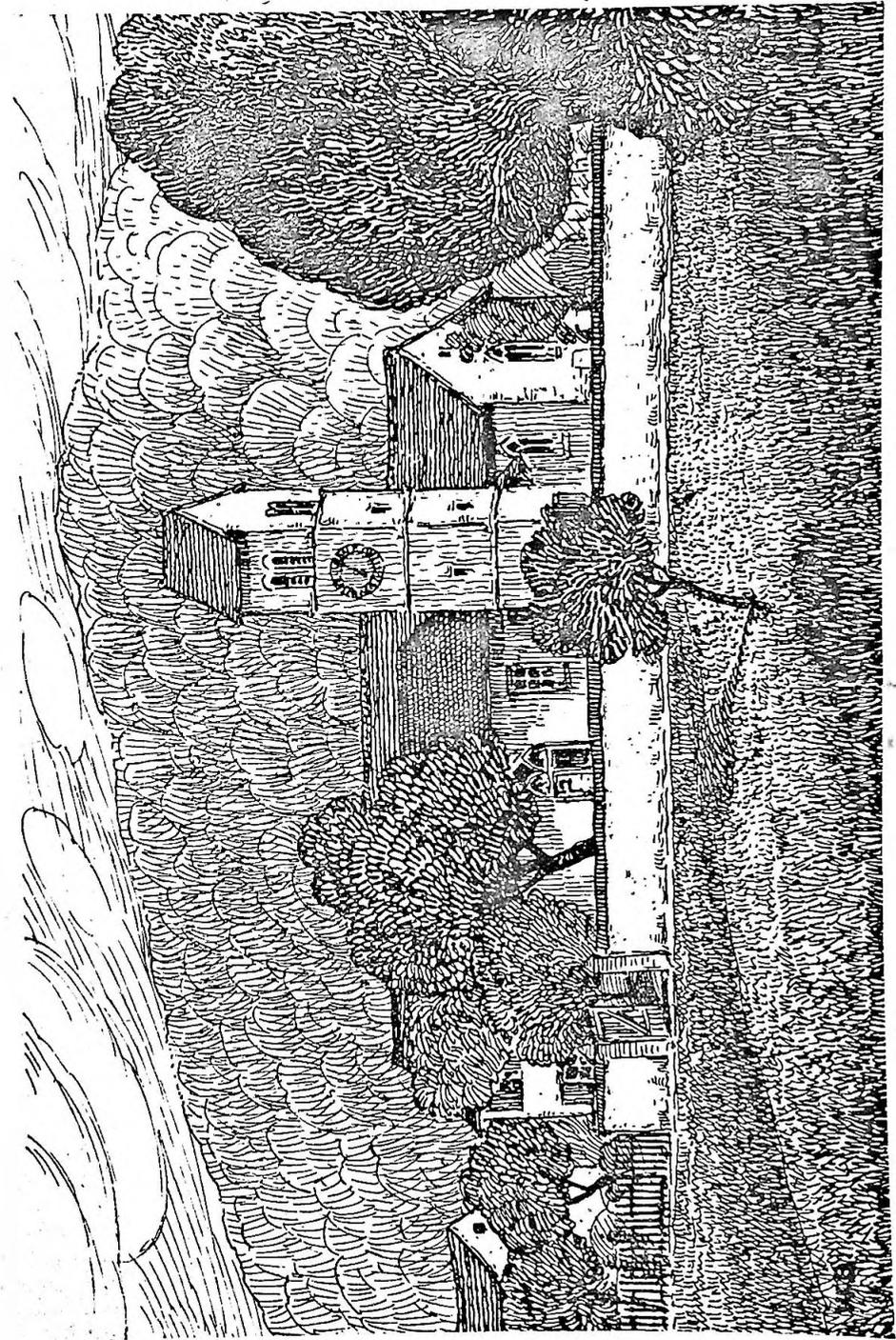
daß die Kirche an einem Ort erbaut worden ist, welcher schon in vorchristlicher Zeit eine Kultusstätte war. Diese Vermutung scheint dadurch bestätigt zu werden, daß in nächster Nähe sich das sog. „Heidenloch“ befindet. Die Bahnbrecher des Christentums pflanzten je und je heidnische Anbetungsstätten in christliche umzuwandeln.

Wann dort beim Heidenloch ein christliches Heiligtum entstand, ist nicht zu bestimmen, soviel ist aber wohl sicher, daß etwa im XI. Jahrhundert am Platz unserer jetzigen Kirche ein romanisches Kirchlein erbaut wurde. Bei der letzten Renovation wurde im Chor ein halbrundes Fundament bloßgelegt, welches auf diese alte Kirche schließen läßt. Auf das XI. Jahrhundert weist auch der Name der Kirche: „Niklaus-Kirche“. Sie ist dem Niklaus von Myra geweiht, jenem Heiligen, der als Santiklaus vollstümliche Berühmtheit erlangt hat. Auf ihn weist auch das alte Bild der jetzigen Kirche, welches den Heiligen darstellt, wie er eben durch eine Türe einer Armen ein Almosen zuteilt. Im XI. Jahrhundert war dieser Heilige in Mode gekommen, weil seine Gebeine anno 1087 nach Bari in Italien überführt wurden. Bei solchen Ueberführungen von Gebeinen wurden die frühern Besitzer derselben gefeiert und neuerbaute Kirchen nach ihnen benannt. (Erläuterung wundern sich wohl über die treffliche Geschichtskunde des Schreibers, Ehrlichkeits halber bekennet er aber, daß er seinem Kollegen in Liesstal in's Hest geguckt hat.) Die alte Niklauskirche ist der Zeit zum Opfer gefallen, der jetzige Bau stammt aus dem Jahre 1486, ebenso die Fresken im Chor. Bei der Renovation der Kirche im vergangenen Jahre wurden im Chor auch etliche Gräber aufgedeckt, natürlich weiß man nicht, wer dort begraben war. Vielleicht war der eine ein Stifter der Kirche. Im Schiff der Kirche wurde seinerzeit ein Wandgemälde aufgedeckt, welches die Maria darstellte, zu ihren Füßen kniet eine männliche Gestalt, wohl ein Stifter oder Gönner der Kirche; möglich, daß dieser in der Kirche begraben wurde; möglich ist auch, daß ein Einsiedler, Cyfried Stuß von Koblenz, der in einem Bruderhaus bei Lausen wohnte, daselbst seine Ruhestätte fand.

Mit dem seligen Niklaus von der Flüe hat nach allem Erwähnten unsere Kirche nichts zu

tun, so wenig wie der Namen des Dorfes, das Langson geschrieben wurde. Niklaus von der Flüe kam allerdings in die Gegend, es gefiel ihm aber nicht. Er sah in einem Gesicht das Elß in Feuer gehüllt und er zog es vor, statt dorthin wieder in seine Heimat zu pilgern. Ganz unrichtig hat er nicht gesehen!

Genauern Bericht über die Kirche haben wir erst aus der Reformationszeit. Die reformierten Pfarrer von Lausen waren Helfer in Liesstal und wohnten daselbst. Vielfacher Amtswechsel war die Folge dieser Doppelstellung. Eine Haupteinnahme der Pfarrer war der Weingehnten, und mit rührender Dankbarkeit erwähnen sie die guten Jahrgänge, so z. B. „1727 hat uns Gott der Herr 65 Saum Zehntenwein beschert, dafür sei Gott dem Herrn ewig Lob und Dank gesagt.“ Gut, daß die spätern Pfarrer feste Besoldung haben, sonst gäb's schmale Jahre. — Im Jahre 1685 wurde die Empore gebaut, offenbar war das eine Zeit guten Kirchenbesuchs, wo auch die Männerwelt noch auf das Bibelwort etwas hielt — heutzutage haben die meisten, ich meine aber nicht nur die von Lausen, anderes zu tun, z. B. sich das Rinn rasieren zu lassen, die Maschine zu ölen, damit sie am Werttag wieder läuft, Bäume zu pflöpfen, oder Kirschchen zu „günnen“, was alles nützliche und gute Werke sind. — Die größere Glocke im Kirchturm wurde anno 1717 von Hans Heinrich Weitnauer und Sohn gegossen, weil die alte „presthaft“ war; die kleinere Glocke ist älter. Heute aber sind beide Glocken nun presthaft geworden, und es ist zu wünschen, daß wie 1717 wieder einmal Beiträge zu neuem Geläute zusammenkommen. Ein Anfang zu einem Glockenfonds ist da. Im vergangenen Jahr wurde die Kirche renoviert, zum großen Glück aber nicht modernisiert. Die alten vier Eichenbalken stützen noch die Dielendecke, und wir danken dem Herrn Bauinspektor, daß er keine an den Dachbalken hängende Gipsdecke uns beschert hat, sintemal wir auf solch moderne Balancierkünste nicht viel halten. Unsere protestantische Kirche soll ein gutes Fundament und feste Träger und Balken haben, solch ein Zeug, das in der Luft hängt, und mit Gips verkleistert ist, taugt nicht viel. Einer Neuerung konnte sich unser Kirchlein nicht entziehen, sie hat elektrische Beleuchtung erhalten. Das ist nun an trübem Morgen eine gute Sache, leider



Die Kirche von Lausen.
Originalzeichnung von W. Ballmer.

7/3 18. Juli 1914

A Für die Naturalverpflegung wurden verausgabt Fr. 5887, für das Arbeitsamt Fr. 4582, zusammen Fr. 12 970. An diese Gesamtausgaben leistete der Bund 7½ Cts. oder Fr. 5734. Auf den Kanton entfallen Fr. 5708.

Die Kirche von Laußen. Bei den Renovierungsarbeiten in der Kirche zu Laußen, die gegenwärtig im Gange sind, bot sich Gelegenheit, im Chor eine Grabung vorzunehmen. Das Resultat war ein überraschendes. Das Gerüde, als ob Niklaus von der Flüe bis in unsere Gegenden gekommen sei und an der Stelle, wo er umgekehrt sei, die Kirche St. Niklaus von Laußen gebaut worden wäre, trägt die Erfindung an der Stirne. Sie ist entstanden durch die Jahreszahl, 1486, die an einem Fenstersturz an der Nordseite der Kirche sich findet und einen größeren Umbau der Kirche im genannten Jahre meldet. Wir wußten aber bisher schon, daß die Kirche schon mehr als ein Jahrhundert zuvor bestand. Denn in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts machte der Viefstaler Schultheiß Niklaus Bungekin eine Schenkung an die Kirche von Laußen. Die Grabung aber zeigte nun, daß die Kirche noch weit älter ist. Gleich nach den ersten Abhüben kam ein Stück eines romanischen Aushaßes zum Vorschein, der in seiner schönen Bearbeitung auf einen recht ansehnlichen Bau schließen läßt. Die weitere Grabung aber legte die halbkreisförmige Mauer des Chores (Apsis) sowie auf einer Seite das Fundament des Chorbogens bloß. Damit ist die frühere Laußener Kirche als ein romanischer Bau erkannt, der, nach seiner Bauart zu schließen, aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammte. Nimmt man noch dazu, daß der Patron der Kirche der heilige Niklaus von Myra war, so läßt sich der Kirchenbau von Laußen mit einiger Wahrscheinlichkeit zeitlich festlegen. Er gehört in die Zeit der Cluniazenser Reform, in die Zeit, wo Heinrich IV. mit Papst Gregor VII. im Streite lag (1077). Denn „unter den neuen Heiligen, welche in dieser Zeit durch die Gregorianer zur Verehrung gelangten, stand der h. Nikolaus obenan. Der Name dieses Heiligen, „Der Volksbesieger“, schien sich zum Ausdruck des stolzen Siegesbewußtseins besonders zu eignen, das die Gregorianer besaßen.“

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfolgte ein Neubau, der die gothischen Bauformen aufweist. Vielleicht verdankt er dem Erdbeben vom Jahre 1356 seine Entstehung. Der neue, nun viereckige Chor wurde um und auf der Südseite über dem alten romanischen Chor gebaut. In der Mitte dieses Chores fand sich ein Grab. Der Tote war mit einem grob gewobenen wollenen braunen Kleide in den Boden gebettet worden. Fast möchte man an einen Waldbruder (Eremiten) denken, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Laußen bezeugt ist, und der wohl, fast wie ein Heiliger verehrt, einen solchen Ehrenplatz in der Kirche gefunden haben könnte. Das letztere ist ja freilich eine bloße Vermutung, die zu glauben niemand gezwungen ist. Aber die Tatsache steht nun fest, daß die Kirche von Laußen viel älter ist, als man sie bis dahin gehalten hat, und auch das darf wohl mit einiger Sicherheit behauptet werden, daß sie ein Zeugnis dafür ist, wie auch in unserer Gegend die kirchliche Reformbewegung, wie sie sich in Papst Gregor VII. verkörpert hatte, um die Seele des Volkes rang.

Volksbank Sissach. Eine Anzahl Aktionäre dieses Institutes hat die unverzügliche Einberufung einer öffentlichen Generalversammlung zur Beschl.

Aus der Geschichte Läuſelfingens.

(Von Pfarrer Gauß, Bieſtal.)

1908

Die älteste Geſchichte des Dorfes Läuſelfingen liegt völlig im Dunkel. Es kann zwar angenommen werden, daß die Gegend ſchon zur Römerzeit bewohnt war. Freilich die Straße führte damals noch auf anderm Wege ins Aretal hinüber. Von Sommerau nämlich ſtieg ſie den Eſelweg hinauf nach Milchberg, wandte ſich nach Wyſen und ſenkte ſich durch das Erlimooſ ins Thal. Als die Alemannen das Land in Beſitz nahmen, ließ ſich eine Familie auch in Läuſelfingen nieder, welche der Anſiedlung den Namen gegeben hat. Die Alemannen waren noch Heiden. Bäume, Flüſſe, Hügel waren ihnen heilig. An ſolchen Orten verehrten ſie ihre Gottheiten. Noch in ſpäterer Zeit hat im Aberglauben des Volkes der Reſt des Heidentums ſich erhalten. So wird im Jahr 1570 mitgeteilt: „Im Bad Ransen wird uff Sant Johannis abend und nacht ſonderlich von unſern Leuten, welche diß tags halben dem Bad große Krafft zuſchreiben, neben großem Mutwillen Superſtition und Aberglauben getrieben.“ Wenn aber bis auf den heutigen Tag die Kirche abſeits vom Dorfe ſteht, ſo hat das vermutlich ſeinen Grund darin, daß, wie das häufig geſchehen iſt, die Kirche auf den Hügel gebaut wurde, wo ehemals die heidniſchen Opferfeuer loderten. Schon ziemlich frühe muß das Chriſtentum in die Gegend gekommen ſein. Die älteste Kirche ſtand in Milchberg, und war dem heiligen Martin von Tours geweiht. Dieſer, der Nationalheilige des fränkiſchen Reiches, deutet darauf hin, daß von dorthier das Chriſtentum Eingang in unſre Gegenden gefunden hat. In den meiſten Fällen waren es die Beamten des Königs, welche auf dem Gute der Krone das Gotteshaus errichteten.

Läuſelfingen hat ſicher erſt ſpäter ſeine Kirche erhalten, nachdem ein Bonifatius den Anſchluß der deutſchen Kirchen an Rom bewirkt hatte. Roms Einfluß zeigt ſich namentlich auch in den vielen Kirchen, die den Patronen der ewigen Stadt, Peter und Paul geweiht waren. Dieſe beiden Apoſtel wurden auch in Läuſelfingen verehrt. Ihnen war die Kirche geweiht.

Doch wir übergehen die weitere Geſchichte; wir erwähnen nur, daß 1226 Läuſelfingen ſchon als Dorf bezeichnet wird; gerade zu der Zeit, als der Ort durch die Eröffnung der Gotthardſtraße erhöhte Bedeutung gewann. Das Kloſter von St. Urban, das ſich des neuen Verkehrs wegen beſonders annahm, erwarb ſich auch Beſitz in Läuſelfingen und übergab einem Kloſterbruder in Läuſelfingen das Amt eines Wegverbessers. Wir wenden uns aber der Zeit zu, wo wir über die Ereigniſſe etwas genauer unterrichtet ſind, ſo daß es immerhin möglich iſt, ſich die Vergangenheit zu vergegenwärtigen.

Der alte Zürichkrieg mit der Schlacht von St. Jakob im Mittelpunkte hat auch unſerm Lande viel Unglück gebracht, namentlich auch durch die endloſen Streitigkeiten, welche die folgenden Jahre brachten. Auch Läuſelfingen hatte damals zu leiden. Wir wiſſen nicht, was ihn dazu bewogen hat, ob es ihm drohen auf der einſamen Höhe zu einkaſen wurde, oder ob er ſich in den unruhigen Zeiten nicht mehr ſicher fühlte, genug, der Prieſter zog hinab ins Dorf. Das Pfarrhaus wurde „abgeſchliffen und hinabgeführt“ in das Dorf. „do ward es bald dar noch verbrennt in den Kriegen mit anderen huſeren und beſchah dz. Anno dm 1445.

Im gleichen Jahre tritt der Mann auf den Plan, der in der Geſchichte Läuſelfingens eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt hat, der nicht nur ein halbes Jahrhundert an leitender Stelle geſtanden und tatkräftig in die Geſchichte der Gemeinde eingegriffen hat, deſſen Bild uns mit einiger Deutlichkeit aus dem Dunkel der Vergangenheit ſich abhebt, ja, was noch mehr ſagen will, deſſen inneres Leben ſich uns noch mit einer eigentümlichen Feiſche kundgibt. Es iſt der Prieſter Rudolf Brötlin. Wir erfahren freilich nicht, wann er geboren iſt, aber er ſelbſt teilt mit, daß er zu Läuſelfingen geboren wurde. Das Geſchlecht der Brötlin war damals ziemlich zahlreich, wie ſich aus dem Jahrbuch noch ergibt. Er ſelbſt hatte Brüder und Schweſtern. Mehreres erfahren wir über ſeine Jugend nicht. Im Jahre 1445 wurde ihm die „pfund gelichen“, das heißt wohl, daß ein anderer eigentlich Pfarrer war, aber den jungen Mann an ſeiner Stelle das Amt verwalten ließ, wie das in damaliger Zeit vielfach vorkam. So erklärt es ſich wohl

auch, daß Brötlin erſt verhältnismäßig ſpät mit ſeiner ſegensreichen Tätigkeit einſetzt. Denn bis zum Jahre 1470 erfahren wir nichts weiteres von ihm, als daß er im Dorf in dem „Mihuß“ geſeſſen, ein „gut geiſtlich leben unbelümeret von der welt“ geführt und von hier aus den Dienſt in der Kirche verſehen hat. Dann aber erhalten wir Kunde von ſeinen Bemühungen zur Förderung der Kirche, die durch Jahrzehnte zu verſolgen ſind.

Neben der perſönlichen Frömmigkeit, ohne die uns der Mann nicht verſtändlich wäre, kommt aber auch der Geiſt jener Zeit in Betracht. Kaum ſonſt einmal hat ſich ein ſo lebendiges kirchliches Intereſſe betätigt, als in jenen Jahrzehnten des ablaufenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts, was ſich beſonders in der ausgebreiteten regen kirchlichen Bautätigkeit gezeigt hat.

Brötlin, der in guten Verhältniſſen gelebt haben muß, hatte eingesehen „den mangel und gebrechen der pfund, dz ſich kein prieſter dor uff mee wol erneren mocht, der gotdienſt auch nüt me genzlich vollbracht mocht werden; Er will darum Abhilfe ſchaffen, er verbessert auf alle mögliche Weiſe die Pfünde, („wan ſie alſo abgangen was, das ein prieſter ſin narung nit me wol haben mochte dadurch der gotdienſt abgangen was und noch me möchte beſchehen ſin.“)

Im Jahre 1470 tat Brötlin den erſten Schritt. Die Freiherren von Falkenſtein hatten in Läuſelfingen einen Zehnten, den Wyſener Zehnden, beſeſſen. Junker Thomas von Falkenſtein hatte ihn zu drei Vierteln Heinrich Ottemann von Rheinfelden verkauft; der letzte Viertel ging an Solothurn über. Am Dienſtag nach St. Martin 1470 brachte die Kirche von Läuſelfingen durch ihren Prieſter die drei Quart um 144 rheiniſche Gulden an ſich. Schultheiß und Rat von Solothurn, vor denen Brötlin perſönlich erſchienen, beſtätigten am Mittwoch in den Pfingſtfeiertagen des folgenden Jahres den Kauf. Den letzten Anteil an dieſem Zehnten erwarb Brötlin im Jahre 1474 von der Regierung von Solothurn und vergabte ihn der Kirche von Läuſelfingen, knüpfte zugleich die Bedingung daran, daß auf Petri Stuhlfeyer das Feſt der Patronen mit größerem Gepränge gefeiert würde.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Geschichte Läuflingens.

(Von Pfarrer Gauß, Brestal.) 1908

Ein Jahr später, 1475, kaufte Brötlin von Junfer Bernhart Seevogel seinen Zehnden, den er im Wanne Läuflingen besessen hatte. Es bedurfte freilich eindringlicher Bitten und Vorstellungen von Seiten des Priesters, bis sich der adelige Herr zum Verfaufe herbei ließ; aber schließlich hat er's getan, „von ernstlicher Bitte wegen“, im Blick auf die mangelhaften Einkünfte der Pfründe, Gott zu Dienst und den Seelen zu Trost, und wie mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wird, „das nit von seiner eignen notturft wegen.“ Das war nicht überflüssig in einer Zeit, wo so mancher Edelmann, sei es aus eigener Schuld oder unter dem Druck der Verhältnisse und den Wirkungen eines veränderten Lebens an den Bettelstab kam.

Allein der Priester verfügte selbst nicht über die nötigen Mittel, um den Kauf zu erledigen. „So hat er angefert und gebetten den Erbern heini würhler, solchen kouff umb gottes willen . . . Im helfen ze bezalen, der es auch getan hatt.“

Als im Jahre 1491 ein armer Bettler von einem andern erschlagen worden war, fand man bei ihm 8 $\frac{1}{2}$ Pfund. Um dieses Geld wurden 1 $\frac{1}{2}$ Viertel Korn gekauft, von Erhard Jedy und seinem Sohne Hans zu Wiesen. Davon erhielt die Kirche selbst 4 Viertel, der Priester zwei, wofür er alle Jahre die Jahrzeit zu lesen hatte.

Die letzte Bestimmung führt uns auf ein anderes. Brötlin suchte nicht nur das Einkommen des Priesters zu verbessern, er verknüpfte den Genuß dieser Rechte immer auch mit neuen Verpflichtungen. Er hatte es deutlich erkannt, wie groß der Schaden sei, wenn der Hirte nicht bei seiner Heerde sich aufhielt. Darum bestimmte er, daß

den Seevogelzehnden „ein yetlicher Kiltcher nun zu ewigen ziten zu der pfrund nützen vnd nyessen sol. Also das er persönlich mit huß zu leyflingen sitzen sol,“ und veranlaßte etwa auch seine Pfarrkinder bei Stiftung einer Jahrzeit die Bestimmung in die Urkunde aufzunehmen, „das ein yeglicher Kiltcher zu ewigen ziten persönlich sol sekhaftig sin zu leyflingen“ und zwar sollte der Genuß in diesen Fällen sofort und so lange eingestellt, wenn und so lange der Priester nicht bei seiner Gemeinde wohnte; die Einkünfte fielen alsdann an die Kirche. Vom Seevogelzehnden hatte der Priester ein Pfund Wachs an das Licht zu liefern und, offenbar war das eine alte Verpflichtung, die auf der Pfrund haftete, er sollte Stier und Eber dem Kiltchspiel halten. Im Jahre 1493 wird eine Jahrzeit gebessert, „darumb sol er allwegen wie wasser han in dem wielessi an dem turn.“ Oberhaupt ist die große Zahl von Jahrzeiten, welche an der Kirche von Läuflingen gestiftet wurden, ein deutliches Zeichen für den Eifer des Priesters, der in den Herzen seiner Gemeindeglieder einen wahrnehmbaren Widerhall fand. Daß mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit über der Feier dieser Jahrzeiten gewacht wurde, geht daraus hervor, daß wir Bemerkungen begegnen, wie der, daß die Namen der Donatoren der Kirche „in dem wuchbrieff all sunnentag verkund“ werden sollten, oder „Diß soll auch alle Jar wie hie geschriben stot von wort zu wort gelesen werden an dem kanzel.“

Damit aber die Aufrechterhaltung der Ordnung nicht nur ins Belieben des jeweiligen Priesters gesetzt sei, ebenso wenig in das der einzelnen kirchlichen Beamten, sondern auf einer breiteren und sicherern Grundlage ruhe, setzte Brötlin 1478 eine Ordnung durch, die nicht nur ihm, sondern auch der Gemeinde zu besonderer Ehre gereicht. Sie beginnt mit folgenden Worten: „In Gottes Namen, Amen! „Als man zalt von Christi geburt 1478. Jar, ist ein ordnung angesehen vnd gemacht, ze lob gott vnd seiner

würdigen muter der jungfrowen marie, auch dem himelsfürsten st. petro vnd paulo, patronen in dem Gotshuß zu Leyflingen; wie die nuhe desselb gotshuß, zehnden, zins, jarzit vnd andere Zufell, ingezogen, gehalten vnd gebrecht sollen werden, dadurch es möge zunehmen in geizers vnd in huwe, in licht vnd in tach vnd gemacht, wol gehalten, also das es got loblich sye vnd allen nutzlich vnd erstlich vnd der selen heyß, die ir Stürze und hilf oder Gutsanhen daran gebet, oder geben haben, sy send tod oder lebendig, vnd auch insonderheit, die in kunftigen ziten damit umgon vnd müg vnd Arbeit haben werden.“

In dieser Ordnung wurde bestimmt, daß der jeweilige Obervoigt auf Homburg, der Kiltchherr und die ganze Gemeinde einen tüchtigen Kastenvogt wählen, welcher die Gefälle einzuziehen hatte und das Amt, sofern er es recht verwaltete, auf Lebenszeit behalten sollte. Alljährlich dagegen sollte ein neuer Kirchmeier bestimmt werden, der die Weltzinse zu erheben und dem Kastvogte abzuliefern hatte. Was er versäumte, hatte er aus dem Seinigen zu ersetzen. Der Kastvogt hatte die Kirche mit Wachs und Öl zu versehen, Briefe und Urkunden der Kirche aufzubewahren und durfte, so wenig wie der Kirchmeier ohne Vorwissen des Kirchherrn und des Obervoigts etwas ausleihen. Der Kirchherr hatte alljährlich vor versammelter Gemeinde dem Kirchmeier die Rechnung abzunehmen und die Ordnung von der Kanzel zu verlesen. Wer zu dieser Gemeinde nicht erschien, mußte zur Buße ein Pfund Wachs der Kirche steuern.

„Es ist auch in guter gewonheit har komen, das ein kiltcher den Kiltchmeigern zu den vier hochziten das wol gibt.“ Dafür aber hatten sie auch alle Einkünfte von Jahrzeiten und andern Stiftungen einzuziehen, was dem Priester nach dem Jahrzeitbuche gehörte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte Täufelngens.

(Von Pfarrer Gauß, Dießal) 1908.

Das zu surkomen und ze sursehen In vnserm kilschpel got zu lob und den selen zehagl In kunftigen ziten, So ist angesehen durch ein ganze gemeine man und frowen Jung und alt ein ordnung, Das nyeman semliche personen husen noch hosen, weder huß, hoff noch gewerb, wenig noch vil Inen nütlichen noch ze kouffen geben mit wissen, wer der were nit oder man der das verbrechete, der sol vnserm got huß verfallen sin fünff pfund wachß, und vnseren herren 5 pfund pfennig, die solle man Inen one gnad abnemen und Im fierer gebieten by der selben oder eynen großen pen das ze halten."

Bei aller berechtigten Freude an unserem evangelischen Glauben und dem Fortschritt im Verständnis des Evangeliums müssen wir uns doch vor der ungerechten Beurteilung hüten, als ob im Mittelalter nur Finsternis und Dunkel alles umnachtet habe und mit der Reformation der helle lichte, sonnenklare Tag angebrochen sei. Wir ehren damit noch nicht unseren Glauben, daß wir den anderer Zeiten und Menschen verdunkeln.

Freilich ein Rudolf Brödlin konnte nicht daran denken, daß so bald eine ganz neue Zeit anbrechen werde, wo kein Messe mehr gelesen, keine Vesper mehr gehalten, keine ave maria oder salve regina mehr gesungen werde, wo der Fronaltar, die Bilder der Heiligen, entfernt, die Patrone der Kirche abgetan, die Weihwasserfessel beseitigt und das schöne von dem eifrigen Priester geführte Jahrbuch dem Gebrauch der Kirche entzogen würde und in den Staub eines Archives wandern mußte. Wiederholt begegnet wir bei seinen Stiftungen dem „auf ewige Zeiten“, und doch hat ja auch er so oft mit seiner Gemeinde in dem Gebet sich vereintigt „für alles das da wandelbar ist in der heiligen cristenheit.“ Wann dieser edle Wohltäter

Täufelngens gestorben ist, meldet uns keine Urkunde mehr. Andere Männer sind ihm nachgefolgt, von denen uns aber nur die Namen bekannt sind, Nikolaus Gysin, Kammerer 1514, Georg Zegen, Ralherr 1516, Wernli Buser, Kammerer 1518. Sie haben noch im selben Geist gewirkt. Noch häufiger als früher erklang droben in der Kirche das salve regina, „an aller zwolftboten oben und aller der helgen“ oben wurde das Lied der Himmelskönigin gesungen; man konnte kaum genug darin tun; da aber brach die neue Zeit an, die wie ein reinigender Sturmwind durchs Land brauste.

In der Landschaft nahm die evangelische Bewegung in Dießal ihren Anfang, das war insofern von Bedeutung als das Homburger Amt von Alters her mit Dießal in engerer Verbindung stand, die sich auch damals noch bemerkbar machte. Seit dem Jahre 1512 wirkte als Leutpriester Stephan Stör von Dießenhofen. Verhältnismäßig früh schon trat er in die neue Bewegung ein. Denn seit dem Jahre 1520 predigte er das Evangelium. Zwei Jahre später ging er zur Lat über. Er hielt nicht mehr wie bisher die üblichen Seelenmessen. Unterstützt wurde er von einem ihm gleichgesinnten Kaplan Heinrich Sinkentaler, sowie dem Pfarrer von Muznach Hans Fellig zum Stahl. Der Schulmeister Johannes Jüfeld, der Sohn des Priesters Rudolph Rieder in Tenniken, hielt sich damals noch neutral, später stand er auch auf der Seite der neuen Bewegung.

Im selben Jahre 1522 im Herbst kam Johann Defo-lampad nach Basel und gewann bald Einfluß. Die evangelisch Gesinnten fühlten sich mächtig gestärkt. Auch außerhalb Dießal regte sich der evangelische Geist. Der Rat von Basel trat damals für die neuen Gedanken ein. In Räumlingen hatten Jerg Schaub und Afra Schmid „durch schidung des allmechtigen zu dem sacrament der heiligen ee gegriffen.“ Allein da der Vater des Bräutigams die Braut zur Firmung geführt hatte, gab der Bischof von Basel die Erlaubnis zur Trauung nicht, sondern wies die

Brautleute an, „by dem obersten römischen bischoff willen und gehell ze ervolgen“ was nur durch Geld zu bewirken war, und verbot dem Kirchherren Jerg (Stächeltn) ihnen zu gestatten „das sacrament der ee nach dem alt har gebracht bruch jm angeßicht christlicher kilschen ze beschließen.“ sie hätten denn zuvor die päpstliche Dispensation erwirkt. Der Rat nahm sich der Leute an, „für die wir auch als ir Oberkeit rechnung ze geben pßlichtig“ und gelangten im Bild auf ihre Armut an den Condiutor des Bischofs mit dem Ersuchen, den Kirchgang zu gestatten, „mitt erbietung sje angehalten by bapßlicher heiligkeit, oder deren nächster bottschafft soliches (so vil damit nit wider gott, aber der menschen gesatz gsündiget) abzetragen.“ Der Bischof trat auf die Sache nicht ein, beharrte vielmehr auf der Forderung der Dispensation. Aber auch der Rat ließ sich nicht einschüchtern. Er sah, „das Inen ein solche dispensation anders dan mitt Ir beyd vnträgtliche schaden oder verderben zu erholen nit möglich sei. Darby den geleerten der heiligen göttlichen geschriff und vns selbst erfunden, das solich Impediment ein bloße vffsagung der menschen nit allein In gettlicher geschriff nit begründt sondern In dem dz got die ee (so er zusammen gesugt als wir hierin beschehen sin achten) nit zu zertrennen gebutet sürkommen und nidergelegt“ (d. h. sich erwiesen hat und widerlegt worden ist.) „Domit solich gemachele Irer eeltchen merken die sie gott dem Almechtigen ze lieb volpringen nit zu suntlichen gedanken felen,“ befahl der Rat „vß guter und billicher meynung“, dem Priester von Räumlingen, vnan-gesehen das Ine das der bischof verpotten.“ sie zur Kirche zu führen, legte es aber den Leuten nahe, ihrer kirchlichen Verpßlichtung nachzukommen, und gab sich der Hoffnung hin, es werde dabei verbleiben „und weder den egemachten noch pfarrer uchzt bußeres daruß begennet.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte Läuflingens.

(Von Piarrer Gaus, Bistal.) 1908

Freilich so ganz selbstlos war dieser Gottesdienst nicht. Denn mit allem dem glaubte man das Heil seiner Seele zu schaffen; darum hatte die Stiftung neben der Verherrlichung Gottes auch dem Zweck zu dienen „zu heyl miner sel, vnd auch aller der lyb vnd gebein hie runden ist“; ja der Genuß des Seevogelgehndens war an die Bedingung geknüpft, daß der Priester die Jahrzeit der beiden Stifter, auch der Väter, Mütter, Brüder und Schwestern und all der ihrigen „alle Jar selb fünfft priestern vor sant Martins tag in der wuchen“ begehnen sollte mit folgender Ordnung: das 1. vigil und 1. Selemesse gefungen werde, vuch ein meß von vnser lieben fromen, die andre dry gelesen, vuch zu trost den selen.“ Worin der Priester Brötlin aber selbst Ruhe seiner Seele suchte und fand, das legte er auch mit allem Nachdruck seiner Gemeinde ans Herz. So sind die folgenden Urweisungen zu verstehen. „Es ist vuch zu wissen, das der fronalter vuch gewichtet ist in der gedechtniß aller gläubigen selen, dorumb ein priester vnd das voldt defter williger vnd flüssiger mögen sin vnd ist dem voldt wol zeukunden. . . . Item in disen Dingen sol betrachtet werden der groß nuß vnd dz gut so die menschen die du by sint ernolgen mögen. Das inen zu ewigem heil gar wol dienen mag vß der vrsach Ein yeglicher mensch der by der vesper ist der obgestimpten tagen und sich darzu schick, der wirt teilhaftig von 13 bischöffen von yeglichem 40 tag ablos tödtlicher jünden noch dem vnd die ablos brieff weisen. Vnd ander ablos so zu etlichen hochziten in sunderheit geben sint. Des glichen zu dem salve regina vuch in sunder geben ist. Dorumb ein yeglicher priester wol betrachten sol, wen dz durch In versumpt wird, was schaden er vß dz voldt do von entspachen mögen.“

Item von der ersten vesper der hochzittlichen tagen Entpfl ich yeglichen i i sin conscienz die zu singen oder ze beten in der kilchen, wenn aller ablos vuch dar dienet, dz goß lob vnd der selen heyl vuch dar In betrachtet werde.“

Wir jüren es alle, es mehlt uns hier katholische Lust entgegen. Wir sehen diesen Menschen ins Herz und werden

die beständige Angst gewahr; von der sie durch alle diese Veranstaltungen los zu kommen suchten. Und doch kamen sie eigentlich nie zur Ruhe. Katholisch ist das Vertrauen auf alle diese kirchlichen Leistungen; katholisch die Anrufung der Heiligen; katholisch die Verehrung der Maria in dem „salve regina“, von der Brötlin einmal schreibt: regina celorum, gloriosa virgo, dei genitrix maria sedibus pclaris sideris.“ Königin des Himmels, glorreiche Jungfrau, Gottesgebärrerin Maria, die du thronst auf himmlischem Throne.

Alein, daß auch hinter diesen uns fremd gewordenen Hüllen lebendige Frömmigkeit sich verbarg, muß sich mit Macht uns aufdrängen, wenn wir die Gebete auf uns wirken lassen, die damals in der Kirche von Läuflingen zu Gott emporgesandt wurden. Sie stammen noch aus dem 15. Jahrhundert. Als Basel in den Schweizerbund aufgenommen war, wurde noch eine Bitte für die ganze Eidgenossenschaft hinzu gesügt.

Alle Heiligen Gottes werden angerufen: „So helfend mir gott den herren bitten vmb allen bresten zuwenden so vuß angelegen ist, zu sel und zu lib, vnd für alles dos da wandelbar ist in der heiligen cristenheit junder vmb gnad vnd fried vnd vmb ein fruchtbar wetter vnd vmb die frucht wo sy sind Das sy got behüte vnd schirme mit sinen göttlichen gnaden.“

Für die hojpter der cristenheit das geistlich vnd das weltlich, für vnseren heiligen vatter den bapst zu rom (für ally) Cardinel, patriarchen erzbischoff, ept vnd vrelaten vnd für ally priester-schafft vnd geistlichkeit Inen Craft vnd gnad zu verlichen das sy die heilig cristenheit also wysend lerend vnd regierend In guten glöben das der glöb vermeret werd, also das sy vnd wir von got niemer gescheiden werden.

Für das weltlich hojpt sunder für vnseren aller gnedigsten heren den remischen R. oder König vnd für all fürsten und heren vnd für alle andry ritter herren vnd knecht so dau regieret den weltlichen stand das Inen gott der her verliche craft vnd macht zu regieren also das land vnd lit, wyttwen vnd weysen geschirmt werden vnd das gemein getilich recht ein furgang hab vnd In dyen vnd in allen landen gutter fried bleiben meg Dar mit dos sy

vnd mir verdienen vnd erlangen megen ewygen fried vnd ewiges leben.

Für ein werden stat von Basel vnd für ein ganze vereinigung der eitgenosschaft. In sunders für die hejpter diser stat vnd für ein ganzen rat vnd für ein ganzy gemein vnd für alle Ire ampflütt vnd für ein ganzy gemein Das Inen allen gott verlichen well vernunft craft vnd weisheit alle Ire gedenk wort vnd werd zu ordnen vnd handlen nach gottes lob vnd der sel heil.

Für den ert wuchen (?) vnd alle frucht der erden Das vns gott die welle behütten vnd lanffen erschütten noch vnjer notturst.

Für alle wyttwen vnd weysen vnd für alle betriepten vnd trurigen herzen das sy gott der her welle trefsen mit sinen göttlichen gnaden für alle schwanger fromen das sy gott der her gnedicklichen entpünd vnd der frucht deß cristenlichen sacrament des touffß.

Für alle trem armentter vnd armentterin vnd für ally tohjnder vnd sinderin Das sy got gnedicklichen beker von Iren sünden. Für ally kranken menschen Das sy gott welle gesund machen an sel vnd an lieb.“

Ganz gewiß sind diese Gebete ein lautes Zeugnis für einen lebendigen Glauben, dem die Gemeinschaft mit Gott als das höchste gilt und für die Liebe, die der notleidenden Brüder und Schwestern in herzlichster Teilnahme gedenkt. Das ist schließlich auch heute noch das Entscheidende und wird es für alle Zeiten bleiben.

Und wiederum, daß der sittliche Ernst nicht erstorben war, dafür haben wir bereits verschiedene Beispiele kennen gelernt, besonders mächtig aber tritt es uns in der folgenden Verordnung entgegen, die auch mancherorts in der Gegenwart noch gar wohl beherzigt zu werden verdiente, nicht sowohl in der Art der Bekämpfung der sittlichen Schäden, aber hinsichtlich der Kraft, mit welcher der sittliche Ernst zum Ausdruck kommt.

„Item wan es vil vnd dick an manigem ende gesehen worden das kumber vnd not In etlichen kilchspel priestern vnd andern personen begegnet ist von den menschen die do by der vnece geseßen sint, ce dan man hett mögen die wider von einander bringen, Dadurch sele vnd ere dick beschweret sind worden zc. (Fortsetzung folgt.)“

Aus der Geschichte Löffelungens.

3

(Von Piarrer Gauß, Dieftal.) 1908

Seiner ganzen Fürsorge, die Wsrund zu beffern, fehle Brötlin durch den Bau des Pfarrhauses im Jahre 1491 die Krone auf. 43 Jahre hatte er in feiner Mietwohnung im Dorfe gelebt. Lange schon hatte ihn der Gedanke beschäftigt, „zumben ein huß by der kilchen, omb dz das ein priester jin wohnung by der kilchen möchte han vnd den götlichen dienst defter has vnd defter me möchte verbringen, vnd den lieben felen vuch tröstlich fin, vnd ein gut geistlich leben unbekümmert von der welt do mocht volführen, dz gar vil baß mag geschehen wann In dem dorff by den lüten, Das ich vuch selb erfahren han.“ Welcher Art diese Erfahrungen gewesen sind, wissen wir freilich nicht, und ob er darin richtig geurteilt hat, mag immerhin bezweifelt werden. Allein, das war nur einmal seine Überzeugung und aus der Jugendzeit grüßte ihn immer wieder das alte Pfarrhaus bei der Kirche, um die Sehnsucht nach diesem verlorenen Paradies zu wecken. Er redete von seinen Gedanken mit geistlichen gelehrten Herren und weltlichen Leuten und brachte sodann die Angelegenheit vor der ganzen Gemeinde des Nischpiels zur Sprache, „die all trülich darzu geraten han das nit underwegen ze Ion, wenn vil guts dardurch mag geschehen in künftigen ziten.“ Der Plan wurde ausgeführt. Brötlin kaufte den Platz neben der Kirche und fing an zu bauen. Dann zog er hinauf zu seiner geliebten Kirche. Seinen Nachfolgern, die in dem Hause wohnen würden, hinterließ er als Vermächtnis die Bitte: „zu dem besten das wiffenemen vnd ordentlich vn priesterlich dor In ze leben vnd dz huß in ernen ze halten . . . Des ich vuch ein groß hoffen han wil zu allen.“ Immerhin mag noch hinzugefügt werden, daß das Haus nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügte. Schreibt doch Joh. Saf. Guggler: „Anno 1588 hab ich das

pfarrhuß lassen höher füren vnd die gmach erwitteren, da es zuvor ein ellendt genüßt war, dan die wendt waren nur von Niem vndt hürkten gmacht, also das man kein erlichen gast hatt legen können.“

Brötlin ließ es sich angelegen sein, in jeder Weise den Gottesdienst zu fördern. Wir haben bereits vernommen, daß er den jeweiligen Priester durch die Stiftung des Seevogelzehndens verpflichtete, jährlich ein Pfund Wachs an die Kirche zu liefern, daß er eine gleiche Leistung als Busse der Gemeindeglieder, welche bei der jährlichen Rechnungsablage der Kirchmeyer nicht erchieneren, leistete, daß er aus der Hinterlassenschaft jenes ermordeten Bettlers an den Bau und das Licht der Kirche einen jährlichen Beitrag flüssig zu machen wußte, und vernehmen gelegentlich, daß als Gegenleistung für eine verbesserte Jahrzeit der Priester soll „alwegen wiewasser han in dem wiesessi an dem turn“. Dazu kam noch, daß im Jahre 1485 wenn nicht ein neues Geläute, so doch eine neue Glocke mit der Inschrift: „O rex glorie Christe veni nobis cum pace“ aufgezogen wurde.

Schon 1474 hatte Brötlin angeordnet, daß auf Petri Stuhlfeier, „unseren patronen ze lob“ der Priester „selb dritt“ das Fest begehen sollte in der Weise, daß die erste Messe für die Verstorbenen „für alle die felen, der lybe und gebein do ruwen“, gesungen werde, die andern zwei Messen „de festo, des selben vuch eyne gesungen soll werden in commemoracionem omnium benefactorum huius ecclesiae (zur Erinnerung an alle Wohltäter dieser Kirche). Aber noch weiter ging er im Jahre 1487. Er kaufte zu „lob dem allmächtigen got, siner würdigen muter der Jungfrowen marien, sant Petro vn Paulo vnseren würdigen patronen vnd allen andren patronen des gothhus ze leyfelingen“ „anderhalb Guldin Gelts jerlichen gült vff allen den güteren vnd gülden, so das gothhus hat, vnd bezahlte es 30 Gulden“. Mit dieser Schenkung war aber folgende Ver-

pflichtung verbunden: „Das ein jeglicher priester, der dis gothhus versehen ist defter williger vnd flüssiger ze singen sy, das löblich lobgesang vnser lieben frowen, das salve regina all samstag, all vnser frowen abend, die gebannen vnd gefirret werden zc. Vnd noch dem salve beten ist vor dem fronaltar ein miserere oder ein de profundis mit ein pr. nr. (pater noster) vnd ave maria mit denen collecten Deus m. cui miseracoe et fidelium d's omnium“ (Mein Gott, der du barmherzig bist und Herr aller Gläubigen). Über das „Salve regina“ äußert sich Luther einmal mit folgenden Worten:

De beata Virgine

Salve regina, mater misericordiae
Vita, dulcedo et spes nostra, salve
Ad te clamamus exules filii Hevae

Ad te suspiramus gementes et flentes in hac lacrimarum valle.

Eia ergo advocata nostra, illos tuos misericordes oculos ad nos converte

Et Jesum benedictum fructum ventris tui nobis post hoc exilium ostende

O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria.

„Nühter muß ich von dem Gesange sagen, den man nennet das Salve Regina, welches eine große Gotteslästerung ist; denn also lautet es: Bis gegrüßet du Königin der Barmherzigkeit, unser Leben, unsere Süßigkeit und unsere Hoffnung. Ist das nicht zu viel? Wer will das verantworten, daß sie unser Leben, unsere Süßigkeit und Barmherzigkeit sein soll, wo sie sich doch läßt genügen, daß sie ein arm Gefäß und wie sie selbst saget, eine Dienerin des Herrn? Nun das Gebet singet man durch die ganze Welt und läutet große Glocken dazu und ist leider dahin kommen, daß schier keine Kirche, es ist der Salve regina darinnen zu singen reichlich gestiftet.“

(Fortsetzung folgt.)

Allein der Bischof erkannte den Priester von Nüm-lingen „bennig vnd als cristen ze miben.“ Der Rat hat, er möchte ihn absolvieren. Der Bischof antwortete, daß er „den priester nit ze absolviren hab dan er sig In des Papsi Bann.“ Der Rat aber urteilte, daß der Bischof „nach gelegenheit vnd harlomen diser sach lut geschribener geistlicher rechten pflichtens gewesen“ es zu thun, da doch weder das gemein geistlich Recht noch der Papsi, sondern er, der Bischof, den Priester in den Bann getan. Anderseits aber war die Obrigkeit „vß rath der erfarenen Gottlich geschriff“ der Überzeugung, „das die vrsach darumb der Bann Im heyligen Euangelto erloubt hieran vffhöret vnd sich ganz nyenen vff disen handel strecken mag.“ Allein der Rat begnügte sich nicht mit einer bloßen Vorstellung beim Bischof, er gebot allen Unterthanen, ob geistlich oder weltlich, eigen oder verpfändet, oder wohnhaft, „das niemant vorbedachte herren Jörden den klühherren zu Nüm-lingen Sorgen schaben vnd affram schmidin die zwey ege-macht für bennig vnd als bennige lut achten halten nennen oder myden sol sonder sie vnd namlichen herren Sorgen den klühherren zu Nümlichen, sin priesterlich ampt mit mehhalten, singen lesen vnd erbetungen der sacramente In der klühen vnd sunst furohin wie vornah vnuerhindert geprechen desglichen die zwey egemacht wie andern eelut (als sy auch sundt) vnverbennig by uch vnd in allen erlichen gesellschaften liden vnd gedulden.“ Wer gegen dieses Gebot sich verfehlte, sollte, sofern es Geistliche wären, „von stund an Irer pfrunden entroubt vnd entsetzt sin, vnd dar zu vß vnsere gepieten durch vnser vögt, den wir dz ernstlich benehken gewisen“ werden, „vnd die so weltlich nit der geistlichkeit sondern vns vnderworfenen wesen sollen vnser schmerzen vngrad vnd straff die wir In diesem val niemans Jnen lassen werden, erwartten sin.“ Von dieser ganzen Angelegenheit gaben der Bürgermeister beide alte

und neue Räte am 21. Februar 1523 allen Amtleuten, Vögten, Pfliegern, Angehörigen, geistlichen und weltlichen Unterthanen Kenntniss.

Zeigte sich in dieser vorwärtsdrängenden Haltung des Rates bereits der Einfluß Desolampads? Basel schien dem Rate von Zürich folgen zu wollen, der durch sein Mandat vom 23. Januar 1523 bereits die Schrift zur einzigen Autorität in Sachen des Glaubens erhob. Die Evangelisch-gejinnnten mußten Mut gewinnen.

Es hob das zwiespältige Predigen an: Auf der Kanzel wurden die Gegner geschmäht. Der Rat von Basel sah sich veranlaßt im April oder Mai 1523 sein erstes Mandat zu erlassen. Danach wurde allen Predigern zu Stadt und Land geboten, nichts anderes anzunehmen, als das heilige Evangelium und die Lehre Gottes, frei öffentlich und unverborgten. „Des gleichen, was sy trümen, können vn möge durch die ware heilige geschriff, als namlich durch die vier Euangelisten, den heiligen Paulum, Propheten vnd Bibel vnd in summa durch das alt vnd nüm testament beschirmen, bybringen vnd beweren, vnnnd alle andere leeren disputa-tion vnd stempanien, den heiligen Euangelten vnnnd geschrifften (wie vor gemelt) vngemeß, sy syen von dem Luther oder andern doctoribus, mer die syen, geschriben oder vßgangen, ganz vnnnd gar vnder lassen, die nit predi-gen, allegieren oder vff den Ganzen dem gemeynen volck meldung daruon thun sonder neben sich stellen vnd deren nit gedenden.“

Damit war tatsächlich schon die Verkündigung des Evangeliums gestattet. Stephan Stör handelte demgemäß und predigte die neue Lehre gemäß dem Mandate, das vom Rate ausgegangen war. Er wollte aber nicht nur seine Gemeinde, sondern auch sein eigenes Leben reformieren. Während 10 Jahren hatte er wie Tausende seines Standes im Konkubinat gelebt. Am Sonntag vor St. Martinstag 1523 machte er dem Schultheiß und dem Rat von Diefstal Mitteilung, daß er „uff ein jor zehen oder mer unelich hubert und schamntlich hußgehalten dormitt das er Gott und die welt dor umm fürcht deßhalb inn

sin concienz und gewissen trib und inn dar zue beweg do-mith er sich annanders understand zu regieren und sich der-maßen bessere damith er sin concienz entlade, „und stellte an sie die Witte, „das si wellent im ir herz uff thun, als er inen das sin hab geoffnet, und im iren willen sagen, ob sy inn in solichen elichen stand dulden und lyden wellen und mögen.“ Er anerbot sich ferner, vor der ganzen Ge-meinde von Diefstal sein Begehren zu vertreten, um ihren Willen zu vernehmen. Stör begründete seinen Schritt mit der heiligen Schrift und war sich dessen bewußt, sich ganz innerhalb der Forderungen des Mandates zu bewegen, das vorschrieb, „das ein jeder predicant die blosse lutere warheit der heiligen geschriff zu entdecken vnnnd zu verkünden sich übe“ und daß sie „alzyt vrbittig syen grundt vnnnd Christliche geschriff irer leer ein jeden geistlichen vnd weltlichen, so das brüderlich erfordern wirt, gut-williglichen anzuzeigen.“

Allein das Domkapitel antwortete mit der Absetzung des verheirateten Priesters. Stör anerbot sich nun, in Basel seinen Schritt in öffentlicher Disputation zu rechtfertigen. Sie fand statt am 16. Februar 1524. Niemand trat gegen Stör auf. In Diefstal, wo die Gemeinde sich zu Stör hielt, wurden in den nächsten Tagen die Fastengebote gebrochen, indem einzelne, Fleisch, Eier und Kutteln aßen. Was weiter gegangen ist, ist nicht ganz klar. Stör blieb zwar noch eine Zeit lang in Diefstal; aber das Predigen scheint ihm unter-sagt worden zu sein. Im Herbst wurde er aber durch einen neuen Priester ersetzt. Der erste freilich konnte sich nicht halten. Heinrich Sinkentaler hatte ihm die Worte auf die Kanzel geschrieben: Lieber predige nicht Lügen. Er wurde dafür in Haft genommen. Und in der Gemeinde erhob sich ein Sturm, so daß der Ankömmling nach einer Woche weichen mußte. Besser gefiel den Diefstälern Heinrich Bru-wiler, ein Mann von großer Gestalt, der früher Soldat gewesen war. Er blieb bis zu seinem Tode im Jahr 1540. Sinkentaler aber mußte auch weichen, da er nicht stille schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Schon seit einiger Zeit hatte sich die Bewegung auch auf den Dörfern ausgebreitet; denn am 26. Juli 1524 wurde der Schultheiß aufgefördert, durch den Defan in Sissach sämtliche Priester nach Diestal kommen zu lassen. Das Mandat wird ihnen noch einmal übergeben und Gehorsam eingeschärft. Widrigenfalls werden ihnen ernsthafte Maßregeln in Aussicht gestellt. Die Mutigen ließen sich nicht einschüchtern. In Diestal tat sich Sindentaler hervor, indem er dem Nachfolger Störs auf die Kanzel schrieb: Lieber predige nicht Lügen. Er wurde entsezt. Im Januar 1525 lag der Pfarrer Hans Stuckl von Kottenfluh gefangen: „hatt die heiligen zerhown umbgestürcht vnd vngechidlichen gehandelt.“

Bald darauf brach der Bauernkrieg aus. Verschiedene Priester verirrten die Sache der Bauern, so Matthäus Empfer in Buus, vor allen Stephan Stör, der auch den Muzsacher Pfarrer Hans Felix und Heinrich Sindentaler in den Strudel hineinzog. Stör mußte fliehen, tauchte später in Straßburg auf und ist, wo und auf welche Weise wissen wir nicht, 1529 gestorben. Sindentaler verschwindet ebenfalls. Hans Felix blieb noch einige Jahre in Diestal.

Bald nachdem der Bauernkrieg beendet war, wandte sich das Interesse wieder den religiösen Fragen zu. Besonders machte sich der Priester von Kilchberg bemerkbar. Er hatte es unterlassen Messe zu lesen, die Jahrestage zu halten und andere Gebräuche der Kirche zu beobachten. Der Rat von Basel gebot ihm darum, daß er „biß uff vnserere mittere bescheid vvern vnderthanen das Gokwort trumlich verkunden meß vn Zartag auch anders mie bißhar geprucht worden vnd vver fundation öhwist, halten vnd vnns darin dheim Unornung furnemen“ sollte. Ja der Rat fügte gleich auch noch die Drohung hinzu: „Das ist vnser entlicher wil. Wo vch aber sollich nit gelegen, so mögend vnd sollend Ir vch der pfunden entschlagen

vnd deren müßig sion, So wellen wir die mit anderer vnns gelegemem person versehen.“

Die Drohung hatte aber nicht die gewünschte Wirkung. Denn offenbar hängt es mit der Behandlung des Kilchberger Pfarrers zusammen, wenn im Oktober (Dienstag nach Gallus) auf dem in Sissach gehaltenen Kapitel der Pfarrer von Rümmlingen Jerg Stäckelin seiner Ungeduld Lust machte. Er war noch entschiedener als sein Amtsbruder in Kilchberg. Damals waren zwei Pfarrer. Schon 1521 hatte der damalige Priester Heinrich Scherrer allerlei Streitigkeiten wegen des Zehndens. 1523 war Jerg Stäckelin exkommuniziert worden. Unterdessen war Jerg Stäckelin Leutpriester in Rümmlingen neben Heinrich Scherrer geworden. In einem Streit wegen einer Matte, die der Kirche gehörte, wurden die beiden Priester, der Müller von Rümmlingen, der Vogt von Farnsburg, der alte und neue Vogt von Homburg nach Diestal berufen, beide Schultheißen und ein Mitglied des Rates wurden ebenfalls zugezogen. Ein Vergleich kam nicht zu Stande, obwohl der Müller und der eine Priester sich willig fanden. Denn „hr Jerg Stäckelin, der vchig Kilcher hatt sich keiner frünntlichkeit wellen begeben,“ sondern verlangte, daß die Angelegenheit vor den Rat von Basel gewiesen werde, da er ohne die Matte nicht bleiben und haushalten könne. Da er „denn keinenweg ze bewegen,“ mußte der Streit nach Basel weiter gezogen werden.

Auch in diesem Streite trat es wieder zu Tage, daß Jerg Stäckelin nicht so leicht von dem abzubringen war, was er als richtig erkannt hatte und sich nicht so bald einschüchtern ließ. Unter dem Eindruck, den das Schreiben des Basler Rates an den Pfarrer von Kilchberg gemacht hatte, trat er auf der Synode von Sissach mit der Verteidigung des neuen Glaubens hervor.

Willehelt hatte ihm auch der Umstand Mut gemacht, daß Ende September Desolampad sein Buch über das heilige Nachtmal herausgegeben hatte. Jedenfalls redete er eine deutliche Sprache. „Zum ersten des heiligen vnd hochwürdigen sacraments des heiligen frolichnamß vnd

blutß vnseres herren Jesu christi, Das er bißhar gewent habe, Es sige da in dem sacrament des altars, des herren fleisch vnd blut, So er aber vch die geschriff gelesen hat, so sind ers nit das demselben also sige. Zum andern so hat er fürgehalten gedachtem gemeinem capitel das weder die heiligen noch die liebe muter gottes für yemand bitten mögend vnd insonderheit fürgewent, das er habe müssen singen einen verß am abennd in der vesper, in welchem begriffen ist, das die würdig muter vnseres herrn für vnns bitte vnd wirt der verß also genempt Ora pro populo usw. vnd witerß geredt, das Im sölich singen an sinem herken we gethon hat, das er sölle sy bitten, das sy für Inn bitte, wie kan sy für mich bitten, es wil mir nit vßh minem herken, vnd der groll kumpt mir noch einer wyl nit daruß.“

Für das dritt, so hat er fürgewendt des Fegfurs halb, als das dasselb nit sige, vnd die lebendigen menschen mögen den dotten in keinen weg zetrost noch hilf kommen vnd vnser gute werd sigen niemant nuß.“ Er forderte das Kapitel auf, ihn aus der Schrift zu unterweisen, daß dem also sei, wenn nicht, „so welle er öffentlich schrigen vnd verkunden darwider.“

Die Stimmung im Kapitel war geteilt. Stäckelin hatte gewiß eine größere Zahl auf seiner Seite, wenn sie sich auch nicht hervorwagten. Andere sahen in der Aussprache nur „vnnüße reden“ und hofften, daß der Rat ihn zurechtweisen werde. Andere wollten nichts überstürzen, oder schwanken noch hin und her. So der Defan, der ihm eröffnete, daß sich die Mitglieder des Kapitels an die Ordnung und den gemeinen Gebrauch der Mutter, der heiligen Kirche, hielten, die doch ohne Zweifel in allen diesen Fragen nicht irre. Der Kirche allein siehe auch zu, weiter in der Sache zu handeln. Walle er sich damit nicht zufrieden geben, so möge er sich an den Rat in Basel wenden; was dieselben ihm umbeweisen, sei ihnen wohlgetan. Sie möchten aber lieber, er besinne sich eines bessern.

(Fortsetzung folgt.)

Was weiter in der Sache gegangen ist, ist nicht bekannt. Nur so viel ist gewiß, daß die beiden tapfern Männer, der Kirchberger und der Rümlinger Pfarrer, ihre Brüdern verlassen haben. Im folgenden Jahre 1526 ist ein neuer Priester, Hans Wid, in Rümlingen und in Kirchberg amtiert Johannes Grell. Jerg Städelin bezeugt uns 1532 als Pfarrer in Zofingen, wo er bei einem Gespräch mit den Täufnern sich durch eine wohlwollende Behandlung dieser um ihres Glaubens willen Bedrängten auszeichnet hat.

Nach allem ist nicht zu verwundern, daß gerade im Homburger Thal die neue Bewegung rasch Boden faßte, die der Täufer. Es ist nicht so leicht dieser Bewegung ganz gerecht zu werden. Vielsach gehörten zu ihnen die wirklichen Frommen, die Ernst machten, die nichts mehr als die Schrift, ja vielleicht auch nur noch das innere Licht der Offenbarung wollten gelten lassen. Auf diesem Wege aber durchbrachen sie den Zusammenhang mit der Vergangenheit, und es ist gewiß, daß die ganze Bewegung der Reformation im Sande verlaufen wäre, wenn diese Stürmer die Oberhand gewonnen hätten. Andererseits ist zu beklagen, daß in so grausamer Weise gegen sie vorgegangen worden ist.

Wenn nun die Täufer die Kindertaufe verwarfen, so wiesen sie darauf hin, daß sie von Jesus gar nicht gelehrt werde, daß doch nur die getauft werden könnten, welche wirklichen Glauben hätten und daß darum die Kindertaufe etwas unnützes sei, und kamen notwendiger Weise dazu, Taufe und Abendmahl überhaupt als etwas Überflüssiges zu betrachten, weil sie nicht weiteres wirken, als was das bloße Wort auch wirkt. So ganz leicht war es nicht immer, auf solche Fragen zu antworten.

Im Homburger Thal fanden die Täufer offenbar günstigen Boden für ihren Samen. Es war ihnen durch den Kirchberger Pfarrer und den Priester von Rümlingen schon vorgearbeitet worden. Zudem kam noch, daß der

jetzige Pfarrer von Rümlingen Hans Wid zu den Täufnern neigte. Ein Täufer durfte darum behaupten: „war sye, das der pfarr zu Rümilen geredt: Er dörf die warheit nit reden.“ Wid war darum auch den leitenden Kirchenmännern verdächtig. So ist es wohl zu verstehen, daß ihm auf der ersten Synode 12. Mai 1529 in Basel mit Ernst vorgehalten wurde, „das er denck vnd lug vnd bis vff das nechst examen studier das wo er der Zeit als vnwyssen wie jetzt sunden, soll er on alles mittel siner pfrund enttraup fin.“ Bald machten sich denn auch die Täufer im obern Teile der Landschaft bemerkbar. Ein kleines Buch, das über ihre Lehre Aufschluß gab, wurde in der Gegend verbreitet. Es fiel auch dem Pfarrer Johannes Grell von Kirchberg in die Hände. Er fand es wichtig genug, es Johann Decolampad nach Basel zu schicken, damit er darauf antworte, und richtete bei dieser Gelegenheit drei Fragen an den Reformator, ob die Taufe des Wassers bei Strafe der Verdammnis von Christus gelehrt sei, ob bei den Täuflingen ein vollkommener Glaube verlangt werde, und ob die Ceremonien, die zum Worte hinzutreten, beim Abendmahl und bei der Taufe außer dem Worte wirksam seien. (num ceromoniae adiectae preter uerbum, circa coenam & baptismum sint fermentum.) Decolampad antwortete auf alle diese Fragen in einem Brief vom 15. März 1527. (Opp. Dec. 81.)

Wir erwähnen nur das erste. Durch den Glauben werden wir gerecht vor Gott, wo wir zum Glauben gekommen sind, ist nur ein einziges Gebot übrig, nämlich das Gesetz der Liebe. Dieses aber ist so wichtig, daß ohne es auch der Glaube unnütz und Einbildung ist, und alle Werke, so sehr sie auch den Schein der Heiligkeit an sich tragen, auch nicht einen Pfennig wert sind.

In Zeglingen gab Anfangs 1528 Hans Blapp auf den „Erinenberg“ den beiden Täuferpredigern Winkler und Treyer Herberge und beide predigten dort vor geheimen Versammlungen. Am 14. März erließ der Rat ein Verbot gegen die Wiedertäufer und Winkelprediger und drohte mit Gefängnis. Anfangs 1529 erscheinen in steigender Zahl gefangene Wiedertäufer aus dem Homburgertale, Herzberger in Läuflingen und Thurnen, Madlinger in

Häselingen, Schaub in Wittinsburg und Gysin in Läuflingen und Sissach.

Ende 1529 fand bei Uli Madlinger in Häselingen eine Versammlung statt, an der etwa dreißig beisammen waren, unter ihnen der Müller Hans Herzberger und seine Frau von Läuflingen. Auch die Hebamme Elisabeth Herzberger hatte sich angeschlossen, und hielt viele Eltern ab, ihre Kinder taufen zu lassen. Hans Herzberger und Uli Madlinger hatten schon einmal den Umgang mit den Täufnern abgeschrieben, aber später ihre Schwachheit bereut und sich taufen lassen. Bald darauf wurde über sie sogar das Todesurteil gesprochen, aber nicht vollzogen. Madlinger mußte 50, Herzberger 20 Gulden zahlen, dazu die Kosten der Gefangenschaft. Vor dem Rat in Basel, beim Morgengottesdienst im Münster und in der Kirche in Läuflingen mußten sie ihren Irrtum bekennen. Im April 1530 wurde Matthias Gysin von Läuflingen, ein Haupt der Gemeinde verbannt und wanderte nun als Flüchtling mit den Taufbrüdern hin und her. Später wurde Hans Madlinger, der Bruder Uli's, gefangen genommen und blieb über zehn Wochen gefangen. Erst die Folter brachte ihn dazu, daß er abschwor. Auch der Bruder und seine Frau wurden aufs neue verhört. Hans Madlinger leistete im Dezember 1530 zum zweiten Male die Urfehde.

Am 23. November 1530 hatte der Rat ein neues Mandat erlassen. Alle Täufer, ebenso Anhänger und Beschützer, werden nach der ersten Gefangennahme begnadigt, sofern sie widerrufen, aber verbannt, wenn sie hartnäckig bleiben. Rückfällige oder zurückkehrende Verbannte werden das erste Mal geschmennt oder wieder verjagt, zeigen sich die Gewennten nochmals im Lande, so sollen sie an dem Ort, wo sie getroffen werden, ertänkt werden.

Schon Anfang des folgenden Jahres wurde das Mandat ausgeführt. Die Täufer des Homburger Amtes waren im Bogtschloße gefangen. Ein Gen. Singgencher, der in ähnlichen Verhältnissen in Rümlingen lebte hatte, und von Ulrich Madlinger unterstützt worden, Hans Madlinger, der nun entschlossen war, sein Leben mit

einen Widerruf zu retten.
(Schluß folgt.)

AZ



11/199

(Seite 35) *entw.*
770
= 41

Monatsblatt für
das reformierte Volk
von Baselland

**Kirchgemeinde
Mutzenz**

Mutzenz, Juli und August 1961
53. Jahrgang

Herrn
Eglin-Kühler Jakob
Schatzungsbaumeister
Mutzenz Prattelerstr. 6

10/11

Baselbieter Kirchenbote



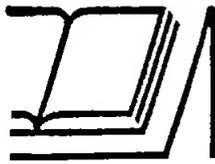
Seite 85 Kirche von Buss und
Seite 87 Kirche von Maispach

und Kirchengemeindehaus von Reinach

In der Prüfung

Wenn wir diese Ueberschrift lesen, denkt wohl fast jedes an schwere und lange Krankheit, an verregneten
... in der Familie und

Gemeinde und Einzelglieder dem göttlichen Prüfer stellen, und sie können ihre Aufgabe nur dann erfüllen, wenn sie selbst zuerst und zuletzt dazu bereit sind. Es handelt sich also um mehr als Selbstprüfung, so nötig diese ist. Mit ihr allein kämen wir nie ans Ziel; wir müs-



Das Wort der Schrift

«Ich weiss deine Werke. Siehe, ich habe bewirkt, dass vor dir eine Tür offensteht, die niemand schliessen kann; denn du hast geringe Kraft, und hast trotzdem mein Wort bewahrt und meinen Namen nicht verleugnet.» (Offenbarung 3, 8.)

In den sieben Sendschreiben der Offenbarung geht es um Kirchenvisitation. Mit kritischem Blick sieht der erhöhte Herr der Kirche auf seine Gemeinden, auf ihre Vorzüge und Mängel. Liest man alle Sendschreiben aufmerksam durch, so stellt man erstaunt fest, dass die Mängel überwiegen. Man wird daraufhin nicht mehr so ohne weiteres naiv von der «idealen» Zeit des Urchristentums reden! Eindeutig positiv äussert sich der Herr der Kirche nur über die Gemeinde in Philadelphia. Aus dem die Christen in Philadelphia angehenden Brief stammt unser Vers. Was ist nun das Positive an jener Gemeinde? Wiederum erstaunt stellen wir fest: etwas, das zunächst in unseren Augen ganz und gar ein Mangel ist. Jene Gemeinde hat nämlich «geringe Kraft». In unsere heutigen Verhältnisse übersetzt, heisst das etwa: Sie ist eine Gemeinde, über die es nichts Auffälliges zu sagen und zu schreiben gibt. Von aussen gesehen läuft in ihr nicht viel. Sie führt keine Bazare durch mit viel Umtrieben. Sie startet keine kühnen Experimente, um die noch nicht oder nicht mehr Kirchlichen zu angeln. Ihr Kirchenzettel sieht eher mager aus. Auf ihrer Kanzel steht auch kein Starprediger, so dass sonntags im weiten Umkreis der Kirche Parknot herrscht. Kurz, eine Gemeinde, die durch nichts die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Also eine langweilige, eine tote Gemeinde? Nein! Gerade weil sie eine Gemeinde ohne Betrieb, ohne aufsehenerregende Experimente, ohne Startum ist, ist sie lebendige Gemeinde, von ihrem Herrn uneingeschränkt gelobt. Sie verwendet nämlich alle Kräfte und Gaben, die ihr zur Verfügung stehen, darauf, das Wort Christi zu bewahren. Weil sie weiss, dass ihre Kräfte und Gaben gering sind, kommt sie gar nicht in Versuchung, sie aufzusplittern und zu verschwenden, sie konzentriert sie vielmehr auf das Eine: auf die Bewahrung des Wortes. Wenn einer in den Bergen sich versteigen hat und ihm ein Seil zugeworfen wird, dann hält er sich mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft am rettenden Seil fest. Er wird es unterlassen, links und rechts Blumen zu pflücken und Steine zu sammeln. Wenn die Gemeinde nichts anderes tut, als sich mit der geringen Kraft am Wort Christi festzuklammern, dann wird sie die Erfahrung machen, dass dieses Wort die aufsehenerregendste Sache der Welt ist. Es ist ja das Wort dessen, der selber geringe Kraft hatte und darum an den Verheissungen Gottes festhielt bis in den Tod. Seine Treue hat Gott zum Sieg gemacht.

H. Bieri

Die Oberbaselbieter-Gemeinde Buus-Maisprach

«Klein-Tessin», so nennen die Basler jene fruchtbare Gegend, die sich vom Nordabhang des Farnsberges gegen das aargauische Magden erstreckt, in dessen lieblichem Tale, wohl eingebettet, die nördlichste Kirchengemeinde des Baselbietes, Buus-Maisprach, liegt. — Kein Fremdenverkehr zwar, aber auch kein «Ausverkauf der Heimat»; kein Bundesrat, aber der Präsident der Baselbieter Regierung; keine Kastanienwälder und Palmenhaine, aber reich ist der Kirsch- und Obstsegen; kein See und keine versnobten Badegäste, aber weithin wogende Weizenfelder und schwielige Hände, die das Brot der Städter pflanzen; kein «Nostrano» und kein «Valbollicella», aber «Buusner» und «Maispracher», herb und trocken — und wer ihn kostet, schmeckt das Würzige der Landschaft und weiss, in welchem Jahre und an welcher Halde er wuchs; grüne Matten und ausgehende Kartoffelfelder — das sind die Masstäbe «Klein-Tessins».

Aus der Vergangenheit

Dass es hier gut zu wohnen ist, wussten vor grauer Vorzeit wohl schon die keltischen Ansiedler, die das Land gerodet und angebaut hatten. — Wenn aber die Basler sich erlauben, in Munacius Plancus den Ahnherren ihrer Stadt zu erblicken, ist es doch nur bescheiden, wenn wir annehmen, dass von jener Colonia Raurica her die römischen Herren in diesem fruchtbaren Seitentale des Rheins ihre Gutshöfe mit Weinbau und Kirschenwuchs und ihre Villen gründeten. In den Dreissigerjahren wurden nämlich unter Leitung von Lehrer Rudin, nördlich der Kirche zu Maisprach, Gemäuerreste einer römischen Villa ausgegraben und unter der westlichen Kirchhofmauer eine römische Heizungsanlage freigelegt. Auf dem kleinen Vorsprung der «Rugenhalde» zu Buus, wo nach der Sage — wie bei jeder Michaelis-Kirche — die guten Geister nicht einwilligten in den Bau des Gotteshauses drunten in der Ebene, sondern das Baumaterial zu mitternächtlicher Stunde zur «heiligen Stätte» auf dem Hügel zurücktrugen, also auf dem Kirchhügel, lassen die Funde eines römischen Heizziegels und eines römischen Töpfchens die verblichene Existenz einer römischen Wohnstätte vermuten.

Es wird angenommen, dass der Bau der Kirche zu Buus schon in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts fällt. Wahrscheinlich ist auch unsere erste Kirche zu Maisprach auf einem alten römischen Ortsheiligtum erbaut worden. Nach Ueberlieferungen soll man bei Grabarbeiten auf der Westseite der Kirche auf die Fundamente eines Turmes gestossen sein. Bei einem späteren Neubau dann, da die Kirche bereits schon in den Besitz des Bischofs von Basel gekommen war, wurde sie der Schutzpatronin des Münsters geweiht.

Jahrhunderte vergingen. Das alte, vielleicht fränkische Grafengeschlecht, welches um das Jahr 1000 die Frohburg auf jener sturmfreien Kuppe nördlich von Trimbach gründete, erbte von den Homburgern das Patronatsrecht der Kirche zu Buus. Im Jahre 1328 ging dann unter Johannes von Frohburg, Hof und Kirchensatz an die Ordenskommende Beuggen über. Von nun an hatte Beuggen das Recht, den Geistlichen zu bestellen, aber auch die Pflicht, ihn zu besolden und für den Unterhalt der Kirche und Pfarrhaus zu sorgen.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts starben die Geschlechter der Grafen zu Frohburg und Homburg aus. Als Erben des ansehnlichen zusammenhängenden Komplexes grundherrlichen Besitzes und der landgräflichen Gewalt im Sisgau, blieben allein zurück die Tiersteiner.

Die Farnsburg wurde gebaut, zu deren eigentlichen Herrschaft von nun an auch Maisprach und Buus gehörten. Aber in der vierten Generation schon war es den Tierstein-Farnsburgern im Mannesstamme bestimmt auszusterben. Ihre Erben wurden 1418 die Freiherren von Falkenstein, und schon im Jahre 1461 verkaufte Thomas von Falkenstein Schloss und Herrschaft Farnsburg an die Stadt Basel.

Die Reformation kam, und wir finden an der Berner Disputation im Jahre 1528 auch den damaligen Buuser Pfarrer Matthias Merkt. Nachdem die Basler Reformationsordnung 1529 in Kraft erklärt war und die Priesterehen vermehrte Ausgaben für Behausung und Besoldung notwendig machten, fand der Rat zu Basel 1535, um Ersparungen zu erzielen, für gut, zwei oder mehrere Pfarreien zusammen zu ordnen. So



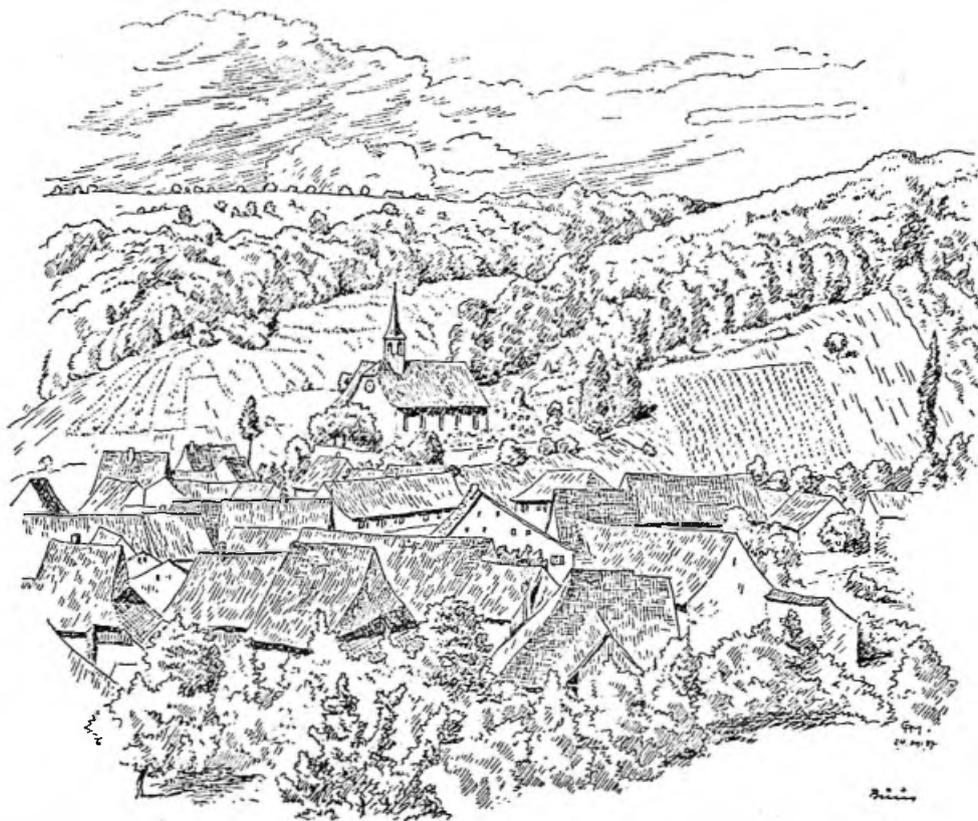
wurden in einem Vertrag zwischen der Kommende Beuggen und dem Basler Rat beide Pfarreien vereinigt, und es entstand unsere heutige sogenannte Wechselkirche. Der Pfarrer hatte seinen Sitz von nun an in Buus.

Die Basler Vögte auf der Farnsburg waren strenge Herren. Sie liebten keine müssigen Kirchgänger. Darum war es ihren Untertanen in unserem Tale unter Strafe verboten, den Gottesdienst nicht zu besuchen. Das hatte aber zur Folge, dass unsere beiden Kirchen in mehreren Etappen vergrößert werden mussten. So kam es, dass heute die ca. 670 Einwohner des Dorfes Buus in ihrer Kirche und die 490 zu Maisprach auch in ihrer Kirche gut Platz finden.

Die Gegenwart

Und nun heute? — Die Vögte der Farnsburg sind längst gestorben, und die traurigen Ueberreste der einst so stolzen Burg ragen aus der bewaldeten Bergeshöhe. Aber die Kirche ist immer noch da. Nicht, weil die Vögte einst den Besuch des Gottesdienstes befohlen haben. Und ich meine auch nicht jene Kirchengebäude, die einst an der Stätte heidnischer Opferstellen gegründet wurden, sondern ich meine jenes seltsame Gebilde menschlicher Zusammengehörigkeit, jene störrischen und knorrigen Wesen, die einander mehr oder weniger bekannt oder fremd gegenüberstehen mit ihren vielen guten und auch andern Absichten, mit ihrem Gezänk und ihrem Frieden, mit ihren Leidenschaften: — ich hasse und liebe und bin's zufrieden, es geht das Geschäft — jene Menschen, zu denen wir alle gehören. Diese Kirche, meine ich, ist immer noch da. Wahrhaftig seltsam! Sind es Ruinen, Überreste einer geisterfüllten Zeit urchristlichen Daseins? Und sind die Pfarrer Restaurateure eines längst verschollenen Burgfriedens? Nein! Wäre die Kirche, die, durch die Wechsel ihrer eigenen verworrenen Geschichte, bis heute immer noch da ist, bloss die Absicht eines Menschen gewesen, dann allerdings wäre sie eine Ruine und ihre Pfarrer Denkmalpfleger. Aber das ist sie nicht und die Pfarrer auch nicht! Sondern sie ist das Wunder der Berufung Gottes bis auf den heutigen Tag, und lebt, lebt von der Verheissung, ihrer Vollendung entgegen.

Und das ist es, was ich nun auch von unserer Kirchgemeinde sagen möchte, obwohl nicht jeden Sonntagmorgen, wie zu «Vogts Zeiten» männiglich zur Kirche geht. Das soll keine Entschuldigung sein. Zwar wäre es auch nicht gut, wenn wir den Gottesdienst-Zwang zurückwünschen würden. Wer aber nur ein bisschen darüber nachdenkt, wie wenig Meister er seines Lebens ist — «wer will seines Lebens Länge auch nur eine Elle zusetzen?» — der wird der barmherzigen Begegnung Gottes in seinem Wort nicht immer aus dem Wege gehen. — So sind die Handvoll Menschen, denen wir an einem Sonntagmorgen auf dem Wege zur Predigt begegnen, ungefähr 10 % der Einwohnerschaft. An Festtagen ist es dann beinahe so wie zu «Vogts Zeiten», nur, dass sie freiwillig den Gottesdienst besuchen; fast aus jedem Hause eine oder zwei Perso-



Zeichnung von C. A. Müller

Kirche und Dorf Buus

nen, oft sogar ganze Familien. — Das Heuen an einem Sonntag gehört nicht zur Regel. Es ist jeder im Grunde genommen froh, dass es nicht nur Werktag gibt; aber schlechtes Wetter und vor allen Dingen der Dienstbotenmangel in den Bauernhäusern treiben viele hinaus aufs Feld zum Heuen und Kirschenpflücken.

Der Zeitgeist ist zu allen Zeiten auch in den Dörfern heimisch. Alle sind davon gepackt. Wir stehen alle ganz nah beieinander: Der Prädikant und der Bauer, der Lehrer und der Arbeiter; alle auf derselben Erde, aber unterm gleichen Himmel. Man weiss von der Verflachung geistiger Werte, der Auflösung bestehender Ordnungen. Konturen werden verwischt und die Gleichgültigkeit so viel Gutem gegenüber ist oft erschreckend. Aber nur das zu wissen, ist keine Hilfe und kein Trost. Wichtig ist, dass dem Geist der Zeit ein anderer Geist gegenübersteht: der Heilige Geist. Dieser hat es mit unserer steinigen, erdigen und jähtigen Welt zu tun, und jetzt wird er mit uns fertig — und das ist unser Trost.

Und nun wäre noch viel zu berichten: Dass gelegentlich in den Kirchenpflege-Sitzungen und in den Wirtschaften über die Predigt diskutiert wird; dass in der letzten Kirchgemeindeversammlung auf der Traktandenliste zu lesen war: «Fragen betr. Abendmahl und Taufe», und dass dann unter «Verschiedenem» das gemeinsam gesprochene «Unser Vater» einen regen Gesprächsstoff bildete; dass der Gemeinderat jährlich an zwei Sitzungen teilnimmt und das Abendmahl schon im Zentrum der Besprechungen solcher Sitzungen stand; dass über die Fasnachtstage das Pfarrhaus mitten im Dorf bleibt und die Fasnächtler rege aus- und eingehen; dass das Winterprogramm der Kirche zusammen mit den

Vereinsvorständen besprochen wird und, dass, wenn die Kirche im Winter ein ganzes Wochenprogramm durchführt, sogar der Gemeinderat seine Sitzung verschiebt oder verkürzt; dass die Jugendgruppe sich 14-täglich im Pfarrhaus versammelt und die Strickabende im Winter ein Sich-Sammeln um Gottes Wort sind; und dass die Kirchenpflege beschlossen hat, jeden Herbst eine Frauen- und Mütterfreizeit durchzuführen, an der nun erfreulicherweise mehr und mehr auch Ehepaare teilnehmen. — Wenn nun das alles aber zum kirchlichen Leben zu zählen ist, dann möchte ich noch eher das Leben der Kirche dort sehen, wo die Mütter, trotz vieler Arbeit, sich Zeit nehmen, am Abend, wenn die Kinder zu Bett gehen, mit ihnen zu beten, und wo das Tischgebet so wichtig ist wie ein gesunder Appetit und wo die Bibel zum Erbarmen müde und verbraucht an ihrem Plätzlein liegt. Wo das sein darf, da ist die Kirche mitten im Dorf und sie gleicht einem menschlichen Körper, von dessen Herzentrum her die lebensbringende Kraft hinausdringt in die äussersten Zellen.

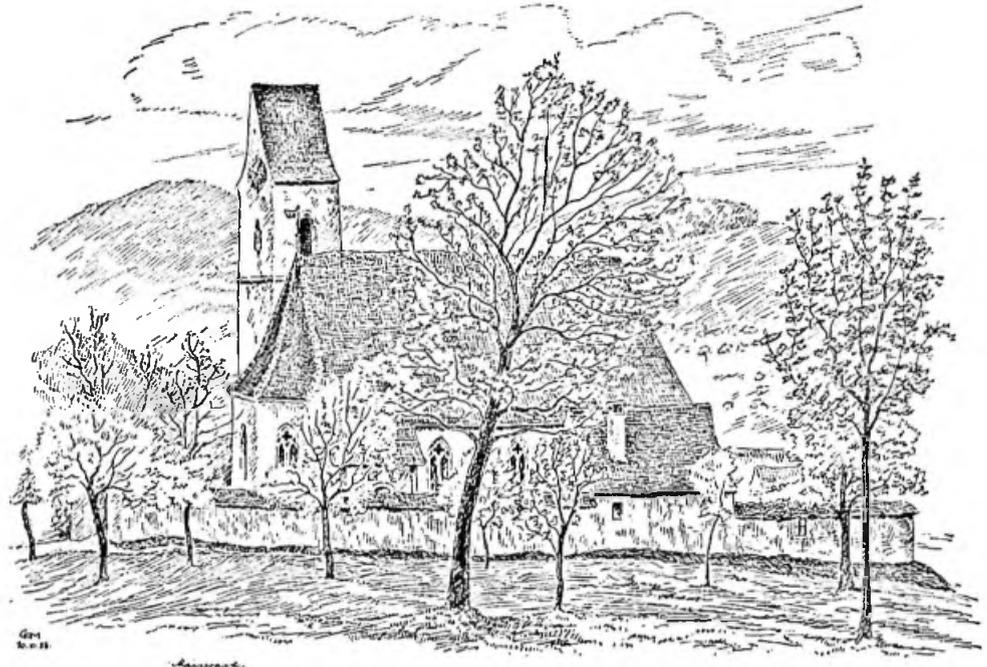
Wenn der Bauer im Herbst seinen Weizen aussät, dann geht er nach Hause und wartet. Er ist nicht ungeduldig. Er geht nicht schon nach zwei, drei Tagen und grübelt den Samen hervor und gwundert, ob er auch keime. Sondern er wartet. Das Warten ist wichtig. Und in der Zeit, da er wartet, geschieht das Wunder. Der Bauer weiss, dass das Wachstum nicht in seinen Händen ist, darum wartet er. — Das eigentliche Wunder, das in unserer Kirchgemeinde geschieht, sehen wir nicht. Es ist oft verborgen. Ihm nachzugrübeln ist auch nicht unsere Aufgabe, aber: Glauben dürfen wir es!

W. Hofer

werden könnten. Das könnte dann wirklich zu einer Selbstprüfung der Gemeinde führen.

Nach einem Zeitraum von 3—4 Monaten nach Eingang der Fragebogen kommt es dann zur eigentlichen Visitation. Mindestens zwei Visitatoren besuchen einen Gottesdienst und eine Kinderlehre, dazu wohl auch eine Unterrichtsstunde, wobei an den Konfirmandenunterricht gedacht ist. Dem hat dann ein Gespräch mit dem Pfarrer allein zu folgen, und welcher Pfarrer sollte nicht froh sein über eine solche Gelegenheit, sich über die ihn beschäftigenden Fragen und Schwierigkeiten auszusprechen! Dasselbe gilt für das Gespräch mit der Kirchenpflege, wohl auch eine gewisse Zeit allein, ohne Pfarrer. Je mehr eine Kirchenpflege ihre Gemeinde lieb hat, umso mehr Fragen wird sie im Blick auf sie haben. Das wäre eine schlechte Kirchenpflege, die nicht bei aller Mühe, welche die Gemeinde bereitet, ihre Gemeinde lieb hätte. Warum sollten die Visitatoren, die ja als Brüder kommen, da nicht mahnen, stärken und trösten können? Der Zuspruch, der von aussen kommt, ist wohl wirksamer als der, der aus der eigenen Mitte kommt.

Was geschieht nach der Visitation? Die Visitatoren geben ihren Bericht ab, und zwar wohl mündlich und schriftlich. Diese Berichte gehen an den Kirchenrat, der zusammen mit dem Pfarrkonvent und der Synodalkommission, welche den Fragebogen ausgearbeitet hat, für eine Auswertung besorgt ist. Wie das geschehen soll, ob durch eine einzelne Person — so St. Gallen, Zürich, Bern und Graubünden, das wird



Zeichnung von C. A. Müller

Kirche von Maisprach

später zu entscheiden sein. Sicher ist nur, dass der so oder so entstandene Gesamtbericht der Synode vorgelegt und ganz oder in Auszügen veröffentlicht werden muss. Erst mit dieser Veröffentlichung ist die Visitation beendet. Sie wird aber auch erst dann, wenn sie gut durchgeführt worden ist, ihre Früchte bringen können.

Zum Schluss eine Bitte an alle: lassen wir die Visitation nicht einfach an uns herankommen, sondern tragen wir sie jetzt schon mit! Lassen wir uns von den dabei gestellten Fragen bewegen! Wenn das geschieht, dann wird das ganze grosse Unternehmen kein Leerlauf und kein Schlag ins Wasser sein.
H. Langenegger

Ein Wort zur Visitation

Kirchliche Visitation, wie sie dieses Jahr in unserer Kirche vorgesehen ist, bedeutet nicht Inspektion über die Amtsführung des Pfarrers oder der Kirchenpflege, sondern soll den Gemeinden zu brüderlicher Stärkung und Hilfe dienen und die Kirche zur Selbstprüfung ihrer Predigt, ihres Unterrichts, ihrer Ordnung und ihres Lebens veranlassen (Art. 73 KO).

Sie ist also Hilfe, Selbstbesinnung über all die Aufgaben, die der Kirche von ihrem Herrn Jesus Christus gestellt werden, nicht Inventaraufnahme oder Statistik. Die Visitatoren mögen für sich und die Gemeinden des Jesuswortes gedenken: «Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so spricht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, das wir zu tun schuldig waren.» (Luk. 17, 10.)

E. Zeugin, Kirchenratspräsident

Kostproben aus Visitationsberichten anderer Kantonalkirchen

Was an diesen Berichten zuerst auffällt, ist das Fehlen allen selbstgefälligen Eigenlobs. Satte Selbstsicherheit und Selbstzufriedenheit wird man ihnen zuletzt vorwerfen können. Das kommt schon in den Titeln deutlich zum Ausdruck: «Prüfet euch selbst!» (Schaffhausen 1947 bis 1956), «Der Schatz in irdenem Gefäss» (St. Gallen ca. 1944), «Was vor Augen ist» (St. Gallen 1952), «Dein Reich komme!» (Bern 1941 bis 1950), «Gott ist unsre Zuversicht und Stärke» (Schaffhausen 1937—1946), «Wegmarken» (Zürich 1942). Das ist ehrlich und weist über alle vorhandene Kirchlichkeit hinaus auf das, was Gott tut und verheissen hat. Und diese Selbstkritik zieht sich dann auch durch die Behandlung der einzelnen kirchlichen Gebiete hindurch, wie sie sich aus den ausgefüllten Fragebogen mehr oder weniger klar darstellten.

Daraus Proben anzuführen, würde viel zu weit führen; wir müssen und dürfen uns auf einige frei herausgegriffene Stellen aus den Einleitungen beschränken. So lesen wir etwa im letzten St. Galler Bericht: «Es geht bei unserm Urteil eben doch meistens um Vordergründiges, um das, was Gestalt angenommen hat. Die letzten Zensuren zu fällen, müssen wir dem Herrn der Kirche überlassen. Er weiss es allein, wessen Name 'im Himmel angeschrieben ist'.» Der letzte Berner Bericht führt das

gleichsam weiter: ... Es geht um Unterlassungen und Schuld der Kirche, um Untreue im Wächteramt und in der Ausrichtung der lebensschaffenden und befreienden Botschaft vom Kommen des Reiches Gottes. Nicht überflüssig wird es sein, uns von allem Anfang an das sagen zu lassen, wenn wir uns daran machen, über vergangene zehn Jahre bernischer Kirchengeschichte Rechenschaft zu geben. An unsere evangelisch-reformierte Landeskirche denken können wir ja nie als solche, die irgendwie ausserhalb stehen und darum bloss Zuschauer sind, sondern immer nur als aufs stärkste Mitbeteiligte und Mitbetroffene. Wir wurden hineingeboren in die kirchliche Gegebenheit, wurden durch die Taufe aufgenommen in die christliche Gemeinde, durch Erziehung und Unterricht auf das Eine hingewiesen, das not tut. «Wir schauen den Fels, aus dem wir gehauen, und des Brunnens Gruft, daraus wir gegraben sind» (Jes. 51, 1). Unsre Herkunft verleugnen, hiesse den Boden verlassen, der uns trägt. Alles, was unsere Kirche angeht, geht uns selber ganz persönlich an. Was uns an ihr erfreut, was uns an ihr Leiden bereitet, alles erhebt oder beunruhigt oder schmerzt uns selber. Wir werden und dürfen dieser Tatsache nie entinnen. Darum richtet die Kritik, die wir äussern, wiederum uns selber. Gerade weil wir unsere Kirche lieben und nicht von ihr lassen, in ihr leben, atmen, glauben und hoffen, schauen wir mit wachen Augen ihre Fehler und Schwächen, ihre Untreue, ihr Versagen und wissen uns aufgerufen zu immer erneuter Busse.»

Stimme aus dem Leserkreis

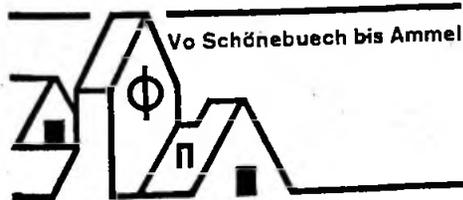
Eine andere Meinung

Etwas verspätet, doch keineswegs zu spät, möchte ich auf diese Weise zu den Äusserungen meines Kollegen aus Langenbruck in Nr. 5 des «Baselbieter Kirchenboten» Stellung nehmen; es wundert mich nur, dass dies bis jetzt noch niemand getan hat.

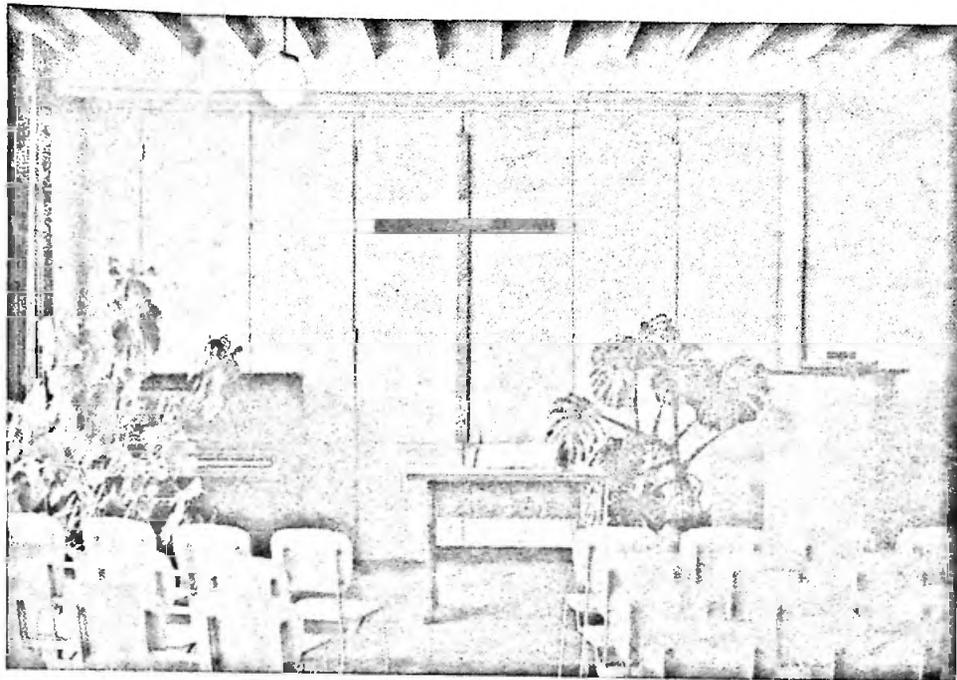
Wenn Herr Graber meint, dass mancherorts die Form des Gottesdienstes und des Abendmahles geändert werden sollte, um sich in unserer Kirche heimisch fühlen zu können, so ist das sehr allgemein gesagt. Von kleinen, ortsbedingten Abweichungen abgesehen, hat doch der evangelisch-reformierte Gottesdienst mit seiner schlichten und verständlichen Art eine Linie gefunden, die betrubte und dankbare Herzen anspricht und dem Suchenden Bedürfnis ist. Mit einem reichhaltigen Liedergut, im neuen Gesangbuch für die ganze deutschsprachige Schweiz gleich wertvoll gestaltet, kann sich die Gemeinde in schönster Weise aktiv am Gottesdienst beteiligen. Die Tauffeier vor versammelter Gemeinde, wie sie bei uns im Baselbiet seit einer Reihe von Jahren durchgeführt wird, hilft mit, die Form des Gottesdienstes vor einer Versteifung zu bewahren. Für die Austeilung des Abendmahls ist die Mithilfe von Laien eingeführt worden. Ich meine also, was an der Form des Gottesdienstes geändert werden können, ist geschehen. Hingegen wäre es eine nützliche Aufgabe, zu prüfen, was für andere Gründe der Bereitschaft zum sonntäglichen Kirchenbesuch im Wege stehen.

Der Ausbildung von Pfarrern an der neu gegründeten kirchlich-theologischen Schule sind natürlich Grenzen gesetzt, bedingt durch Alter, Familienverhältnisse und Fähigkeiten der Kandidaten. Ist es ein glückliches Ereignis, dass eine solche Schule ins Leben gerufen worden ist, so ist es erfreulich dazu, dass die Ausbildung, wenn auch in veränderter Reihenfolge, dem bisherigen Pensum angepasst wurde. Das Rüstzeug, welches den Berufenen befähigt, ein Pfarramt zu versehen, soll doch möglichst gut und einheitlich sein, sind doch die Pfarrer in ihrer Tätigkeit in den Gemeinden gewissermassen auch die Träger der Lehre. Wenn nun die Pfarrer, als Stützen der Gemeinden, nicht in genügender Anzahl vorhanden sind, so ist auch durch Arbeitsteilung in grösseren Gemeinden eine Entlastung möglich. Eine Mitarbeit von Laien, beschränkt auf bestimmte Gebiete der Seelsorge und der Verwaltungstätigkeit, kann dem Gemeindeleben nur förderlich sein und den Pfarrer aus einer manchmal ungewollten Isolation lösen. Die Alarmglocke, wie an der Synode vom 23. Januar dieses Jahres gesprochen worden ist, möge in den Gemeinden auch das Bewusstsein wecken zum Mittragen von kirchlicher Verantwortung.

H. G., Liestal



Wie sich die Zeiten ändern! Findet da am 28. Mai in Ormalingen das Kantonale Missionsfest statt. Die Kirche ist weit über die normale Sitzgelegenheit besetzt. Vom im Chor sitzen sogar Leute am Boden. Und mitten in den Gemeindegliedern versteckt bemerkt man den Regierungspräsidenten Max Kaufmann und den Kirchendirektor Dr. Ernst Börlin. Was haben denn diese an einem Missionsfest zu tun?



Inneses des Kirchenraums

Da gehen doch nur die ganz Frommen hin! Und zu diesen zählen sich die zwei Regierungsräte sicher nicht. Aber ich nehme an — und ich glaube es zu wissen —, dass auch diese zwei Gemeindeglieder um den Missionsauftrag der Kirche wissen und darum hören wollten, was hier in der Kirche zu Ormalingen geredet wird. Und sicher hat sie, wie auch alle andern Anwesenden, die Tatsache beeindruckt, dass drei Baselbieter Lehrerehepaare gewillt sind, für einige Jahre nach Afrika zu gehen, um unsern farbigen Mitchristen zu dienen.

Und weil wir gerade bei der Mission sind, darf dankend hervorgehoben werden, dass für die abgebrannte Basler Missionsstation Besondere Gabung in Kamerun die ausserordentliche Kollekte in unsern 34 Kirchgemeinden Fr. 8264.65 ergeben hat, so dass dem Vernehmen nach die 100 000 Franken, die für den Wiederaufbau der Station benötigt werden, durch die weiteren Beiträge aus dem ganzen Schweizerlande zusammengebracht werden können.

Am 28. April konnte die Beratungsstelle bei der Basel für ungarische Flüchtlinge, die seit dem Januar 1957 bestanden hat, aufgehoben werden. Die 1174 Flüchtlinge unseres Gebietes werden in Zukunft allein von den Hilfswerken betreut werden. Beim HEKS Baselland sind 120 Flüchtlinge angemeldet. Seine Kasse, aus der die Unterstützungen für bedürftige Ungarn ausbezahlt werden, wird geäuft durch den Flüchtlingsbatzen, der leider nicht in allen Kirchgemeinden eingezogen wird. Und doch hat die schweizerische Flüchtlingshilfe noch grosse Aufgaben zu erfüllen und ist auf die Gebefreudigkeit unserer Gemeindeglieder angewiesen.

Die Kirchgemeinde Oberwil-Therwil-Ettlingen wird bald 2500 Seelen zählen. Die Voraussetzungen für ein zweites vollamtliches Pfarramt sind also erfüllt. Die Kirchgemeinde hat darum ein Gesuch um die Anstellung eines zweiten Pfarrers an die Kirchendirektion gerichtet.

Der Sommerkurs über das Thema «Mensch und Schöpfung im AT», geleitet von Pfr Dr. Bruno Balscheit, Läfelfingen, bringt viel Anregung und Besinnung und ruft vielerorts grosse Diskussionen wach. Wie sollte das nicht auch sein? «Hat der biblische Schöpfungsglauben dem Menschen von heute noch etwas zu sagen?» Diese Frage bewegt ja besonders den

heutigen Menschen. Bis um Mitternacht und darüber hinaus wird zu Hause und gar in den Wirtschaften das kirchliche Gespräch weitergeführt. Hoffen wir, dass der Ewigkeitsgehalt der biblischen Botschaft, der auch in den alttestamentlichen Schöpfungsaussagen enthalten ist, von den Teilnehmern des Kurses klar erkannt und vertieft wird.

Zu gleicher Zeit findet in Muttenz ein Kurs zur Ausbildung von Religionslehrern statt, veranstaltet vom Pfarrkonvent Baselland und geleitet von Pfr. Dr. W. Neidhart, dem Leiter für das kirchliche Unterrichtswesen in Basel. Der Kurs zählt 20 Teilnehmer, meistens Lehrer und Lehrerinnen aus grösseren Kirchgemeinden, die nach Beendigung des Kurses die Pfarrer teilweise von den vielen Unterrichtsstunden entlasten werden. Auch der Unterzeichnete nimmt in seinen alten Tagen noch an diesem Kurse teil und erhält viel Anregung.

Seit 1. Juni ist unser Kirchensekretär Dr. F. Auer nicht mehr zugleich Sekretär des Schweizerischen Kirchenbundes. Das Sekretariat des Kirchenbundes befindet sich jetzt in Bern, ist also von einem kleinen Kanton in einen grossen verlegt worden. Der neue schweizerische Sekretär ist nun vollamtlich angestellt. Wir haben für die kirchliche Arbeit in unserm Kanton viel Anregung durch diese Personalunion erhalten, sind aber froh, dass uns unser Sekretär von jetzt an ganz zur Verfügung steht. Er wird in seiner Büroarbeit unterstützt von unserer neuen Sekretärin Elisabeth Regenass vom «Ramschbrg», der Nachfolgerin von Fräulein M. Lehmann, die eine Staatsstelle vorgezogen hat.

E. Z.

Sogar die Berner wissen den

Guet Bricht

zu schätzen. Ein Redaktor des «Säemann», ihres Kirchenboten, schreibt: «Ich muss gestehen, dass ich, obschon mir der Baselbieter Dialekt nicht sonderlich vertraut ist, diese alten und doch nie veraltenden Berichte in einem Zuge durchgelesen und mich an ihnen erbaut habe.

Der «Guet Bricht» ist zum Preis von Fr. 2.50 bei der Landschäftler AG. Liestal und in allen Buchhandlungen erhältlich.

berichtet

daß das Mittel theoretisch sich auf 4,81 Mann pro Kilometer erheben würde. Der Journalist schreibt, daß diese Grenzverstärkung unsäglich sein würde, die zahlreicheren Grenzübertritte nach der Volksabstimmung aufzuhalten. Man erwarte in Frankreich 30.000 marginalisierte Saarländer. In den Grenzdepartements erhoben sich bereits Proteste gegen diese neue Fremdenzuwanderung. So protestiert man besonders im Departement Mosel sehr energisch gegen die Möglichkeit, 4000 in Frankreich naturalisierte Saarländer beherbergen zu müssen.

Die französische und deutsche Propaganda Saarbrücken, 11. Januar. (United Press). In einer

offiziellen Bekanntmachung der Abstimmungs-Kommission wird die Zahl der Stimmberechtigten mit 339.100 angegeben.

Die Abstimmungs-Kommission hat am 6. Januar an Frankreich und Deutschland das Grundsatzgericht, im Interesse der gesicherten Durchführung der Abstimmung jede Art politischer Propaganda im genannten Staatsgebiet in der Woche vor dem 13. Januar zu unterlassen. Frankreich antwortete am 7. Januar zustimmend, sprach jedoch gleichzeitig die Hoffnung aus, daß auch Deutschland diesem Vorschlag folgen werde. Am 10. Januar antwortete Deutschland, es wolle die Wahlpropaganda bis auf die Rundfunkpropaganda einstellen.

Aus dem Dritten Reich

Schleichers Schatten

○ Berlin, 11. Januar. Die von „United Press“ verbreitete Meldung, wonach Adolf Hitler vor dem Staatskonvent in der Staatsoper die Unschuld General von Schleichers offen zugegeben habe, wird von Versammlungsteilnehmern hündig bestritten. Hitler habe nichts dergleichen gesagt. Dagegen erfahren wir von wohlunterrichteter Seite, wie sich der Fall wirklich verhält. Es ist Tatsache, daß die Schatten der Ermordeten des 30. Juni den Machthabern auch heute noch keine Ruhe lassen. Vor einiger Zeit schon richtete die Familie des Generals und Gplanzlers und die Familie des gleichfalls ermordeten Mitarbeiters des Generals, Oberst von Bredow, an Adolf Hitler die Aufforderung, er möge doch endlich unambiguos erklären, ob Beweise dafür vorlägen, daß Schleicher und Bredow sich wirklich des Hoch- und Landesverrates schuldig gemacht hätten. Die Antwort des Kanzlers soll ausweichend gewesen sein.

Das gleiche Geschick stellte dann das Regiment, von der Ermordete à la suite gestanden hatte, mit dem gleichen negativen Erfolg. Höchstens wurde den Beteiligten bedeutet, was sie verlangten, sei zu viel, geschahen sei geschehen, sie sollten die Toten in Ruhe lassen.

Schließlich trat dann eine Reihe von hohen Reichswehroffizieren und Generälen in Aktion; zu ihnen habe Adolf Hitler, und seine Worte werden als authentisch verbürgt, tatsächlich gesagt: „Sowohl, er war unschuldig, er war weder Hoch- noch Landesverräter, heute bin ich überzeugt davon.“ Das Geschick, wie erzählt wird, in diesen Tagen. Nun aber kündigte der Führer in seiner berühmten Reichstagsrede kurz nach den Junimorden an, die vom Staate selbst nicht beauftragten Amateurtötschläger würden streng zur Rechenschaft gezogen werden. Angeblich soll eine Rehabilitierung Schleichers in der Zeit nach dem 13. Januar und die Bestrafung der Mörder, die bekannt sein müssen, geplant sein; angeblich seien die Mörder schon längst bestraft. Wahrscheinlicher ist, daß man das furchtbare Drama des vergangenen Sommers auf sich wird beruhen lassen und sich höchstens bemühen wird, daß noch mehr Gras darüber wachse.

Das Propagandaministerium bementiert

○ Berlin, 11. Januar. (Privatteil.) Auf Anfrage hin erklärt das Propagandaministerium, von der gemeinteten bevorstehenden posthumen Rehabilitation von Schleicher könne keine Rede sein. Der Fall Schleicher sei am 30. Juni für immer erledigt worden; daher gehöre auch die angebliche Erklärung des Führers und Reichskanzlers vor dem Plenum des Staatskonvents in der Staatsoper ins Reich der Vergangenheit.

offiziere bei Adolf Hitler bestätigt, daß Dementi wird gerade diese Offiziere wenig entzünden, die meinen, für die Armee sei der Vorwurf, ihr früherer Chef habe Landes- und Hochverrat begangen, ertraglich.

Landesbischof Theiß tritt zurück

(:) Kassel, 11. Januar. Der evangelische Landesbischof Theiß hat einer von der Landesstellen Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda veröffentlichten Mitteilung der „Kaiser Neuesten Nachrichten“ zufolge in einem amtlichen Rundschreiben an die Pfarrer der Landeskirche Kurhessen-Waldeck mitgeteilt, daß er sein Amt zur Verfügung gestellt habe.

Christus oder Wotan?

Hildesheim, 11. Januar. ag. (Havas). Der Bischof von Hildesheim erklärte anlässlich der Feier der Verehrung des Jesuskinds in der Marienkirche vor 2000 Katholiken u. a.: „Keiner von uns ist gewillt, sich einer nationalen Kirche anzuschließen. Wir wollen Christus und seiner Kirche treu bleiben und wollen weder eine Vermischung von Konfessionen, noch eine germanische Glaubensbewegung.“

Der Bischof wandte sich in seiner Ansprache, die in der „Kölnischen Volkszeitung“ wiedergegeben ist, gegen gewisse nationalsozialistische Behauptungen, wonach das Christentum unvereinbar sei mit dem Charakter des germanischen Volkes. „Zuerst“, fuhr der Bischof fort, „haben sich die Einwohner von Nieder-Sachsen infolge der besonderen politischen Verhältnisse gegen das Christentum erhoben, um sich schließlich doch zum Glauben zu bekennen und sich taufen zu lassen. Es erweckt darnach nicht den Anschein, daß das Christentum eine dem Charakter der Sachsen fremde Religion gewesen ist. Trotz der Opfer, die die Christen ihrem Herrn und Retter darbrachten, als im Jahre 1500 die Franziskaner Hannover verlassen mußten und trotz aller Unterdrückungen, die sie seither erleiden mußten, sind sie ihrer Religion treu geblieben.“

Finanzprobleme

Köln, 11. Januar. ag. (D. N. B.) Reichsfinanzminister von Schwerin-Krosigk erklärte in einem Interview über aktuelle Probleme der Reichsfinanzpolitik u. a., daß die Reichssteuererinnahme im Jahre 1932 gegenüber im Jahre 1934 um rund eine Milliarde Reichsmark gestiegen seien. Die Aufwendungen für Arbeitslose seien in demselben Zeitraum von drei auf zwei Milliarden Mark gesunken. Die Besserung des finanziellen Standes um zwei Milliarden Mark habe ausgereicht, um die Defizitquote in den Gesamten Sozialversicherungsbeiträgen zu halbieren.

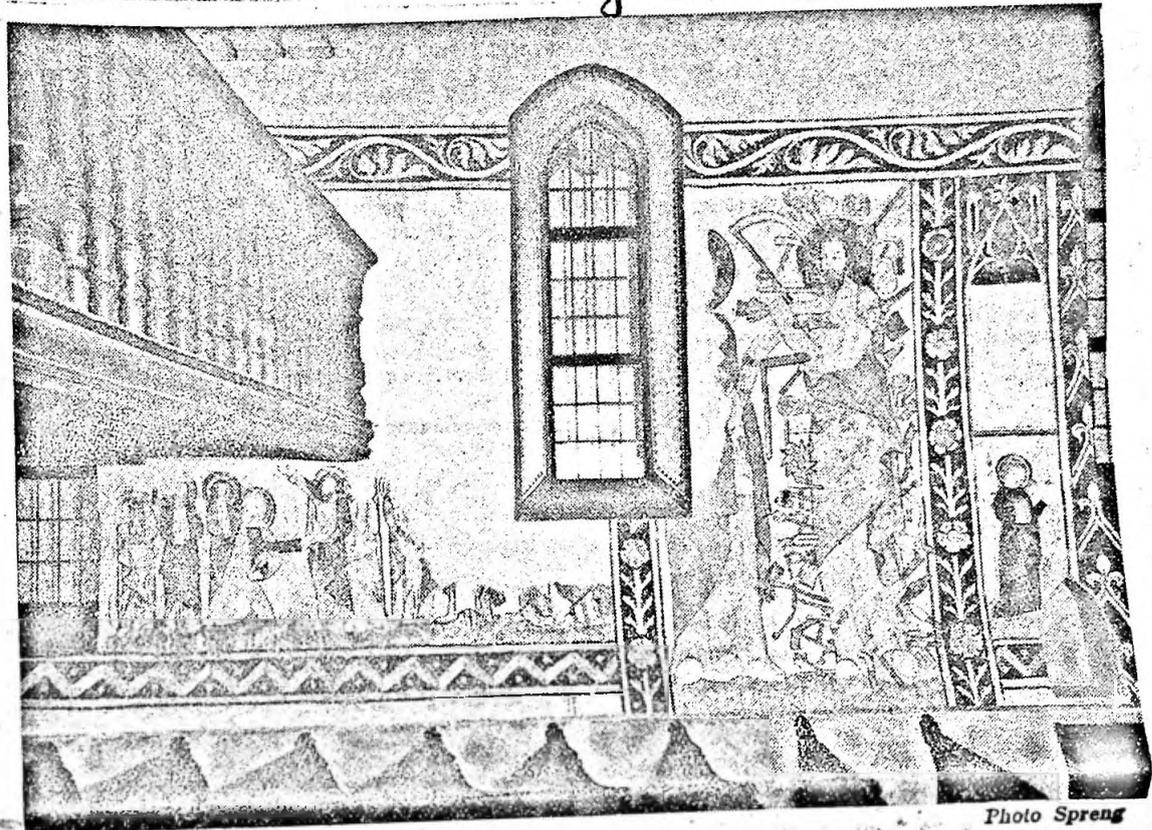


Photo Spreng

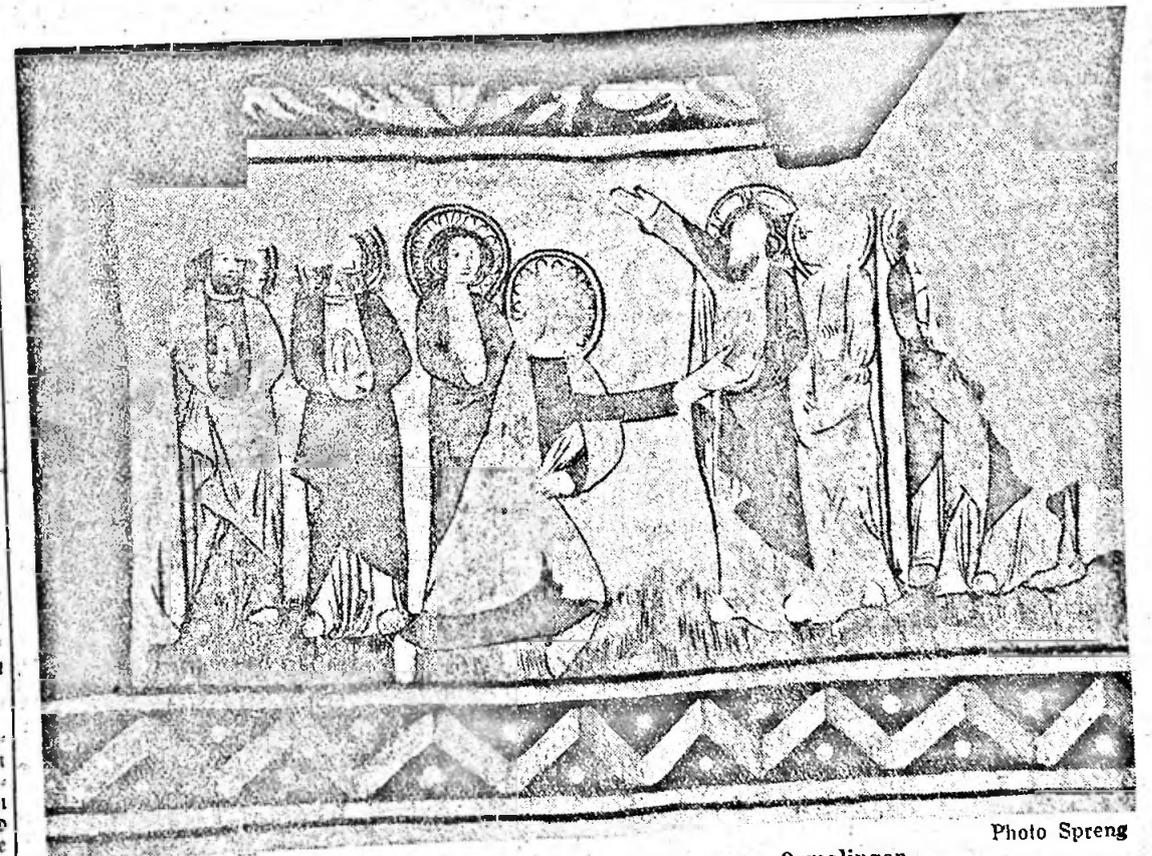


Photo Spreng

Mittelalterliche Fresken in der Kirche von Ormalingen (Siehe untenstehendes Feuilleton)

Deutschland und die europäische Politik

○ Berlin, 11. Jan. (Privattele.) Die deutsche Absage an Genf wird in den Kreisen der Berliner ausländischen Delegation als kein gutes Zeichen für die wirkliche Bereitschaft des Dritten Reiches zu gemeinsamer internationaler Arbeit ausgelegt. Hier hätte das nationalsozialistische Deutschland wirklich einmal seine stets verkündete Veröhnungs- und Friedensparole durch die Tat beweisen können. Oberst die Weigerung eine bloße Ungeschicklichkeit und überhaupt ein Mangel an Verständnis für die wahre Situation.

In Deutschland scheint man sich Illusionen hinzugeben. So läßt man in einigen ausländischen Zeitungen sonderbare Nachrichten deutscher Zufriedenheit mit den französisch-italienischen Protokollen betr. die Aufrüstung verbreiten, wobei man diesen Protokollen einen Sinn unterstellt, den sie offenbar gar nicht

haben. Deutschland scheint nämlich zu glauben, daß Frankreich, Italien und auch England eine Aufrüstungskonvention auf Grund des stillschweigend gebilligten gegenwärtigen Standes der deutschen Rüstungen abzuschließen bereit wäre. Ein böser Irrtum! Wie sich aus Erkundigungen an zuständiger Berliner ausländischer Stelle ergibt, sind Frankreich, Italien und auch England zu einer Konvention nur auf Grund eines von ihnen selbst festgestellten, praktisch also verminderten Standes der gegenwärtigen deutschen Aufrüstung bereit.

Wie wir ferner vernehmen, wird Deutschland, gestützt auf Artikel 19 der Völkerbundscharta, den Artikel, der eine Revision unmöglicher politischer, besonders auch territorialer Zustände vorsieht, und als Gegenmaßnahme dafür, daß es die österreichische Unabhängigkeit garantiert, die Einschränkung verlangen, man möge Oesterreich früher oder später dennoch gestatten, sich zu entscheiden, ob es den Anschluß wolle oder nicht. Niemals wäre aber damit zu rechnen, daß die Westmächte

diese Einschränkung zugestehen würden. Mit erheblichen deutschen Kompensationsforderungen dafür, daß das Dritte Reich sich mit den verschiedenen Balken einverstanden erklärt, ist aber jedenfalls zu rechnen. Die Verhandlungen zwischen Deutschland und den Mächten dürften zum mindesten sehr langwierig und schwierig werden.

Italien und das Römerabkommen

Rom, 11. Januar. (Privattele.) Die Veröffentlichung des italienisch-französischen Abkommens hat in Italien nicht nur Befriedigung, sondern auch freudige Ueberraschung ausgelöst. Tatsächlich sind die Vorteile, die Italien namentlich in Nordafrika hat, überaus wertvoll. Neben einer strategisch wichtigen Grenzregulierung gewinnt Italien in Libyen allein nicht weniger als 114.000 Quadratkilometer. Die langfristigen Abmachungen bezüglich der Italienerstatuten in Tunis sind von großem Vorteil und laufen fast auf eine Gleichstellung mit den Franzosen in diesem Protektorat — in ziviler Hinsicht — hinaus, die Italiener wissen aus solchen Konzessionen alles zu machen. Nicht minder kostbar ist die Abtretung des Küstengebietes bei Bab el Mandeb und die Mit-

konzessionierung der einzig wichtigen Bahn Djibouti—Addis—Abeba.

Italien darf also höchst zufrieden sein und ist es auch. Lavals Abschiedstelegramm aus Turin hat den besten Eindruck gemacht, „nicht zu viel, nicht zu wenig und gerade richtig“, so beurteilt man den Gruß eines Mannes, der es verstanden hat, alte böse eingewurzelte Mißverständnisse zwischen zwei großen Nachbarländern zu beheben.

Ueberaus wichtig ist der Akkord in der Aufrüstungsfrage, wobei sich Italien ganz auf der Seite Frankreichs stellt und damit erklärt, genau so wenig wie Frankreich die Legalität der deutschen Aufrüstung anzuerkennen. Man kann sagen, daß dieser Akkord den Kernpunkt der römischen Verhandlungen darstellt, er bedeutet ein völliges Revirement der italienischen Außenpolitik, das die entscheidendsten Folgen haben muß. Zunächst gilt es als scharfe Warnung an Ungarn, die Epoche des Gemehrschmuggels hat aufgehört.

(-) Mailand, 11. Januar. Mussolinis „Popolo d'Italia“ schreibt, mit dem Abkommen von Rom sei die Kriegsrechnung zwischen Frankreich und Italien endgültig beglichen. Der

Die Wandbilder der Kirche von Ormalingen

Der Bilderreichtum und die Bilderfreude des Mittelalters hat sich selbstverständlich nicht auf die Kirchen der Städte beschränkt, sondern ist auch den Kirchen und Kapellen des Landes in weitem Maße zugute gekommen. Die Wirkung dieser Bilder muß umso eindringlicher gewesen sein, da die Menschen jener vergangenen Geschlechter in ihrer Mehrzahl des Lesens und Schreibens unfähig waren und darum das Bild, die direkteste Vorstellung des Göttlichen, vermittelte. Wo noch alte Kirchenwände vorhanden sind, läßt man denn auch stets auf Reste von Wandbildern, die oft die ganze Kapelle bedeckt haben müssen. Solche Reste sind heute noch in den Kirchen von Mittenz, Laufen, Pfelen und Ormalingen erhalten. In der Kirche von Pratteln sind sie mit Sicherheit unter der Färbung der Wände verborgen. Die Katastrophe des Bildersturms hat auch diese Kirchen gleich wie die der Stadt erreicht. Nicht umsonst ist dem Chronisten jener Tage, Konrad Schmitt, „das Wissen der Menschen zu stat und land“ als der letzte abschließende Akt der Reformation in Erinnerung geblieben.

Unter diesen zahlreichen Resten nehmen die Wandbilder von Ormalingen eine überragende Stellung ein. Wahrscheinlich sind sie eine Stiftung des mächtigen Obnastengeeschlechtes der Tiersteiner, die eben um dieselbe Zeit (seit 1360) als sichtbares Zeichen ihrer neuen Macht die Farnsburg gebaut hatten. Der einmal erwachte Basismus ist dann auch der Kapelle zu Füßen ihres Schlosses zugute gekommen, deren reichliche Ausstattung umso näher liegen mochte, als die eigene Burgkapelle, nach den heute noch erkennbaren Spuren zu schließen, innerhalb der mächtigen Anlage einen auffallend beschönigten Raum einnahm.

Die Aufgabe muß für den beauftragten Künstler keine leichte gewesen sein. Es galt überlebensgroße Gestalten mit Szenen aus der Passions- und Heilsgeschichte in Einklang zu bringen mit solchen, welche die halbe Lebensgröße nicht überschritten. Dazu war die Wand mit kleinen Fenstern durchschnitten, deren einstufige Größe aus dem gemalten Fenster über dem heiligen Leonhard heute noch erschlossen werden kann. Der architektonische Sinn, wie ihn die dekorativen Wandmalereien des Mittelalters voraussetzen, muß unferm Künstler in besonderem Maße eigen gewesen sein. Schon die Art, wie er die umrahmenden Ornamente behandelt hat, dient dazu, die verschiedenartigen

Szenen und Proportionen dem Beschauer klar zu machen. Er schreut dabei nicht vor starken Kontrasten zurück, indem er helle Ornamente sich scharf vor dem schwarzen Hintergrund abheben läßt. Zahlreiche Ornamentbänder begleiten den unteren Rand der Passions-szenen und lassen etwas von dem dramatischen Verlauf der Ereignisse ahnen. Die stehenden Gestalten des Hauptbildes sind von Blüten umrahmt, die in regelmäßigen Abständen den aufsteigenden Stengel folgen und so den Blick langsam dem Bilde entlang emporführen. Die Größe der rot und blauen Blüten entspricht genau dem Haupte des heiligen Leonhard nebenan, der sich trotz des verkleinerten Maßstabs wie selbstverständlich der ganzen Komposition einfügt. Sein schwarzes Chorberrengewand scheint aus dem Dunkel der Ornamente herauszuwachsen, während das Blond des Haars und die leicht geneigte Haltung den feingliedrig Charakterisieren. Der Proportion der Gestalt entspricht die Fläche des gemalten Fensters darüber, das von seinem gotischem Maßwerk überragt wird und den übrig gebliebenen schmalen Streifen zwischen Hauptbild und Triumphbogen ausfüllt. Ein zartes Stillornament bildet den Abschluß gegen den Triumphbogen hin. Der alten Holzdecke entlang, die etwa ein Meter niedriger als die heutige verließ, läuft ein ruhiges Palmstängelband, das auffallend an antike Formen erinnert und die Komposition abschließt.

Diesem klaren äußeren Rahmen entsprechen die verschiedenartigen Darstellungen. Das Hauptbild enthält in überdoppelter Lebensgröße zwei stehende Gestalten. Wahrscheinlich ist die Madonna darge stellt, die Christus die Gewerbe empfiehlt. Die Gestalt der Madonna ist zur Hälfte durch das später eingebrochene gotische Fenster zerstört. Man erkennt aber noch deutlich die weisende Gebärde der ausgestreckten Hand. Christus selbst ist von zahllosen Instrumenten umgeben, welche die verschiedenartigsten Gewerbe symbolisieren und sich zum Teil seinem Leib eingraben. Man erkennt deutlich Sichel und Hammer, Richtscheit und Bohrer, Schere und Kamm, Maurerkelle und Wegstein, Sporn, Beile und Messer, daneben das eine und andere Instrument, dessen Bedeutung heute verloren gegangen ist. Die seltsame Darstellung bedarf noch der Deutung durch einen speziellen Kenner der mittelalterlichen Symbolik. Was man aber deutlich erkennt, ist die Sicherheit der künstlerischen Lösung. Die starke Betonung der Ornamente, die zunächst auffällt, erhält nun ihre deutliche Erklärung. Sie sollen dazu dienen, die vielteiligen Gebilde, die wie ein Dienenschwarm um die Gestalt Christi festliegen, zu

libertönen und zu einem klaren Ganzen zusammenzufassen. Das Blau und Rot von Gewand und Kopf Christi, die heute verblaßt sind, haben einst sehr viel stärker dominiert, sind aber sicher schon ursprünglich durch die vorwiegend weiß und schwarzen Ornamente überblendet worden. Etwas von dem milden Ton, der heute das Mittelbild auszeichnet, muß schon der ursprünglichen Lösung eigen gewesen sein.

Diesen monumentalen Gestalten mit ihren geschlossenen Konturen standen die bewegten Passions-szenen gegenüber. Sie sind in Unterlebensgröße gehalten, dafür aber stark bewegt. Man merkt deutlich die Freude des Künstlers, der bisherigen Zurückhaltung enthoben zu sein. Auch hier hat uns ein glücklicher Zufall ein Bild so gut wie vollständig erhalten. Es stellt Christi Abschied von Maria dar. Die Fähigkeit, mit wenigem viel zu sagen, muß dem Künstler in hohem Maße eigen gewesen sein. Es sind im ganzen sechs Figuren. Die Szene beginnt links mit zwei stehenden Aposteln, die in ruhiger Haltung wie byzantinische Gestalten betend dastehen, Kontur und Haltung sind dieselben, ebenso die Barttracht, nur die Farbe der Gewänder und die leichte Verschiebung der andächtig gefalteten Hände verraten, daß es sich um verschiedene Personen handelt. In gleichmäßigem Abstand steht in ähnlicher Haltung ein jugendlicher Apostel, wahrscheinlich Johannes, daneben. Er wird von der Maria überschritten, die sich in leidenschaftlicher Haltung, wie in einer plötzlichen Auswallung Christus entgegenwirft, der durch einen weiten Abstand von ihr getrennt ist. Die gleichen starken Kontraste beherrschen auch die rechte Bildhälfte. Die weisende Gebärde Christi wird durch die stille Gestalt, die andächtig regungslos neben ihm steht, erst recht wirksam. Wahrscheinlich enthielten die heute verlorenen Bilder ähnliche Gegenstücke, nur wieder in anderer Zusammenstellung, so daß sich die Vorgänge dem Beschauer in ihrer Verschiedenheit noch deutlicher einprägten und das Fortschreiten von Bild zu Bild noch klarer in Erscheinung trat. Die beiden noch erhaltenen Bilder „Christus in der Vorhölle“ und der hl. Nikolaus, der ein Schiff aus Seerot errettet, bilden hierfür keinen vollgültigen Ersatz, so drastisch die Vorhölle mit ihrem Dämonen geschildert ist. Auch ein roter Teufel als Architekt mit Hacken und Blasbalg fehlt nicht. Aber die Kleinlichkeit der Figuren verrät deutlich, daß wir es mit Arbeiten von Schlierhand zu tun haben. Die Szene aus der Nikolauslegende geht wahrscheinlich auf ein spezielles Erlebnis zurück, das der Stifter auf seiner Reise ins heilige Land erlebt haben mochte.

Die geschilderten Malereien sind nur etwa ein Drittel der einst vorhandenen. Der Vergrößerung der Kirche in nachreformatorischer Zeit sind die übrigen Wände und der Chor zum Opfer gefallen. Man kann nur vermuten, daß der Darstellung „Christus und Madonna“ an der Südwand die überlebensgroße Gestalt des „Christophorus“, den Passions-szenen Darstellungen aus der Jugendgeschichte Christi entsprachen. Die Wandbilder sind 1908 bei einer Restauration von dem damaligen Warrer Fritz La Roche aufgefunden und unter Mitwirkung des Bundes durch die Maler Franz Baur und Otto Plattner restauriert worden. Sie sind aber damals nur kurz sichtbar gewesen und waren jahrzehntelang durch ein Gesteck von Latzen und Zwickel verdeckt, das nur mit Erlaubnis des basellandschaftlichen Bauinspektors entfernt werden durfte. Beim Besuch der eidgenössischen Kommission für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler im vergangenen Sommer wurden sie nach Jahrzehnten wieder entblüht. Hofsichtlich tragen die photographischen Aufnahmen, die auf Veranlassung der Freiwilligen Basler Denkmalpflege vor kurzem durch Photographen Spreng gemacht wurden, dazu bei, daß die Wandbilder dauernd sichtbar bleiben. Sie verdienen es schon darum, weil in Basel selbst nichts Ähnliches von Bedeutung aus der Zeit kurz nach dem Erdbeben erhalten geblieben ist. Sie sind an künstlerischer Bedeutung den gleichzeitigen Wandbildern der Archa und der Baslerkirche entschieden überlegen und so geeignet, Basel als Kunstzentrum schon für eine Zeit zu verlaublichen, in der man Zürich und Konstanz als die Ausgangspunkte der Entwicklung ansah.

R. R.

Wissenschaftliche Nachrichten

Der erste Komet 1935. Aus Johannesburg wird den „Times“ berichtet: Der erste Komet dieses Jahres wurde dem Astronomen Johnson vom Observatorium in Johannesburg wahrgenommen und wird traditionsgemäß Johnson-Komet genannt werden.

Theaterrundschau

Cäsar von Arg' Schaubpiel „Der Ver-rat von Barbara“ hat innerhalb eines Jahres die vier Räder Uraufführung die 250. Aufführung erreicht. Das Stück gelangte bis jetzt an über 30 Bühnen des In- und Auslandes zur Darstellung und wird diesen Monat u. a. auch am Staatstheater Hamburg und in Königsberg gespielt.

770 40

Wie die Waldenburger zu ihrer eigenen Kirche kamen

St. Georg und St. Peter

Wohl zu gleicher Zeit wie das Städtchen selbst entstand in Waldenburg in der Nähe des obren Tores die Kapelle des heiligen Georg, an welcher bis zur Reformation ein Frühmesser amtierte. Hauptkirche aber war im Tal die uralte St.-Peters-Kirche zwischen Nieder- und Oberdorf. Hierher gingen die Leute aus den Talgemeinden, also auch die Waldenburger, in die Gottesdienste, hier waren sie getauft worden, und hier wurden sie begraben. Erst 1535 erhielt Hölstein eine eigene Kirche und wurde mit Bennwil zu einer Kirchengemeinde vereinigt. Bis 1826 schlossen übrigen die Waldenburger ihre Tore ab, wenn sie zur Kirche St. Peter gingen und öffneten sie erst wieder nach der Heimkehr von dort. Da man in der «guten alten Zeit» auch in der Woche, zum Beispiel am Dienstagmorgen, einen Gottesdienst hatte und der Besuch mehr oder weniger obligatorisch war, empfanden alte und gebrechliche Leute den weiten Weg un bequem. Aber auch für den Pfarrer, der in Waldenburg wohnte, war es unangenehm, an Sonntagen zweimal nach Oberdorf zu gehen, und er erhielt deshalb ein Häuschen neben der Kirche, wo er sich umkleiden und im Winter wärmen konnte. Im 18. Verfürgung, damit er reiten konnte.

1785 schrieb der damalige Pfarrer nach Basel, er müsse zur Schande seiner Gemeinde gestehen, dass der Gottesdienst in der Woche so liederlich besucht werde, dass er in einem Jahr mehr als die halbe Zeit sich wieder habe nach Hause begeben müssen, ohne Zuhörer gehabt zu haben. Er bat daher um die Erlaubnis, für die alten und gebrechlichen Waldenburger eine Betstunde im Schulhaus (dem «Löwen» gegenüber) abzuhalten. Der Versuch wurde gemacht und hatte Erfolg. Daher wurde in Waldenburg der alte Wunsch wieder geäußert, eine eigene Kirche zu haben, und man dachte an einen Umbau der früheren Georgenkapelle, welche seit der Reformation nicht mehr kirchlichen Zwecken diene.

Ein alter Wunsch

1812 erliess Pfarrer Merian einen Aufruf, worin er darauf hinwies, wie wünschenswert es für Alte und Schwächliche, besonders aber für Knechte und Mägde und für die Jugend wäre, die Kirche in der Nähe zu haben. Der Aufruf blieb aber ohne Erfolg. In Basel war man der Ansicht, die Waldenburger seien jahrhundertlang ohne Kirche Christen gewesen und könnten es weiterhin sein.

Das Kornhaus

1673 hatte das Spitalamt in Basel neben dem untern Tor zu Waldenburg ein geräumiges Kornhaus mit Keller, «Schiff», Kornböden und Estrich erbauen lassen, worin der in der Umgebung erhobene Spitzelzehnten eingelagert wurde. Da aber von 1800 an dieser immer weniger und von 1820 an gar nicht mehr erhoben wurde, konnte das Kornhaus immer weniger benutzt werden und stand schliesslich leer. Man benützte einen Teil davon nach dem Brand des Schlosses, als die dortigen Zellen zerstört waren, als Gefängnis. Auch war einmal die Rede davon, die Bezirksschreiber dort unterzubringen. Doch warnte der Bezirksschreiber davor, da es feucht und den Wirtschaften zu nahe sei. 1816 hatte der Schmied Baumann Scheune und Stall dort, und 1823 richtete sich ein anderer Waldenburger darin wohnlich ein. Die Pfleger des Spitals waren bereit, das Haus zu veräußern, und so hoffte man im Städtlein, nun doch zu einer eigenen Kirche zu kommen. Die Gemeinde bot 2000 Franken in bar und war bereit, die nötigen Fronungen zu übernehmen.

Sie richtete 1817 ein Schreiben an die Basler Behörden, worin sie die Gedanken Pfarrer Merians von 1812 aufgriff, und 1821 erneuerte sie das Gesuch und wurde von Statthalter Schmid unterstützt, der auch für sich und seine Familie den Bau einer Kirche im Städtlein begrüsste. Man beschloss, durch einen Ausschuss in Basel das Gesuch vorzubringen und zugleich zu erklären, dass neun Zehntel der Bevölkerung unbemittelt seien, man also auf die Hilfe Basels angewiesen sei!

Ein Bauplan

Die Gemeinde liess durch Baumeister Begle in Liestal einen Plan für den Umbau des Kornhauses in eine Kirche erstellen. Danach wäre dieser auf 2770 Franken und 4 Batzen zu stehen gekommen. Die 7 Fenster hätten 300, die beiden Türen 70, die Bänke 220, die Kanzel 60 und der Altar 15 Franken gekostet. Von Lausen sollten 100 Wagen Hausteine hergeführt und auf der Kirche ein Dachreiter zu 220 Franken errichtet werden. Der Statthalter erhielt von Basel den Auftrag, über die Volkszahl der Gemeinden und ihre Stellung zum Kirchenbau zu berichten. Damals hatte Waldenburg 517, Oberdorf 507, Niederdorf 256 und Liedertswil 119, alle zusammen also 1399 Einwohner.

Für diese war St. Peter an gewöhnlichen Tagen gross genug, wie der Statthalter angab, an Festtagen gab es aber etwa ein Gedränge, dass er schon hatte einschreiten müssen; denn dann kamen noch Leute aus Hölstein und Lampenberg, wenn in Bennwil Gottesdienst war, in das nähere Gotteshaus St. Peter.

Von 30 verhörten Niederdörfern sagten 20 zugunsten Waldenburgs aus, 10 waren gegen eine Kirche im Städtchen, da man dorthin an zwei Wirtschaften vorbeigehen müsse! Von 49 Oberdörfern gönnten 43 Waldenburg eine Kirche, weil es für sie dorthin nicht viel weiter war als nach St. Peter; sechs aber fanden, für sie sei der Weg nach Waldenburg weiter, und sie wollten nicht den «Städtlern» zuliebe weiter gehen! Ein Oberdörfer meinte aber, von diesen sechs Gegnern seien vier nicht imstande, den Text einer Predigt zu behalten. Allgemein herrschte die Ansicht, wenn Waldenburg eine Kirche wollte, solle es sie selber bezahlen, weiterhin aber seinen Beitrag an St. Peter leisten.

Die Meinung des Pfarrers

Als auch der Pfarrer Emanuel Meyer um seine Meinung befragt wurde, antwortete er nach Basel, er sei früher für eine Kirche in Waldenburg gewesen, aus eigener Bequemlichkeit und auch um den Waldenburgern entgegenzukommen. Nach reiflicher Ueberlegung und nach den Erfahrungen des Bennwiler Pfarrers sei er Gegner einer Wechselkirche, da dann die Leute gewöhnlich nur alle 14 Tage die nähere Kirche besuchen würden. So wären bei einer Wechselkirche im Städtlein höchstens ein Drittel, in Oberdorf zwei Drittel der Kirchengemeindglieder zu erwarten. Um aber Waldenburg entgegenzukommen,

erklärte er sich bereit, im Pfarrhausaal, der 150 Personen fasse, jeden Sonntag zu predigen. Darauf fand man in Basel, eine Kirche im Städtlein sei eigentlich nicht nötig, in religiöser Hinsicht sogar nachteilig, verursache nur Kosten und wecke viel leicht bei andern Gemeinden auch den Wunsch nach einer Wechselkirche. Man riet also vom Plane ab, und Pfarrer Meyer hatte von da im Städtlein kein angenehmes Leben. Es vergingen acht Jahre, bis er wieder um seine Meinung gefragt wurde. In dieser Zeit hatte er durch «schwere Erfahrungen» gelernt, die Sache von einer andern Seite anzusehen und war zur Ueberzeugung gelangt, «mit Gottes Segen könne auch eine Wechselkirche der ganzen Kirchengemeinde eine Trennung der Gemeinden in zwei Kirchengemeinden mit zwei Pfarrern. So schien diesmal kein Hindernis zu bestehen, wenn auch in Ober- und Niederdorf die Begeisterung nicht gross war.

Schule und Kirche

Da Waldenburg zu jener Zeit ein neues Schulhaus haben musste, weil das alte nicht mehr genügt wollte man dafür auch das Kornhaus benutzen, und Lehrerwohnung einzurichten gedachte. Darum war immer noch Platz für einen hohen Kirchenraum. In dieser Vereinigung von Kirche und Schule unter einem Dache sah man eine Einrichtung, die bereits in Deutschland an mehreren Orten vorhanden war. Nun brachen aber die Dreissigerwirren aus, welche den Kirchenbau neuerdings verzögerten, so dass die Schule vorläufig allein eingerichtet werden konnte. Die Gemeinde hatte es zwar für «unanständig» angesehen, wenn zuerst unter dem Dache und dann weiter unten gebaut würde. «Das Schulhaus» wurde 1831 bezogen.

In den Wirren stand Waldenburg zur neuen Regierung — zwei Mitglieder der provisorischen Regierung waren Waldenburger gewesen — während Ober- und Niederdorf mit Pfarrer Meyer treu zur Stadt hielten. Dieser benützte die Kanzel zu heftigen Ausfällen gegen die neue Richtung und wurde deshalb 1832 aufgefördert, das Städtlein zu verlassen. Er zog nach Niederdorf und teilte von dort aus mit, er werde keinen Waldenburger auf dem Friedhof von St. Peter begraben. Doch die Gemeinde ersuchte die Regierung in Liestal um die Erlaubnis zum Bau eines eigenen Friedhofes und einer Kirche, und beides wurde bewilligt. Für den Friedhof schenkte der Staat ein Grundstück, das zum ehemaligen Beckschen Haus, der spätern Bezirksschule, gehörte.

Die Kirche wird gebaut

Nun konnte endlich auch die Kirche im Kornhaus eingerichtet werden. Eine elfgliedrige Baukommission arbeitete rasch, und der Umbau begann ungefähr nach den Plänen des Baumeisters Begle. Ein Kornboden wurde entfernt und der obere, der die Schule enthält, mit Säulen gestützt, Fenster wurden ausgedreht, Bänke, Kanzel und Altar erstellt. Ein eigener Pfarrer namens Gabathuler aus Wartau fand sich auch; doch starb er schon 1834. In diesem Jahr war die Kirche soweit fertig, dass die Gesangsvorträge des Basellandschaftlichen Sängerverbandes darin stattfinden konnten. Der Pfarrvikar Jäck aus Württemberg begrüsste Sänger und Zuhörer. Er gab bald Anlass zu einer neuen Entzweiung in der Kirchengemeinde, indem er in Ober- und Niederdorf begeisterte Anhänger, in Waldenburg ebenso erbitterte Gegner hatte. Er predigte so hinreissend, dass er bei seinen Anhängern, besonders den Frauen, als Prophet Gottes angesehen wurde. Die Gegner warfen ihm liederlichen Lebenswandel vor.

Neue Wirren und neue Enttäuschungen

Es kam zum sogenannten Waldenburger Aufruhr, der lange Streitigkeiten zur Folge hatte. Jäck wurde verhaftet, von den Anhängern aber befreit, Militär musste zur Wiederherstellung der Ordnung aufgebracht werden. Jahrelang war die Gemeinde ohne eigenen Pfarrer, und drei Winter hindurch mussten die Konfirmanden auswärts unterrichtet werden. Erst 1837 wurde Pfarrer Baumgartner gewählt, der in beiden Kirchen predigte. Denn von Liestal aus wurde nur ein Pfarrer bewilligt. Ein Regierungsrat fand, 1800 Seelen seien für einen Pfarrer nicht zu viel, und bei der Errichtung der Bezirksschule sollte darauf Bedacht genommen werden, dass ein Theologe zum Lehrer gewählt werde, der an Sonntagen in einer der beiden Kirchen predigen könne.

Waldenburg verlangte, dass der Staat die neue Kirche übernehme, nachdem die beiden Gotteshäuser zu Wechselkirchen erklärt worden waren. Mindestens sollten die Baukosten, 8905 Fr. 61 Rp., zurückgestattet werden, während die Gemeinde die Fuhren und Fronleistungen, auch die Erstellung des Friedhofes für 990 Fr. und die Orgel für 2000 Fr. zu übernehmen bereit sei. Sie erreichte aber nur, dass die Angelegenheit an eine Kommission gewiesen und schliesslich alles abgelehnt wurde. So blieb die neue Kirche Eigentum der Gemeinde und bildete dadurch eine Besonderheit unter den Kirchen des alten Kantons. Sie weist auch sonst Eigentümlichkeiten auf, hat sie doch über sich Räume, die bis jetzt profanen Zwecken dienen. Bis 1891 war die Primarschule mit Lehrerwohnung dort untergebracht, später die Mädchen-Sekundarschule. Noch heute werden Knaben-Handarbeits- und Nähkurse abgehalten, und bei militärischen Einquartierungen hielten sich Soldaten dort auf.

Der Turm wird gebaut

Die Waldenburger gingen trotz den Enttäuschungen weiter und bauten einen Kirchturm. Man hatte zwar zuerst an einen Dachreiter gedacht, da am nahen Tor Schlaguhr und Glocke vorhanden waren. 1839 aber fand man, zur Kirche gehöre ein richtiger Kirchturm. In den Jahren 1841 und 1842 wurde er gebaut. Dafür verschwand aber das alte Tor, das den Fuhrleuten schon lange im Wege war. Früher war man neben dem Tor in die oberen Räume des Kornhauses und der Kirche gestiegen; nun erfolgte der Zugang durch den neuen Turm.

Die Glocken

Der Turm erhielt auch ein Gefläute mit 4 Glocken, welche Glockengiesser Rüetschi in Aarau goss. Die Betzeitglocke erhielt die Aufschrift:

Wir alle laden mit vollem Klang zur Freude, zum Schmerz und zum Festgesang, und:

Des Morgens frühe, des Abends spät schicket euch an zu frommem Gebet; dann zur Arbeit und dann zur Ruh. Alles dies rufet die Glocke euch zu.

Die zweite Glocke:

Zur Andacht, zur Freude, zur Lust und zum Schmerz

erwecket mein Hammer das menschliche Herz.

Die dritte Glocke:

Bei Feuer und Sturm ruf ich vom Turm die Waldenburger zu Hilfe.

Die vierte Glocke:

Ich biet der Gemeinde zur rechten Zeit und mahne sie zur Einigkeit.

An die Kosten der Glocken in der Höhe von 6500 Franken beschloss der Landrat einen Beitrag von 3000 Franken. Der Turm aber kostete ungefähr 17 000 Franken. Auf der Spitze trägt er ein vergoldetes Kreuz, vielleicht im Gegensatz zum St. Peter, den ein Hahn zielt.

Urteile

Ueber Kirche und Turm hörte und hört man allenthalben urteilen. Pfarrer Lutz in Läuelfingen sah den Turm noch nicht, nannte aber das Innere der Kirche eines der niedlichsten im ganzen Kanton. In neuerer Zeit fand ein Fremder, er könne von der Kirche nichts Rühmliches sagen, sie gleiche andern Kirchen wenig. Im Innern fand man zu viel Marmor vorgetauscht, und die Säulen waren überhaupt im Wege. Aber ein Fachmann der Neuzeit fand die

Festliche Einweihung des renovierten Gotteshauses

Nach zehnmonatiger Bauzeit konnten die Renovationsarbeiten an der reformierten Stadtkirche von Waldenburg zum glücklichen Abschluss gebracht werden. Am gestrigen Passionssonntag fand die feierliche Einweihung der vollständig renovierten Kirche unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung statt. Nach dem Eingangsspiel auf der neuen Orgel, dem Kanzelgruss von Pfarrer Paul Meier, dem Lied Nr. 47 und Gebet trug der Gemischte Chor Waldenburg unter der Direktion von Lehrer Jakob Schaub vom Sanctus aus der «Deutschen Messe» von Franz Schubert mit Orgelbegleitung vor. Hierauf hielt Dekan Philipp Alder aus Ziefen eine gehaltvolle Predigt, in welcher er den 4. Vers des 4. Kapitels des Evangeliums des Matthäus «Und er antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht» lebendig und treffend auslegte. Nach dem gemeinsam gesungenen Lied Nr. 20 sprach anstelle des im Laufe der vergangenen Woche leider verunfallten Präsidenten des Kirchenrates, Ernst Zeuglin, Kirchenratsmitglied Paul Minder aus Bubendorf. Er brachte die Freude des Kirchenrates an der wohl gelungenen Renovation zum Ausdruck, zu der das «Scherlein der Witwe» mit Freude gegeben worden ist, und wünschte zur Feier selbst und zum weitem Gemeindeleben Gottes reichen Segen. Nach einem Orgelvortrag sprach

Regierungsrat Dr. Ernst Boerlin in seiner Eigenschaft als kantonalen Kirchendirektor.

Auch er drückte seine Freude an der gut gelungenen Renovation aus. Seine weiteren Betrachtungen knüpfte er an die Tatsache, dass die Waldenburger Kirche, die der politischen Gemeinde gehört und für die sie allein und gut sorgt, ja früher einmal als Kornkammer gedient hat. Eine leere Kirche käme einer leeren Kornkammer gleich. Zur Kirche Sorge tragen können wir durch ihre rege Benützung. Jeder Kirchgänger ist für uns Nahrung, was uns leider zu unserem eigenen Schaden viel zu wenig bewusst ist. Wenn wir in Not kommen, so wird uns erst recht bewusst, wie hungrig wir nach dieser Nahrung sind und nur der Glaube helfen kann. Die besten Weizenkörner werden nicht gegessen, weil sie für eine neue Ernte nötig sind. Die Körner, die als Saatgut verwendet werden, sind für uns verschwunden, aber sie gehen in die neue Ernte über. Ohne Opfer geht es nicht. Auch wir müssen bereit sein, Opfer zu bringen, Opfer gegenüber unsern Nächsten. Nur aus diesem Geiste heraus kann die Kirche ihre Aufgabe erfüllen. Am Schlusse seiner Ansprache wünschte der Kirchendirektor der Kirchengemeinde Waldenburg Gottes reichen Segen.

Der Gemischte Chor trug hierauf mit Orgelbegleitung zum Kyrie aus der «Deutschen Messe» von Franz Schubert vor. Nach einem Gebet und dem von der Gemeinde gesungenen Lied Nr. 208 dankte Pfarrer Paul Meier allen, die zum guten Gelingen der Kirchenrenovation beigetragen haben: den Behörden, dem Architekten, den Handwerkern, der ganzen Gemeinde, den Spendern der Kirchenfenster, die eine Zierde der Kirche sind, aber auch den Künstlern, welche die ihnen gestellte Aufgabe treffend gelöst haben. Ein besonderer Genuss der Feier war das meisterhafte Spiel auf der neuen Orgel von Felix Jenny aus Liestal, welcher dem neuen Instrument die schönsten Töne entlockte. Wie manche Kirchengemeinde wäre froh, ein so herrliches Instrument zu besitzen!

Beim nachfolgenden Imbiss im Gasthof zum Stab begrüsste

Gemeindepräsident E. Tschudin

die vielen geladenen Gäste, unter ihnen Regierungsrat Dr. Ernst Boerlin, alt Pfarrer J. Senn, die anwesenden Seelsorger der Nachbarschaft, den Vertreter der Orgelbaufirma, Peter Felix Jenny, die Donatoren Dr. h. c. Reinhard Straumann, Arnold Meyer, Charles Schäublin, Alfred und Fanny Nägelin-Tschudin, ferner Architekt Willy Arnold, Liestal u. a. Sodann führte er aus, dass die Einwohnergemeinde Waldenburg am 17. Dezember 1955 einstimmig beschlossen habe, die Renovation der Kirche durchzuführen nach den von Architekt Willy Arnold aus Liestal angefertigten Plänen. Der geforderte Kredit von 215 000 Franken wurde bewilligt. Die seit 1952 bestehende Renovationskommission wurde in Baukommission umgetauft und mit der Bauleitung der Projektverfasser bestimmt. Am 22. Mai 1956 konnte mit den Bauarbeiten begonnen werden. Das ganze bisherige Kircheninnere wurde weggerissen und vollständig neu gestaltet. Die Empore, auf der sich die Orgel befand, wurde abgetragen und auf der Gegenseite neu errichtet. Die Orgel selbst, die sich sehr gut in die Kirche einfügte, wurde restauriert.

Lage der Kirche am untern Ende des alten Stadtkerns und im Blickpunkt der leicht gebrochenen Strasse hervorragend. Auch das Innere repräsentierte sich nach ihm als wohlproportionierte Halle von drei Schiffen, deren Decke von sechs in buntem Stuckmarmor ummantelten und mit Basis und Kapitell versehenen Säulen gestützt war. Ein anderer Kenner fand, die Waldenburger hätten aus dem alten Kornhaus einen netten Kirchenraum im Biedermeierstil gemacht.

So sind die Urteile verschieden, auch über den Turm und die alte Orgel, welche derjenigen von Lützelhühli gleich, aber schwer zu spielen war. Der Turm schien dem einen schlank, dem andern plump und dem dritten stillos. Die Waldenburger haben aber für ihre Zeit etwas geschaffen, woran sie Freude hatten, und sie haben auch finanzielle Opfer gebracht.

Uebrigens gehört, was vom Innern gesagt wurde, heute der Vergangenheit an, nachdem die Gemeinde den Umbau beschlossen und durchgeführt hat. Im Verlauf der Arbeiten kam ein Stein zum Vorschein, der zwei Wappenschilder zeigte. Das eine weist die Krücke als Sinnbild eines Spitals auf, während das andere leer ist. Es enthielt aber ohne Zweifel eine steinerne Halbkugel, die beim Umbau des Kornhauses in die Kirche abgeschlagen wurde. Krücke und Halbkugel finden sich an Gebäuden, die einst dem Basler Spital gehörten, und sind u. a. an einem Hause im Schöntal bei Langenbruck noch zu sehen. In der Kirche zu Waldenburg zeigen sie demjenigen, der Sinn dafür hat, wem einst das Gebäude gehörte. Ist der Fund nicht so wertvoll wie die Fresken in Ollingen, so ist er doch interessant. H. Weber (Quellen: Staatsarchiv Liestal, alte und neue Abteilung).

Orgebau AG in Männedorf zum Preise von 56 000 Franken in Auftrag gegeben. Die Orgel steht heute wieder am gleichen Ort wie früher, jedoch auf dem Boden. So wurde es möglich, den 4,80 m hohen 16 Fuss-Bass ohne Schwierigkeiten einzubauen. Der Orgelfonds beträgt heute 70 000 Franken, wozu die Thommens Uhrenfabriken AG aus Anlass ihres 100-jährigen Bestehens mit 20 000 Franken den Grundstock gelegt haben. Der vom Frauenverein Waldenburg im Herbst 1955 durchgeführte Bazar ergab einen Nettoerlös von 15 000 Franken. Die von 8 hochherzigen Spendern gestifteten Fenster reichen der Kirche zur besonderen Zierde. Zwar sind noch nicht alle Fenster eingesetzt, doch wird dies der anerkannte Künstler Jacques Düblin aus Oberwil noch besorgen. Mit besonderer Freude gedachte der Sprechende der vielen Gaben seitens der Waldenburger Einwohnerschaft. — Anstelle der bisherigen unzureichenden Ofenheizung wurde die elektrische Fussbodenheizung montiert. Der neue Fussboden besteht aus Tessiner Steinplatten. Die Decke, die um 60 cm tiefer gesetzt werden konnte, ist eine solide, zweckmässige Holzkonstruktion. Mit Freude darf man feststellen, dass dadurch das ganze Kircheninnere bedeutend an Wärme gewonnen hat. Das Geläute wurde ebenfalls auf elektrischen Betrieb umgestellt. Mit einem nochmaligen Dank an alle, die zum schönen Werke beigetragen haben, gab Präsident E. Tschudin seiner Hoffnung Ausdruck, das renovierte Gotteshaus werde in Zukunft wieder rege benützt werden. —

Interessante Ausführungen machte Max Martin als Präsident der Baukommission.

Er erinnerte an den vom Gemeinderat im Jahre 1952 an die Renovationskommission erteilten Auftrag. Die Kommission habe sich ernsthaft an die Arbeit gemacht und zuerst einmal die dringend notwendige Renovation des Kirchturmes für rund 19 000 Franken in die Wege geleitet. Gleichzeitig wurde mit Fachleuten Verbindung aufgenommen zwecks Planung der gesamten Renovation. Ein erster Kostenvorschlag zeigte die hohe Summe von 300 000 Franken, welcher Betrag in der Folge durch Weglassen verschiedener Positionen und Umstellungen auf 160 000 Franken reduziert werden konnte. Leider war damals der Gedanke für eine Kirchenrenovation noch nicht reif. Dessen unbekümmert ergriff der Frauenverein Waldenburg die Initiative zur Durchführung eines Bazar, dessen Ertrag der Kirchenrenovation zugute kommen sollte. Damit war der Stein erneut ins Rollen gekommen. Allerdings stellte sich der Vorschlag zufolge der inzwischen eingetretenen weitem Teuerung auf 215 000 Franken, welcher Kredit im Dezember 1955 von der Gemeindeversammlung bewilligt wurde. Während der ganzen Bauzeit wurde von allen Beteiligten speditiv, mit Interesse und Liebe gearbeitet.

Im Laufe des Nachmittages sprachen weiter

Dr. E. König, Vizepräsident der Synode, welcher deren Grösse überbrachte und den ausgearbeiteten Bau würdigte, Charles Schäublin aus Bévillard, der seit 60 Jahren nicht mehr in seiner Heimatgemeinde wohnt, seine Anhänglichkeit aber schon wiederholt bewiesen hat und der Erinnerungen aus früherer Zeit auffrischt, Leo Rudin aus Oberdorf, Präsident der Kirchenpflege, der den heutigen Tag als Freudentag der ganzen Kirchengemeinde aufgefasst wissen möchte, H. Pfarrer Johann Felber aus Oberdorf, der die Grösse der katholischen Kirchengemeinde des Waldenburgertales überbrachte und den Wert des konfessionellen Friedens betonte, ferner alt Pfarrer Jacques Senn, der viele Jahre in der Kirchengemeinde Waldenburg tätig war und über die wohlgelungene Renovation ganz besondere Freude zum Ausdruck brachte. Schon als er im Jahre 1919 sein Amt angetreten habe, sei vom damaligen Stadtschreiber Urech, der zu jener Zeit im ersten Stock der Kirche residierte, die «baldige» Renovation in Aussicht gestellt worden. Im übrigen erzählte er in launigen Worten einige Reminiscenzen aus seiner langjährigen Amtstätigkeit. Zum Schluss war es ihm ein Vergnügen festzustellen, dass es gerade seine ehemaligen Konfirmanden und Konfirmandinnen waren, die so tatkräftig für die Neugestaltung der Kirche eingestanden sind. Und schliesslich bezeichnete er als schöne Geste die Ansetzung der Kollekte der Einweihungsfeier als Zuwendung für die Stiftung für das Alter.

Waldenburg hat eine wirklich schöne und heimelige Kirche mit einer ausgezeichneten Orgel erhalten. Hoffen wir, dass sie, wie es der Wunsch aller am Werk Beteiligten und der beiden Pfarrers ist, recht rege benützt und ein Hort der Erbauung wird. H.

Seite 35 des Archivverzeichnis.

auf Seite ⁷⁰~~35~~ 36. Betrifft die Berichte
über die abgedeckten mittelalterlichen
Wandmalereien i. d. Kirche
zu Pratteln

III 199



- № 17. Aus der Frühgeschichte des Dorfes Lampenberg
 von Hrn. Gaur, 1936.
- x 18. Die erste evangel. Kirche i. Reinach v. H. Gaur,
 erschienen im Kirchenboten, Okt. 1938
- " 19. Die Burgkirche v. Miltting. Okt. 1940 v. T. E.
- " 20. Skizze des gefundenen Weihwasser-
 Beckens v. J. Eglin 1925.
- x 21. Die Kirche v. Büs, von K. Graf er-
 schienen in „Feiertünden“, Aug. 1944
- № 22. Kreuz i. quer durch den Bezirk Arlerheim
 von Ad. Meyer, Lehrer i. Pfaffingen 1942
- № 23. Kirche Riehen, Mai 1943.
- № 24. Ernstes u. Heiteres aus einem Baseldschftl.
 Kirchenregister des 17. Jahrhunderts 1950.
- № 25. Die Kirche zu Temikon. Nov. 1949
- № 26. Die ehemal. Kapelle zu Wittinsburg
 aufgenommen v. Max Schneider, Arch.
- 27. Die ehemalige Kapelle v. Lampenberg. } 19
- x " 28. Etwas über den päpstlichen Nuntius v. Gal
- x " 29. Die Kirche von Benken v. C. A. Müller 1955
- x " 30. Kirche v. Oltingen, v. 7. Juli 1956
- / 31. Basler Wandermaler. Kirche von
 Miltting erschienen i. d. Arbeiterzeitung
 v. 9. Juli 1948. v. E. Z. (Emil Zinker.)
- x " 32. Kirche v. Pratteln. Sept. 1953 v. E. Zünger
- x " 33. Kirche v. Rimlingen, 1951.
- x " 34. Reformierte Kirche v. Arasheim 1957
- 35. Ein Gerangsbüchlein
- x " 36. Kirchengemeinde Arisdorf - Zielmarkt 1957
- x " 37. Glockenaufzug i. Ziffern. November 1950

20

von Kenntnis geben werde.

Baselland.

Michaelstapellen im Baselbiet.

O. Mit der bereits gemeldeten Bischoflegung von Fundamenten einer Michaelstapelle oberhalb der Kirche St. Peter bei Oberdorf sind die längst aus der Erinnerung geschwundenen Michaelskirchen und Kapellen wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt.

Das Baselbiet hatte vor Zeiten zum mindesten vier Michaelstapellen — wahrscheinlich waren es noch mehr — die dem Erzengel Michael geweiht waren, in Muttensz, Mümlingen, Liestal und in Oberdorf. Es ist möglich, daß vom heutigen Biel-Benten Biel seine eigene Michaelskirche gehabt hat. Wenigstens deutet, wie Herr Pfarrer D. R. Gauß nachweist, die in einem alten Verein des Großguts zu Biel-Benten enthaltene Bemerkung vom „Sant Michelsgut zu buel“ (Buel-Benten oder Benten minor ist die frühere Benennung von Biel) darauf hin, und nach den Urkunden hat eine alte Kirche (Kappelle) in Biel gestanden, die schließlich im Jahre 1621 abgebrochen und deren Material zum Kirchenbau in Benten verwendet wurde. Doch ist es ebenso möglich, daß die Bezeichnung vom „Sant Michelsgut“ in Biel auf die Kathedral-Kirche in Basel (das alte Wasser Münster) zurückgeht, denn Michael war ursprünglich der Heilige dieser Kirche gewesen, und die Dombroschei besaß ziemlich viele Güter in dem Banne von Biel-Benten.

St. Michael gilt als der Hüter der Grabstätten, und die ihm gewidmeten Kappelle lagen inmitten vom Friedhof und dienten meistens als Weinhaus. So erklärt es sich auch, daß das 1513 erbaute oder erneuerte Weinhaus zu Muttensz auf der Außenseite u. a. den St. Michael im Wilde hat. Auch die Michaelstapelle bei Oberdorf hat einst als Weinhaus Verwendung gefunden und muß in einem Kirchhof drin gestanden haben, was die bei den Nachgrabungen zu Tage geförderten vielen menschlicher Knochen bestätigen.

Ueber den Erzengel Michael weiß eine alte Legende Folgendes zu erzählen. Unter dem Papste Gelasius fand in Wulken auf dem Gipfel des Monte Cargano, an dessen Fuße die Siboninger wohnen, eine berühmte Erscheinung des Erzengels Michael statt. Es geschah nämlich, daß aus der Kinderherde eines Carganus ein Siler weitauf sich verließ. Nachdem man ihn lange gesucht hatte, fand man ihn am Eingang einer Höhle hängend. Als aber einer von den Suchenden, um den Siler zu durchbohren, einen Pfeil abschöß, drehte sich der Pfeil und fiel gerade in den Köcher zurück. Diese Begebenheit erfüllte die Anwesenden und darauf auch andre mit solcher Furcht, daß niemand näher an die Höhle heranzutreten wagte. Man fragte den Bischof von Sibonto um Rat. Der antwortete, man müsse, nachdem ein dreitägiges Fasten angefangen sei, von Gott Auskunft zu erlangen suchen. Nach drei Tagen erwähnt der Erzengel Michael den Bischof, der Ort stehe unter seinem Schutz, und durch dieses Urteil habe er gezeigt, er wolle, daß daselbst Gott zu seiner und der Engel Erinnerung verehrt werde. Das geschah. Und nicht viel später hat der Papst von Rom, Bonifacius, auf dem höchsten Plage eine St. Michaelskirche geweiht.

Bauschiffe

Nationalzeitung vom 14. Dez. 1924